o. germ.
Heller
598 gc - 7

<36635607750016

<36635607750016

Bayer. Staatsbibliothek

Sieben Winterabende.

Von

Robert Heller.

Erster Band.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

1847.

127

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Das Landhaus am Passeyer	1
Der natürliche Sohn	213
Die Wunderblumen	317

Das Landhaus am Passeyer.

1.

Es gibt wenige Thäler, die dem von Meran an Schönheit gleichen, aber keines, von welchem es übertroffen wird. Norden und Süden begegnen sich in demselben, um sich in dem Wettstreite zu überbieten, wer der Gegend die meiste Anmuth verleihen könne. Der kühlere Gesell bringt sein saftiges Grün und seinen riesenhaften Baumwuchs aus Deutschland mit sich und begleitet den Lauf der Gewässer mit üppigen Auen, beschattet die Felsen mit mächtigen Fichten und pflanzt den Melonenapfel neben die Feige. Der Süden aber greift mit beiden Händen nach Italien und gibt dem Thale den Maulbeerbaum, um welchen er die lombardische Weinrebe schlingt, läßt die Akazie neben dem Ahorn blühen, die süße Kastanie an der Seite der Buche, streut Blumen in das Grün und heißt bunte Falter darüber flattern. An den Bergen zwar behauptet der Norden stets die Oberhand. Wo die Maisfelder längst geendet haben, wo der Süden kein blühendes

Reis mehr in den Rasen einzuflechten wagt, breitet der zähere Nebenbuhler tief-dunkle Nadelholzungen aus, die mit Stolz auf die vereinzelten Cypressen vor den Landhäusern hinabblicken, kühn bis an die höchsten Matten emporklimmen und vor keinem Getös des Wasserfalles, selbst nicht vor dem Donner der Lawine erschrecken. Auch macht der Süden keinen Versuch, dem Norden an das Eis der Gletscher nachzufolgen. Aber an einem Lenzmorgen überspringt er selbst die höchsten Firnen und spannt seinen ewig klaren Himmel über dem granitnen Joche der Alpen aus, einen Himmel so blau und durchsichtig, daß selbst der Norden dazu lächelt und nur selten grollend sein schweres Wettergewölk heraufführt. Im Herbste vergleichen sich die Grenznachbarn. Der Süden übergibt sein Regiment dem Andern. Sieh', sagt er, wie golden das Obst durch die Blätter blinkt, welches wir gemeinschaftlich pflegten. Die Aeste beugen sich bis zur Erde, und auch der Weinstock, Dein edler Adoptivsohn, sehnt sich nach dem Winzermesser, denn die Trauben erdrücken ihn fast durch ihre Schwere. Halte noch einige Wochen Frieden, daß die Aernte geschehe und treibe Dein Wesen im Winter nicht zu arg und zum Schaden meiner zarteren Kinder, die ich Dir zurücklasse, oder ich würde mich im Sommer glühend an Dir rächen.

Der Süden droht auch nicht blos. Er hält Wort.

Je strenger der Winter geherrscht, desto heißer kommt dann Frühling und Sommer. Das wissen alle Leute im Thale von Meran.

Und dies Thal ist ein Paradies für die Gesunden, ein mit jedem Morgen neu aufsprudelnder Teich Bethesda für die Kranken. Hierher führt man die an der Brust leiden, um Genesung aus der milden Luft zu trinken, welche Norden und Süden gemeinschaftlich gemischt haben, der eine mit seiner Frische, der andere mit seinem balsamischen Duft. Aber auch die, welche wunden Herzens sind, genesen hier. Denn welcher Schmerz fände nicht Linderung an der Größe und Heiterkeit einer festtäglichen Natur?

Unter einem rauhen Himmel geht das menschliche Streben zunächst dahin, gesellige Vereine zu errichten und das, was die Natur einen großen Theil des Jahres hindurch versagt, durch die Genüsse des Umgangs, der Unterhaltung, des gegenseitigen Anschlusses zu ersetzen. Der Süden aber begünstigt die Gesellschaft nicht, er zerstreut sie. Wenn wir Meran etwas wünschen dürften, so wäre es, daß die kleine Stadt ein größerer geselliger Mittelpunkt für Fremde und Einheimische würde. Denn der Mensch ist ein so edles Stück der Natur, daß wir ihn selbst da nicht vermissen wollen, wo ein überirdischer Reiz der Landschaft zur Einsamkeit, zur Flucht in versteckte Thäler

und Gebüsche auffordert. Der Trieb nach Geselligkeit führt uns doch immer wieder zu unseres Gleichen zurück.

Am linken Ufer des Passeyer, der seine gletschergrünen Fluthen unterhalb der Kapelle, die auf der rechten Seite des Wildbaches hoch auf einer Felsenkante steht, über das Gestein aus dem Nebenthale zur Etsch rollt, liegt ein netter Hof. Er ist nicht so weit von Meran entfernt, welches jenseit des Passeyers eine mehr ländliche Fortsetzung hat, um nicht noch zum Gebiete der Stadt gerechnet zu werden, dennoch aber weit genug hinweg von den übrigen Häusern gebaut, um als ein abgeschiedenes Ganze zu gelten. Hier hatte sich vor etwa acht oder zehn Jahren eine englische Familie angesiedelt, die wenig dazu beitrug, die Geselligkeit im Gast- und Posthause von Meran zu beleben. Ein ältlicher, unfreundlicher, Herr, der weder krank, noch gesund schien, war das Oberhaupt der Familie. Mit ihm waren zwei junge Damen gekommen, von bedeutender Schönheit Beide, die eine von einer lachenden, die andere von einer ernsten. Die übrigen Hausgenossen gehörten der dienenden Klasse an, wiewohl man den Kammerdiener in seinem langen weißen Tuchrocke, den er auch im Sommer nicht ablegte, sobald er nicht in Begleitung seiner Herrschaft erschien, selbst für einen Gentleman gehalten hätte. Die Zofe hatte ein weniger Ehrfurcht gebietendes Aeußere. Dennoch blieb sie

frei von jeder Zudringlichkeit, nicht blos in dem stillen, bürgerlich=sittlichen Meran, sondern selbst in München und Venedig, wo sie sich zuletzt befunden hatte, denn sie war eben so häßlich, als ihre Damen schön; auch schon alt, wozu die Häßlichkeit nur einer sehr kurzen Frist bedarf, um es zu werden.

Herr Dennis Foot langte im Herbste in Meran an und wohnte, wie alle Fremde, die in jene Stadt kommen, anfangs im Posthause. Wenn schon das gute Ansehen seines Bedienten, sowie dessen verdrossenes Wesen gegen alle Fremde, mit Sicherheit auf einen vermögenden Mann schließen ließ, so war auch die ganze übrige häusliche und Reiseeinrichtung des Herrn Foot die einer Person von vornehmem Bedürfniß und großen Mitteln. Er hatte so viele Zimmer für sich in Beschlag genommen, als zu erlangen waren, ohne den Betrieb des Gasthofs zu beeinträchtigen; der Fuhrmann von Botzen brachte ihm allwöchentlich Kisten und Packete, aus denen nach und nach eine Bibliothek zusammengestellt ward und so viele Geräthe erwuchsen, daß ein Meubel des Wirthes nach dem andern die Zimmer räumen mußte, bis Foot's Wohnung endlich einem vorübergehenden Gasthofsaufenthalte auch nicht entfernt mehr glich.

Die beiden Damen waren manchmal auf einem Morgen= oder Abendspaziergange zu erblicken. Dann beglei=

tete sie der Diener, welcher sich um so ehrerbietiger gegen seine Herrschaft benahm, je anmaßender und rücksichtsloser er sich gegen das ganze Haus betrug. Herr Foot hingegen verließ das Zimmer nur, um an die Mittagstafel zu kommen. Aber selbst diese Bewegung gab er auf, als ihn einst ein Tischnachbar darauf aufmerksam machte, daß seine „Fräulein Tochter", eben die lachende Schönheit, eine Bitte an ihn richte, die er unbeachtet lasse. Von diesem Tage an erschien er nie wieder bei Tische, und der Herr, welcher durch eine so unerwartete Folge seiner Gefälligkeit in Erstaunen gerieth, zerbrach sich den Kopf über die Ursache von dem Mißbehagen des Engländers. Nicht ihn, sondern seine Begleiterinnen bedauerte man entbehren zu müssen. Noch mehr als ihr karges Gespräch war ihr Anblick erfreulich gewesen.

Zuletzt entdeckte der Wirth die Veranlassung von Herrn Foot's vollendeter Zurückgezogenheit. Die Dame, die der Gast eine „Fräulein Tochter" genannt hatte, war die Gemahlin des Alten. Die blose Einzeichnung des Namens in's Fremdenbuch hatte irre geführt, und Benjamin Turner, der Kammerdiener, war so herablassend gewesen, die Meinung des Posthalters zu berichtigen.

Noch schlimmer erging es dem Wirthe selbst, als im Winter — denn Herr Foot dachte nicht daran, Meran bei dem Einbruch der kälteren Jahreszeit zu verlassen — ein

Ball im Posthause gegeben werden sollte und er die englische Familie dazu einlud.

„Wo soll der Tanz stattfinden?“ fragte Herr Foot.

„Im Speisesaal, Ew. Gnaden,“ versetzte der Wirth mit österreichischer Höflichkeit.

„Unter meinen Zimmern? Neben denselben? Wann findet der Ball Statt?“

„Nächsten Sonntag Abend, wenn es Ew. Gnaden beliebt.“

„Ich werde um diese Zeit nicht mehr hier wohnen,“ antwortete Foot, und nachdem er seit Monaten über die Wahl eines Privathauses in oder um Meran mit sich uneinig gewesen, war diese Frage jetzt sofort entschieden. Er zog in den abgelegenen Hof am Passeyer. Von da an blieben die Damen eben so unsichtbar, als der grämliche Herr. Dennoch erhielten die zwei oder drei jungen Herren von Meran, die weder die lachende, noch die ernste Schönheit vergessen wollten, jetzt bessere Kunde über die Fremden, denn früher, wo Herr Foot im Gasthofe wohnte. Um sich ganz von der Stadt zu trennen, mußte er nämlich eine Köchin annehmen. Der hohe Preis, den er bot, verlockte die Wirthschafterin eines Pfarrers, daß sie aus dem gut katholischen Hause des Geistlichen schied und in die Dienste eines „Nichtchristen“ trat. Leider macht das

fromme Landvolk von Tyrol diesen wesentlichen Unterschied zwischen ihren Glaubensgenossen und den Protestanten, daß sie die letzteren für eine heidnische Sekte halten. Nanny, die Köchin, war bald über die allgemeinsten Verhältnisse ihrer Herrschaft unterrichtet und bei Weitem nicht von der Schweigsamkeit eines Benjamin Turner. Meran erfuhr, daß Herr Foot ein Fabrikherr aus Glasgow sei, der sich erst kürzlich mit seinem Vermögen aus dem Geschäfte zurückgezogen, dann in Liverpool verheirathet habe und auf das Festland gegangen sei, um hier der Muße und seinem ehelichen Glücke zu leben. In München hatte er seiner jungen und fröhlichen Frau eine Gesellschafterin in dem Fräulein Anna von Kirchner gegeben, die Mißtreß Foot nach Venedig und von da nach Meran begleitete.

Einen Blick in's Innere der Familie konnte jedoch auch nach diesen Mittheilungen Niemand werfen. Warum Herr Foot sein Haus niemals verließ, selbst in einer Jahreszeit, wo noch Alles zu einem Besuch im Freien einlud, womit er sich beschäftigte, wie sich die Damen unterhielten, die einzig auf den Umgang unter sich und mit dem mürrischen Manne angewiesen waren, weshalb Mißtreß Foot stets heiter und Fräulein Anna immer schwermüthig aussah — alle diese Fragen blieben unbeantwortet. Man erfuhr nur, daß Herr Foot die Miethe für das Landhaus

auf ein Jahr bezahlt hatte und also entschlossen schien, länger in Meran zu verweilen.

Ein Ereigniß im Frühjahre brachte den Engländer plötzlich einmal und auf die unerwartetste Weise zum Vorscheine, nachdem man sich schon daran gewöhnt hatte, sich nicht weiter um den Einsiedler zu bekümmern. Die Etsch ging mit Eis und gleichzeitig brach der Passeyer, der an allen Stellen gefroren gewesen war, wo es sein heftiger Fall erlaubte. Von den beschneiten Gebirgen, auf die ein warmer Regen unter Südwinde fiel, ergoß sich eine unendliche Wassermasse, die in allen Rinnen und Schluchten herabströmte. Das Thal verwandelte sich in einen See und die Fluth stieg zu einer gefahrdrohenden Höhe. Besonders in der Gegend, wo sich der Passeyer mit der Etsch vereinigt, war die Ueberschwemmung furchtbar. Der Wildbach ward von der Etsch zurückgedrängt, deren Eis eine Meile unterhalb Meran einen Damm bildete. Das Wasser staute sich thalaufwärts, die Wogen ergossen sich hoch über Felder und Gärten und in den niedriger gelegenen Häusern stiegen sie bis unter das Dach.

Unter den Ersten, die zum Beistande der überraschten Bewohner herbeieilten, war Herr Foot. Er hatte ein Floß zusammengezimmert, welches er mit eben so viel Muth, als Geschicklichkeit zu lenken wußte. Während man dem verdrießlichen und krankhaften Manne nicht zugetraut

hätte, einen Abendspaziergang ohne die ängstlichste Rücksicht auf seine Gesundheit zu unternehmen, stand er jetzt bis an die Knöchel im Eiswasser auf dem Flosse, welches ihm Benjamin Turner leiten half, und seine unermüdlichen Anstrengungen erregten selbst das Erstaunen der abgehärtetsten Arbeiter. Sein Fahrzeug begab sich von einem Punkte nach dem andern. Während er Anordnungen traf, die von eben so viel Besonnenheit als Sachkenntniß zeugten, griff er selbst mit am herzhaftesten zu. Seine Befehle wurden unweigerlich vollzogen, obschon die gemeinen Tyroler die wenigen hochdeutschen Worte kaum verstanden, die Herr Foot hervorpreßte, eben so wenig, wie er aus ihrem Dialekte klug ward. Aber sein Beispiel diente statt wörtlicher Anleitung. Von Morgens früh bis spät des Nachmittags hatte er sich unausgesetzt mit der Sicherung von Menschen und Vieh beschäftigt. Endlich fuhr er nach Hause, denn das Wasser reichte gerade bis an seinen Hof. Anstatt sich jedoch eine Erholung zu gönnen, kehrte er mit allerlei Vorräthen an Lebensmitteln zurück, die er vertheilte. Das Wasser stieg noch immer und der Engländer dachte nicht daran, mit einbrechender Nacht in seine Wohnung zu gehen. Er blieb auf dem Platze, wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde, wo der Sieg noch unentschieden ist. Die Leute wendeten sich an ihn, wie an eine Behörde. Sein Hauptquartier befand

sich in einem Hause, welches bis zum ersten Stockwerke unter Wasser stand. Um die Kühe nicht im Stalle ersaufen zu lassen, hatte man sie die Treppe hinaufgeschleppt und in die Zimmer versetzt, deren Bestimmung sonst nur der Aufnahme von Menschen galt. Eine Stube, deren Einrichtung so elegant war, als sie sich für die beiden Damen schickte, die hier von einer Sommerkur des verflossenen Jahres her zurückgeblieben waren, hatte sich in einen Stall verwandelt. Eine würdige Matrone und ihre Tochter, die Dienerin Beider und die Familie des Landmannes, dem der Hof gehörte, waren in eine enge Kammer verschlagen, in der sie sich unbequem genug zusammendrängten. Herr Foot bot den Damen eine Zufluchtsstätte in seinem Hause an. Sie fürchteten die nächtliche Ueberfahrt, der Engländer sagte mit einem Ausdrucke, der alles Vertrauen erweckte: „Ich werde Sie selbst auf einem Kahne dorthin bringen."

„Es ist um der Pflege willen, deren Sie bedürfen, Mutter," mahnte das Mädchen in italienischer Sprache, „daß wir vor dem Wege nicht zurückscheuen. Die Kammer hat nicht einmal einen Kamin."

„So will ich von Ihrer Güte Gebrauch machen," wendete sich die ältere Frau an Herrn Foot, und über die Gallerie an dem Hause stiegen die Damen in den Kahn, den er herbeigeschafft hatte und der sich besser zur Ueber-

fahrt eignete, als das aus dem Stegreife geschaffene Floß. Vor seiner Hausthür übergab er seine Schützlinge der Fürsorge von Mißtreß Foot, welche die Stimme ihres Gemahls erkannt hatte und mit Anna aus dem Wohnzimmer herabgekommen war. Allein durch keine Bitte war er zu bewegen, zurückzubleiben. Sein Kahn steuerte in die Fluth zurück, die in der Finsterniß der Nacht noch ein abschreckenderes Bild als bei Tage darbot. Erst gegen den Morgen zertrümmerte die übermächtige Strömung den Eiswall und die Ueberschwemmung fiel fast eben so schnell, als sie sich gebildet hatte. Als sich Herr Foot überzeugte, daß die Gefahr überwunden sei, verließ er seinen Posten nach einer mehr als vierundzwanzigstündigen ununterbrochenen Thätigkeit.

Aber die Leute hatten sich schon daran gewöhnt, ihn als Rathgeber und Anführer zu betrachten. Daher ward selbst die Ruhe, die er sich in seinem Hause verschaffen wollte, durch Anfragen und Meldungen unterbrochen. Mißtreß Foot hätte es nicht gewagt, ihren Gemahl aus dem Schlafe zu wecken, allein Benjamin Turner that es. Einige Stunden genügten, um Herrn Foot alle seine Rüstigkeit zurückzugeben. Am Nachmittage war er schon wieder im Mittelpunkte der Ueberschwemmung, die sich immer mehr verlief und deren Spuren es nur noch zu entfernen galt.

Bei weitem größer, als die Verwunderung der Meraner über das Benehmen des britischen Gastes, war das Erstaunen seiner eignen Hausgenossen. Weder Mißtreß Foot noch Fräulein Anna hatten dem Manne so viel Rüstigkeit zugetraut. Seine Schweigsamkeit, unter der sie bis dahin gelitten hatten, war auf einmal gebrochen. Herr Foot fragte nicht blos nach dem Befinden seiner Frau, klagte in kurzen unbestimmten Ausdrücken über sein eignes Mißbehagen und entfernte sich am Abende auf sein Zimmer mit dem Wunsche, die Damen morgen frisch und munter beim Frühstücke anzutreffen — in diesen wenigen Formeln bewegte sich sonst seine ganze Unterhaltung — sondern er erzählte von den Scenen der Ueberschwemmung, setzte die Maßregeln auseinander, die er zur Beseitigung der mancherlei Gefahren genommen, sprach von dem Plane zu einem Uferbaue, den er entwerfen wollte, und ließ die Damen an seinen ferneren Geschäften Theil nehmen, indem er sie zur Begleitung in die von den Fluthen beschädigten Wohnungen und zu Hilfsleistungen aufforderte.

Seltsamer Weise zeigte sich während der Tage, wo Herr Foot eine so ehrenwerthe und uneigennützige Wirksamkeit ausübte, kein Zeichen von Krankheit oder Mißstimmung an ihm. Die fremden Damen, die ihn früher nicht gekannt hatten, rühmten seinen liebenswürdigen

Charakter. Er lachte nicht allein über die Scherze seiner Frau, sondern rief dieselben selbst hervor. Sein Körper, anstatt die Nachwehen übermäßiger Anstrengung und Erkältung zu empfinden, schien sich dadurch erfrischt und gestärkt zu haben. Anna diente ihm auf seinen Streifereien als Dolmetscherin. Kein Haus, das er unbesucht, keine Familie, deren Armuth durch die Ueberschwemmung vergrößert worden war, die er unbeschenkt ließ. Die Bücher, Zeitungen, Instrumente, mit denen er sich sonst beschäftigte, waren für eine halbe Woche vergessen. Statt dessen untersuchte er die Tiefe des Flußbettes, die Lage der Häuser und Feldgrundstücken, die Brükken und Dämme.

Plötzlich hörte diese nicht blos für sein Befinden, sondern für die Heiterkeit seiner ganzen Umgebung so ersprießliche Thätigkeit und Theilnahme an der Außenwelt auf. Er kehrte eines Vormittags früher als sonst von seiner Wanderung zurück, sein Gesicht hatte wieder den Ausdruck der Gleichgiltigkeit erhalten, seine Gestalt die Energie verloren, mit der er bis dahin auftrat. Er sagte kein Wort über die Erfahrungen des Morgens, verschwand auf seinem Zimmer und ward erst wieder sichtbar, als er des Nachmittags zur Mahlzeit gerufen ward. Mißtreß Foot und Anna bemerkten die Veränderung sogleich. Sie suchten den Grund davon zu hören. Aber die Antworten des

Herrn Foot waren von der ehemaligen Kürze und die Unsicherheit. Er äußerte, daß seine weitere Hilfe unnöthig sei. Nachdem die Straße zwischen Meran und Botzen wieder gangbar geworden, sei ein kaiserlicher Commissair von dort angekommen, der einen Wegebaumeister mitgebracht habe. Seiner bedürfe man nicht mehr.

Die Frauen vermutheten, daß die kaiserlichen Beamteten die Maßregeln des Herrn Foot mißbilligt, oder die Vorschläge zu einem Uferbau, die er den Grundbesitzern bereits vorgelegt hatte, verworfen und den eigensinnigen Mann dadurch erzürnt haben möchten. Die Anwesenheit und Bekanntschaft der beiden Damen war der einzige Gewinn, den Mißtreß Foot und ihre Freundin aus der Ueberschwemmung behielten. Bevor die Zimmer, die einige Zeit als Kuhstall benutzt worden waren, nicht völlig wieder hergestellt waren, sollten die Fremden den Hof am Passeyer nicht verlassen. Die Italienerinnen waren Damen von Stande und hoher geselliger Bildung. Ihr gewöhnlicher Wohnsitz war Vicenza, welches sie im vorigen Sommer mit Meran vertauscht hatten, weil sich die Aerzte einen heilsamen Erfolg von der Alpenluft und Alpenmilch auf den Zustand der Frau von Serrano versprachen. Die Mutter zog nicht ohne ihre Tochter Teresa in das Thal von Meran, und da die Wirkungen der Milchkur in der That, wenn auch langsam, doch günstig waren, so blie-

ben sie den Winter hindurch in dem Dorfe, wo sie sich eingemiethet hatten, um im ersten Frühlinge gleich wieder an Ort und Stelle zu sein.

Ein lebendiger Ostwind trocknete die feuchten Gebäude rasch wieder aus. Der Tischler aus Meran und der Tapezierer aus Botzen brachten die Wohnung der Frau von Serrano in die alte Ordnung. Die Gastfreundschaft hatte keinen Vorwand mehr, die Damen zurückzuhalten, und an einem hellen Frühjahrsmorgen zogen sie wieder in ihre eigne Behausung. Die Lebensweise im Hofe am Passeyer aber kam in ihren einförmigen Gang zurück, dessen ununterbrochenes Einerlei selbst die unvergleichliche Laune von Mißtreß Foot auf eine harte Probe stellte. So lange der Lenz noch nicht weiter entwickelt war: Lesen, Zeichnen, Sticken und dreimal täglich Zusammenkunft im Speisezimmer mit Herrn Foot.

„Frau von Serrano wird uns unfehlbar sehr bald ihren Besuch abstatten,“ sagte Mißtreß Foot eines Morgens beim Frühstücke. „Du erlaubst mir doch, Dennis, denselben zu erwiedern und die angenehme Bekanntschaft fortzusetzen?“

„Habe ich Mißtreß Alice Foot jemals eine Vorschrift über die Wahl ihrer Freundinnen gegeben?“ fragte Herr Foot.

„Um so mehr bin ich verpflichtet, Deine Wünsche auch in dieser Beziehung zu erforschen.“

„Frau von Serrano sowohl, als Fräulein Teresa sind Damen, Deines Umgangs ohne Zweifel ganz würdig, doch wünschte ich nicht, daß mein Haus einem Taubenschlage ähnlich würde, in dem es beständig ab- und zufliegt.“

„Wahrhaftig, Deine Vorsicht kommt sehr frühzeitig,“ antwortete Mißtreß Foot in einem heiteren Tone. „Bis jetzt gleicht unser Haus eher einer Mausefalle, als etwas Anderem. Gewiß würden mehr Bekannte, als Frau von Serrano, dazu gehören, um das Bild eines Taubenschlages auch nur annähernd zu erreichen.“

„Eine Bekanntschaft zieht stets die andere nach sich,“ bemerkte Herr Foot.

„Aber nicht jede legt uns die Verbindlichkeit zu einer Einladung auf.“

Herr Foot führte das Gespräch nicht fort und Anna hatte gar keinen Theil daran genommen. Sofort nach Beendigung des Frühstücks erhob sich der Hausherr und begab sich auf sein Zimmer.

Hier fand er „Times“, „Morning Chronicle“, „Globe“, „Standard“ und ein schottisches Blatt, das heißt sämmtliche Journale, an die er sich in Glasgow während eines dreißigjährigen Zeitraums gewöhnt hatte, nur mit

dem Unterschiede, daß diese Blätter, anstatt das Datum der letzten Märzwoche zu tragen, aus dem Februar herrührten. So lange Zeit brauchten sie, um ihn über Augsburg und Innsbruck in Meran einzuholen. Sie wurden Herrn Foot in Wochenlieferungen eingesendet. Allein er hatte die große Selbstüberwindung, niemals das ganze Zeitungspacket auf ein Mal zu durchmustern, sondern Benjamin Turner empfing es und legte seinem Herrn an jedem Morgen die Journale Eines Tages vor, wobei er noch immer ein und das andere Blatt zurückhielt, um, wenn etwa einmal die Post nicht regelmäßig eintreffen sollte, Vorrath für die Lectüre seines Herrn zu haben. Selbst bei dem spannendsten Artikel und den wichtigsten Nachrichten erlaubte sich Herr Foot nie, dem kommenden Tage vorzugreifen. Wenn sich auch Fortsetzung und Schluß einer Parlamentsrede, eines Börsenberichts, einer Schlachtschilderung ganz gewiß schon in den Händen des Kammerdieners befanden, so zähmte Herr Foot seine Ungeduld doch und betrachtete das nächste Blatt als noch gar nicht vorhanden. Höchstens las er bei besonders dringender Veranlassung die Zeitungen am andern Tage schon vor dem Frühstücke, weshalb er dann zwei Stunden früher aufstand.

Mit derselben Regelmäßigkeit, mit welcher Herr Foot die Journale behandelte, theilte er auch seine übrigen Ar=

beiten ein. Denn er war keineswegs müßig, auch wenn es schien, daß er vor Trägheit krank sei. Sein Zimmer war angefüllt mit Modellen und allerlei Maschinen. Es enthielt ein vollständiges Handwerkszeug, um Veränderungen an den Instrumenten vornehmen und selbst neue Modelle herstellen zu können. In das technische Fach schlug auch die Bibliothek ein. Ihr gesammter Inhalt bestand aus Schriften, die auf Fabriken, Maschinenwesen, Nautik und ähnliche Wissenschaften abzielten. Herr Foot studirte die Theorie, nachdem er durch die Praxis reich geworden. Nur seine Anstrengung bei der Ueberschwemmung hatte seine Forschungen für einige Tage und auf eine Weise unterbrochen, daß es fast schien, als wolle er sich wieder der eifrigsten Ausübung seiner technischen und mechanischen Kenntnisse widmen. Nachdem ihm aber die kaiserlichen Beamteten Hindernisse in die Verfolgung seiner Pläne geworfen hatten, verlor die neue Richtung ihr Interesse. Er verließ das praktische Gebiet und setzte wieder im verjüngten Maßstabe Spindeln zu Spinnmaschinen, Röhren und Kessel zu Dampffärbereien zusammen.

Niemals aber stand er, bei der Einladung zur Mahlzeit, von seinem Tische auf, ohne vorher ein altes Blatt betrachtet zu haben, welches in seiner Kassette sorgfältig eingeschlossen und durch langen Gebrauch schon ziemlich zerknittert war. Seine Miene verdüsterte sich dabei,

die freie und unbefangene Stimmung, welche durch geistige Beschäftigung erzeugt wird, verlor sich in ein dumpfes Grübeln, die Haltung des Mannes fiel zusammen, das Gesicht zeigte plötzlich mehr Runzeln als zuvor, und nur nach dieser Vorbereitung begab sich Herr Foot in die Gesellschaft seiner Gemahlin. Es war, als ob das Blatt einen dämonischen Einfluß auf ihn ausübe; denn es war offenbar die Ursache zu der Einsilbigkeit des Mannes, zu dem mißtrauischen Umsichblicken, mit welchem er bei den Damen eintrat, zu einer Scheu, die schwer zu bezeichnen sein möchte und die ihn gegen den Eindruck wappnete, den die Schönheit, die zarte Aufmerksamkeit und die glückliche Laune seiner Gemahlin unter allen andern Umständen auf ihn hätte hervorbringen müssen.

Ohne gerade hart gegen Mißtreß Foot zu sein, gefiel sich ihr Gatte doch darin, stets seinen eignen Willen zu behaupten. Scheinbar gewährte er ihr jeden Wunsch; aber die Dame hütete sich seit einiger Zeit, Wünsche zu haben. Herr Foot ging zwar immer auf ihr Verlangen ein, fügte jedoch entweder sofort eine Beschränkung hinzu, die die Erfüllung des Wunsches zur Plage machte, oder wendete die Ausführung auf eine Weise, die alle Annehmlichkeit des Begehrten vernichtete. In München hatte sich Mißtreß Foot, mit der deutschen Sprache unbekannt, nach einer Gesellschafterin gesehnt, die ihr zur Vermittlerin im

Umgange mit den Einwohnern des Landes werden könnte. Ihr Gemahl wählte das traurigste Wesen aus, welches er nur auffinden konnte. Er gab seiner fröhlichen Frau eine Gefährtin mit verweinten Augen, gebleichten Wangen und einem Antlitze, welches trotz seiner edlen Züge doch jedes Lächelns unfähig schien. Zum Glück für Mißtreß Foot hatte Anna so viele höhere Eigenschaften, daß sie dieselbe liebgewann, des Gegensatzes ihres Charakters ungeachtet, selbst als der Schmerz des Mädchens noch so neu und stark war, daß Anna für jede Lust und jedes Vergnügen abgestorben und Thränen ihre einzige Herzenserleichterung waren. Zugleich fragte Herr Foot, wohin man nun die Reise richten solle, da es ihm in Deutschland nicht länger gefalle. Alice schlug Italien vor und Herr Foot führte sie in die Stadt der Melancholie, nach Venedig, welches wohl einer der interessantesten, aber keineswegs der für das Leben anmuthigste Ort Italiens ist. Dazu kam die Hitze des Sommers, der Mangel an andrer Bewegung, als unter den Arkaden des Markusplatzes, die Vereinzelung bei Ausflügen auf dem Wasser, durch die Bauart der Gondeln veranlaßt, die nur drei Personen fassen und deshalb jede kleine Gesellschaft von allem Verkehre mit Anderen trennen. Mißtreß Foot war in Gefahr, ihren Humor unter einer Umgebung zu verlieren, die nur in der Vergangenheit noch Großes und Erfreuliches zeigt.

Sie bat ihren Gemahl, sie in eine Gebirgsgegend, an frische Quellen, zu grünen Hainen zu führen. Schon am andern Tage ward der Reisewagen des Herrn Foot nach Fusina übergeschifft und mit den kühleren Abendstunden kamen die Passagiere nach, über Padua und Verona nach Tyrol zu gehen. Alice war entzückt über die Gegend, in die sie versetzt ward, selbst Anna gab nach und nach einen Theil ihrer stummen Trauer auf. Allein die Art, wie sich Herr Foot in Meran einrichtete, die Abgeschiedenheit, zu der er die Damen verdammte und die ihnen nicht einmal den Genuß der Natur frei ließ, verursachten, daß Mißtreß Foot auch ihre letzte Bitte bereute. Wäre sie nur von dem allergewöhnlichsten Mißtrauen und nicht von der unerschöpflichen Güte gegen ihren Gemahl gewesen, sie hätte auf den Verdacht gerathen müssen, er lebe ihr absichtlich nur zum Verdrusse.

Die wenigen Tage auf der Reise allein warfen einen Lichtglanz auf das Dasein Alicens, seit sie von Venedig nach Meran gebracht worden war. Vielleicht daß Herr Foot unterwegs behindert gewesen, sich das verhängnißvolle Blatt vorzuhalten, an welchem er sich zu verdüstern und zu härten pflegte. Einen eben so erfreulichen Abschnitt bildete die Zeit der Ueberschwemmung. Leider, daß beide Epochen von so kurzer Dauer waren!

2.

Die Warnung des Herrn Foot, sein Haus nicht zu einem Taubenschlage zu machen, hatte sich bis jetzt als ganz überflüssig bewiesen. Denn als Alice und Anna der Frau von Serrano ihren Gegenbesuch abstatteten, trafen sie die Dame kränker, als sie jemals während des Winters gewesen. Der Schrecken bei der Wassersnoth, die Störung der gewohnten Ordnung und die Ueberfahrt auf einem offenen Kahne waren nicht ohne schlimme Folgen geblieben. Frau von Serrano war seit Anfang des April bettlägerig und Teresa durch die Abwartung und Pflege ihrer Mutter viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie das Haus verlassen konnte. Man sah sich daher nur, wenn Anna und Alice zu der Kranken kamen, was zwei Mal in der Woche geschah.

„Benjamin!“ rief Herr Foot, als er eines Tages bemerkt hatte, daß die Damen ausgegangen waren, „warum versäumst Du Deine Pflicht, Mißtreß Foot auf ihren Spazierwegen zu begleiten?“

„Weil ich mit meinem Anerbieten dazu ausdrücklich abgewiesen worden bin,“ versetzte der Diener.

„Abgewiesen? Seltsam,“ sagte der Herr, an's Fenster tretend, als wolle er die Damen mit den Augen verfolgen.

„Brauchen sie denn keinen Schutz, keinen männlichen Beistand auf ihren Wanderungen?“

„Der Weg zu Frau von Serrano ist so kurz, daß man nicht zehn Mal Athem schöpft, ehe er vollendet ist, Herr.“

„Zu Frau von Serrano also? Du hättest Dich nicht abhalten lassen sollen, ihnen Mantel und Regenschirm nachzutragen. Der Weg ist kurz — aber die Sonnenblicke des April sind oft noch kürzer.“

„Ganz wohl, Herr,“ sagte Benjamin. „Wenn Mißtreß Foot das nächste Mal ausgeht, werde ich sie von Ihrem Befehle in Kenntniß setzen.“

„Nicht doch, handle nur in Deinem eignen Namen. Den meinigen brauchst Du bei solcher Kleinigkeit nicht einzumischen.“

„Dann werde ich niemals wieder die Ehre haben, den Damen zu folgen,“ behauptete der Diener. Herr Foot blickte ihm eine Weile forschend in's Gesicht, dann gab er ihm ein Zeichen, sich zu entfernen.

„Es ist wahr, nur die lächerliche Eifersucht eines Greises kann eine Gefahr darin erkennen, wenn Mißtreß Foot von einem Hofe an den benachbarten geht, ohne den Kammerdiener hinter sich her zu schleifen. Dennoch ist kein Weg für den Verrath zu kurz oder für die Treue zu lang. Mein Fernrohr beherrscht die Bahn nicht mehr,

seit sich Bäume und Gebüsche mit neuem Grün bekleidet haben. Der Weg führt an Laubhecken und Gartenzäunen dahin! Bin ich nicht ein ängstlicher Thor, ein Mensch, der sich selbst peinigt, indem er allenthalben Gespenster sieht? — Aber das Blatt! das Blatt! — Ich will mich nicht in meiner Arbeit unterbrechen lassen — wo blieb ich stehen? In einer Stunde sind die Damen zurück, vielleicht schon früher. Alice — wenn ich nicht irre, so ist es ihr Schleier, der dort über die Mauer hinweht — ganz recht, die Hofthüre thut sich auf, — Alice, nur funfzehn Jahre von meinem Alter an das Deinige gefügt und welch' ein glückliches Paar wären wir!"

Dies Selbstgespräch hielt Herr Foot, indem er in seinem Zimmer auf- und niederschritt, bald an das Fenster trat, an dessen Rahmen ein Fernrohr angeschraubt war, bald den Versuch machte, sich wieder der Arbeit zuzuwenden.

Alice und Anna legten indessen den Weg zurück, der sich zwischen Gärten und Gehöften hinschlängelte und eine schöne Aussicht nach der andern darbot, je nachdem sich der Vordergrund bald nach der Stadt, bald nach dem rechten Etschufer oder den Bergen zur Linken hin öffnete. Der Himmel war blau. Nur einzelne weiße Wolken jagten unterhalb der ausgezackten Schneekoppen der Alpen vorüber. Die Pfirsiche hatten schon abgeblüht, aber die übrigen

Obstbäume verwandelten sich in Riesenblumensträußer, um welche die Insekten genäschig schwirrten. Das Laubholz an den Bergen war mit einem grünen Flor überzogen, der noch das zierliche Geäst durchblicken ließ. Auf allen Kastanienbäumen waren weiße Kerzen aufgesteckt, wie zu einer Christbescheerung.

Von Zeit zu Zeit standen die Damen still und schauten um sich, die Frühlingsluft in vollen Zügen trinkend. Der steile Berg, an welchen sich Meran lehnt und dessen Höhe sich um so gewichtiger darstellt, da ihr ein schlanker Thurm aus der Tiefe nachstrebt, war mit den zartesten Farben des Lenzes gemalt. Darunter breitete sich die kleine Stadt aus und die Sonne glänzte auf den Dächern des englischen Fräuleinstifts wieder, welches, an dem Platze mit der Mariensäule, der Post gegenüber liegt.

„Besser als jene Klosterdamen," sagte Mißtreß Foot, mit dem Sonnenschirme auf das Gebäude hin zeigend, „sind wir denn doch dran. Sie gehen nur ein Mal in der Woche aus. Wir genießen gerade der doppelten Freiheit."

„Bedarf es dieses Vergleichs, um uns unser Loos in einem freundlichen Lichte darzustellen?" antwortete Anna.

„Sehr viel mangelt eben nicht, um uns wie Gefangene zu betrachten. Wir sind die verzauberten Prinzessinnen des Mährchens. Nur daß sich dort nach der Ehe ein Bär in einen hübschen, schlanken menschlichen Gemahl

verwandelt, während es bei mir umgekehrt war und aus einem liebenswürdigen Freunde, ein Mann ward, wie Herr Foot jetzt ist. Aber unser Loos ist noch nicht entschieden. Es muß sich wieder zum Guten wenden, für meinen armen Gemahl und für mich. Als ich ihn heirathete, besaß er nicht eine einzige von den Grillen und Launen, durch die er sich und mich martert, seit wir den Fuß auf das Festland setzten. Er war beinahe so heiter, als ich selbst."

„Der Frühling wird auch seine Seele heilen. Gelänge es uns nur erst, ihn in die Gesellschaft zurückzuführen."

„Zunächst wenigstens in die unsrige," seufzte Mißtreß Foot.

„Sie haben so viel Trost für mich gehabt, meine theure Alice!" sagte Anna. „Welch' ein unglückliches Mädchen war ich, als ich zu Ihnen kam, und wie haben Sie meinen Kummer bekämpft und zerstreut! Was Ihnen bei mir gelang, dazu werden Ihnen die Mittel bei Ihrem Gemahle um so sicherer zu Gebote stehen."

„Die Zeit hat mehr an Ihnen gethan, als mein Umgang, Anna. Nur von der Zeit erwarte ich Heilung für den Trübsinn meines Mannes. Läßt sich ein Seelenleiden bekämpfen, wenn man seine Ursachen nicht kennt? Sie machten mich zur Vertrauten Ihres Schmerzes und schon diese Mittheilung war eine große Erleichterung für Ihr

Gemüth. Aber läßt mich Dennis nur ahnen, was ihn bedrückt? Ich fühle, daß ich der Gegenstand seines Kummers bin, und dennoch fehlen mir die Augen, die Ursache davon zu durchdringen."

Der Hof, nach dem die Damen hingingen, war indeß erreicht. Sie stiegen die Treppe zum ersten Stockwerke empor und klopften an die Thüre der Wohnung von Frau von Serrano. Die Erlaubniß zum Eintritte ward ohne Zögern ertheilt. Dennoch schien der Besuch nicht erwartet worden zu sein und die Personen, welchen er galt, in einige Verlegenheit zu setzen. Mutter und Tochter waren nicht allein. Ein Herr lehnte sich in einer vertraulichen Stellung neben Teresa in's Fenster. Es war ein junger Mann von zierlicher Figur und soldatischem Anstande, der seinen Platz neben dem Mädchen sofort verließ, um die Damen zu begrüßen.

„Herr Stefano, ein Arzt aus Mailand," sagte Frau von Serrano, den Fremden vorstellend.

Der Herr schien jedoch einen ungewöhnlichen Antheil an der Kranken zu nehmen. In seinem Wesen sprach sich mehr als die bloße Fürsorge des Arztes aus, und als ihm erzählt ward, welche große Dienste Herr Foot und sein Haus der Frau von Serrano geleistet habe, drückte er seinen Dank auf eine so herzliche Weise aus, als sei er selbst dadurch der Schuldner des Herrn Foot geworden.

Die Gegenwart Teresa's und die vertrauliche Haltung, in der das Paar überrascht worden war, schien das Verhältniß hinlänglich zu erklären. Doch entging es Mißtreß Foot nicht, daß Herr Stefano ihrer Begleiterin viel Artigkeit erwies und daß er selbst Teresa darüber vernachlässigte, wiewohl dies Verfahren nichts sein mochte, als die Maske, unter welcher sich die Wahrheit verbergen sollte, welche die Damen zu errathen glaubten. Indessen würde ihnen selbst eine weniger feine und geistreiche Unterhaltung, als Herr Stefano einzuleiten verstand, nach so langer Entbehrung großes Vergnügen bereitet haben. Der Arzt war eben so kenntnißvoll, als erfahren. Sein Benehmen zeigte die Vorzüge der höheren Gesellschaft, ohne in ihre flache Allgemeinheit auszuarten. Berührungspunkte gab es genug, da Herr Stefano nicht blos Venedig, München und den Rhein durch längeren Aufenthalt in jenen Städten und Gegenden kannte, sondern auch selbst in England gewesen war. Weder Anna noch Alice bemerkten, daß sie ihren Besuch dies Mal länger ausdehnten, als je zuvor. Als sie endlich an den Nachhauseweg dachten, konnten sie die Begleitung des Arztes nicht ablehnen, denn er bat gar nicht um Erlaubniß dazu, sondern blieb auf der kurzen Strecke an ihrer Seite.

Während er sich eifrig mit Anna beschäftigte, sann Alice darüber nach, ob es nicht möglich sei, ihn unter

irgend einem schicklichen Vorwande zu entfernen. Aber unter welchem? Jede Hindeutung auf den mißtrauischen Charakter des Herrn Foot war unthunlich. Dabei verkürzte sich der Zwischenraum immer mehr und Herr Stefano verabschiedete sich erst, als die Damen an das Landhaus am Passeyer gelangt waren.

Mißtreß Foot erwartete das Erscheinen ihres Gemahls bei Tische mit einer beklemmenden Bangigkeit. So weit war sie schon durch sein finsteres Wesen eingeschüchtert, daß sie selbst die zufällige Gesellschaft eines jungen Mannes rechtfertigen zu müssen glaubte. Als Herr Foot zur Tafel kam, ging sie ihm entgegen, überbrachte ihm die Grüße der Frau von Serrano und erzählte zugleich das Zusammentreffen mit dem Arzte.

„Ich sollte meinen," versetzte der Gemahl, „daß eine Dame darauf Bedacht nehmen müßte, ihren Arzt nicht unter den jüngsten Doktoren auszuwählen."

„Also sahst Du Herrn Stefano? Er ist allerdings noch sehr jung, aber es scheint, daß er nicht nur der Arzt der Frau von Serrano, sondern ein näherer Freund ihrer Familie ist."

Der strenge Blick, den Herr Foot auf seine Frau warf, nöthigte dieser ein Erröthen ab.

„Ich fürchte nicht, daß ich mißverstanden werden kann," fügte sie hinzu. „Frau von Serrano hat eine

Tochter und Herr Stefano scheint mit dieser in einer so innigen Verbindung zu stehen, als sei er im Begriff, ein Mitglied der Familie zu werden."

Herr Foot schien nicht gehört zu haben, was Alice zur Entschuldigung der Jugend des Arztes sagte. Indem er seiner Frau von der Schüssel anbot, aus welcher er sich gerade bedient hatte, fragte er mit schneidender Ironie:

„Du befindest Dich hoffentlich noch so wohl, um keines Arztes zu bedürfen?"

Eine kurze Pause — und es fiel etwas in die Schüssel, die Herr Foot seiner Gemahlin vorhielt, was einer Thräne glich, die erste Thräne, die er, seit Alice in Liverpool von ihren Aeltern und Geschwistern Abschied nahm, an seiner Frau bemerkte. Er erschrak, seine Gemahlin hatte ihm bis dahin nur ihre Heiterkeit gezeigt und jeden Ausbruch des Unmuths verborgen. Aber die Kränkung, die in der Frage lag, war zu hart, als daß Alice den Schmerz, der sie überwältigte, unterdrücken konnte. Sie rückte ihren Stuhl vom Tische zurück, bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuche und Anna war unschlüssig, ob sie aufstehen und der Dame zu Hilfe kommen, oder sitzen bleiben und den ehelichen Zwist unbeachtet lassen sollte.

„Was ficht Dich an, Alice, bei einer Frage, deren

scherzhafter Sinn nicht deutlicher sein kann?" sagte Herr Foot. Aber Alice schluchzte nur und erwiederte nichts.

„Wenn ich einmal auf Deinen Ton eingehe und Dir Gelegenheit zu einer muntern Antwort gebe, so nimmst Du diesen Versuch als eine Beleidigung auf. Vermuthlich ist mein Kopf schon so alt, daß die Jugend nicht glaubt, es könne ein Scherz aus demselben kommen."

„Wenn Du die Wahrheit sprächst, Dennis, wie glücklich wär' ich!" antwortete Alice noch immer unter Thränen. „Ueber Dreivierteljahre sind es her, daß ich Deine Liebe und Dein Vertrauen verloren habe."

„Meine Liebe, mein Vertrauen verloren, mein Kind? Was überzeugt Dich davon? Ich habe keinen Grund gehabt, Dir etwas davon zu entziehen," entgegnete Herr Foot.

„Auch keinen eingebildeten, oder scheinbaren, Dennis? Mein Herz hat sich dem Deinen gegenüber nichts vorzuwerfen, so wahr ich auf eine Vorsehung vertraue. Aber in Deinem Innern ist eine unglückselige Veränderung vorgegangen. Es ist hart, es ist mißtrauisch und menschenscheu geworden."

„War ich nicht immer so wie heute?" fragte der Mann in einem milderen Tone.

„Einst warst Du sanft, gütig, warst offen und voller Zärtlichkeit für mich. Der Gedanke, Dich glücklich zu

machen, erfüllte mein Inneres mit einer nie gekannten Wonne. Ich dachte nicht an die Dankbarkeit, die ich Dir schuldig bin, an die Opfer, die Du mir in den Personen meiner Familie gebracht, ich war nur glücklich in der Idee, einem so edlen Manne, wie Du, für immer anzugehören, sein Leben mit meiner Liebe schmücken zu dürfen. Da kam jene unheilvolle Zeit, in der sich Dein Herz von mir wendete. Ich hoffte auf seine Rückkehr, ich meinte, Du legest mir nur eine Prüfung auf, um die Stärke meiner Neigung zu ermessen, ich blieb mir gleich in allen Eigenschaften, um deretwillen Du mich lieb gewonnen. Aber Deine Bitterkeit ist gestiegen, anstatt sich zu mildern, Du bist selbst mir gegenüber von einer Menschenfeindlichkeit, deren Grund ich nicht errathe, Dein Argwohn verfolgt mich, ich sehe, daß ich Dich belästige — —"

„Still, still, Alice, vollende das Bild nicht. Du hast durch geschwärzte Gläser geblickt, darum erschien Dir es so düster," unterbrach Herr Foot die Klagen seiner schönen Frau. „Wir wollen das alte Vertrauen wiederherstellen, von dem Du glaubst, es sei unterbrochen worden, wir wollen eine andere Lebensweise beginnen, da Dir unsere jetzige so traurig dünkt. Laß uns später von Deinen Zweifeln sprechen und vor der Hand unsere Mahlzeit fortsetzen."

Alice reichte ihrem Gemahle die Hand. Er erhob sein

sein Glas und leerte es auf ihr Wohl. Der Friede war geschlossen. Herr Foot war sogar bemüht, ein leichtes Gespräch in Gang zu bringen. Nach Tische fragte er seine Frau, ob es ihr wohl gefällig sei, des Nachmittags eine Partie mit ihm zu machen?

„Wenn ich Dir damit keine Beschwerde auferlege, werde ich Deinen Vorschlag sehr gern annehmen.“

„Wohin meinst Du, daß wir uns begeben? Und wollen wir zu Fuß, oder zu Wagen gehen?“

„Seit sieben Monaten sind wir in Meran, ohne Schloß Tyrol gesehen zu haben, welches unser Reisebeschreiber so reizend schildert. Laß uns zu Fuße dorthin wandern.“

„Ich werde aber doch sorgen, daß uns ein Wagen im Thale nachfolgt,“ sagte Herr Foot und verließ das Speisezimmer.

Als er in seine Arbeitsstube trat, stellte er sich vor den Spiegel: „Wär' es möglich, daß sie mich liebte? Liebte wie eine Gattin den Gatten? Daß ich nicht der Spott der Welt, der getäuschte Greis wäre —? Wo ist das Blatt, daß ich seine Warnungen noch ein Mal überfliege. Niemals hat die Satire mehr der Wahrheit geglichen, als in diesem Aufsatze, den die Bosheit geschrieben und die Erfahrung eingegeben. Wer mich an Alicens Seite erblickt, muß das Vorbild des Schriftstellers in mir

erkennen, muß den lächerlichen alten Mann in mir entdecken, den der Satirist im Sinne hatte, als er „die Hochzeit in Liverpool“ zeichnete. Allerdings hatte ich das Rauschen der Jahre, die über meinem Scheitel dahingingen, überhört unter dem Rollen und Stoßen und Pfeifen meiner Maschinen. Der Funfziger war so thörig, sich für geeignet zu halten, der Bräutigam eines siebenzehnjährigen Mädchens zu werden. Aber wenn der Verfasser jenes Schmähartikels die Verhältnisse so genau kannte und mit so viel Entrüstung beurtheilte, warum sandte er mir denselben erst, als ich schon auf dem Continente und Miß Alice Temple meine Frau war? Wollte er mich nur glücklich werden lassen, um meinen Traum dann um so hämischer zu vernichten? Oder ist das Ganze nichts, als der niederträchtige Streich eines Schadenfrohen? Meine Werbung nennt er einen Kauf, bei dem sich beide Theile betrogen haben, nur daß es von der einen Seite, der meinigen, unwissentlich geschah. Eine Familie ohne Vermögen gibt ihre Tochter an einen alten, reichen, widerlichen Hagestolz, um aus ihren drückenden Verhältnissen befreit zu werden. Das Mädchen sträubt sich —. Was besinnst Du Dich, sagen ihre Freundinnen, dem alten häßlichen Gesellen Deine Hand zu reichen? Du wirst seine Gebieterin, er wird Dein Sklave sein. Zunächst eine Reise auf das Festland, damit Du ihn den lächelnden Mienen, den

ironischen Seitenblicken, den Zuflüsterungen seiner Bekannten entziehst. Ein schönes Weib an der Seite eines gebrechlichen Greises ist der anziehendste Magnet für die junge Männerwelt. Man wird Dich umschwärmen, verehren, anbeten und Jeder bereit sein, das Unrecht Deines Schicksals auszugleichen, indem er es mit Dir an Deinem Gemahle rächt. — —"

„Hinweg! Hinweg!" rief Herr Foot, das Blatt in das Kästchen werfend und das letztere verschließend. „Ein Satan zeigte mir das Gemälde meiner Zukunft. Er bedachte jeden Fall — sogar die Thräne, die mich heute bezwungen, ist nicht vergessen. Sie ist unter den Hauptmitteln aufgeführt, den einfältigen Greis am Gängelbande der Täuschung zu leiten. Aber ich will nicht länger an die Behauptungen der Bosheit glauben. Es gibt eine Tugend und Alice besitzt sie, es gibt eine Liebe, die sich nicht an den Unterschied der Jahre kehrt, und mein Weib hegt sie für mich. Anstatt mich und Alicen länger zu peinigen, will ich ihr vertrauen, und meine Verzweifelung soll erst beginnen, wenn auch der Schluß meiner Ehe dem Bilde ähnelt, welches mir das Blatt vorhält."

Mit diesem Vorsatze holte Herr Foot die Damen zu der Wanderung auf Schloß Tyrol ab.

Sie wählten den Weg über den Bergrücken, auf dessen Abdachung die Burg erbaut ist. Hinter der Kirche

von Meran stiegen sie auf einer schmalen und steilen Bahn empor, die alle Anstrengung erforderte, um vorwärts zu kommen. Als sich der Weg auf der Höhe etwas abflachte, geriethen die Spaziergänger in ein Bewässerungssystem. Zwar handelte es sich nicht, wie jüngst im Thale, um die ausgetretenen Fluthen eines Flusses, sondern nur um Quellen und Bäche, an welchen die Tyroler Alpen so reich sind und die von den Landleuten mit großer Geschicklichkeit zu Ueberrieselungen der Matten und Wiesen benutzt werden. Die Damen hätten sich genöthigt gesehen, umzukehren, wenn sie Herr Foot nicht auf seinen Armen über die schlimmsten Stellen getragen hätte. Aber anstatt daß ihn kleine Hindernisse verdrießlich stimmten, war Herrn Foots Natur der Art, daß er vielmehr durch dieselben angeregt und erheitert ward. In einer Laune, die von seiner Seite nicht vortheilhafter sein konnte, erreichte er die alte Veste Tyrol, die dem Lande den Namen gegeben.

Der Kastellan oder Schloßhauptmann, wie der Aufseher über die Burg genannt wird, erschien erst nach einigem Rufen im Hofe. Er sagte, daß er schon einen Fremden bei sich habe, der sich eben mit der Betrachtung der Kapelle beschäftige, womit sie sehr gut den Anfang machen könnten. Einverstanden mit diesem Vorschlage folgte Herr Foot mit den Seinigen dem Führer. Aber die Bestürzung Alicens war peinlich und wurde kaum von ihr

verborgen, als sie in dem Fremden, der bereits die Kapelle besichtigte, den Doktor Stefano erkannte.

Mißtreß Foot richtete einen ängstlichen Blick auf ihren Gemahl, indem sie sich fester an seinen Arm anschloß und ihm zuflüsterte: „Da ist der Mann, der unsern heutigen Zwist veranlaßte."

„Aber auch unsere Versöhnung," versetzte Herr Foot. „Wußtest Du nicht, daß er hier sein würde?"

„Nicht eine Silbe erfuhr ich davon," sagte Alice, und nach kurzem Bedenken schien Herr Foot mit sich und über das Benehmen, welches er zeigen wollte, im Klaren zu sein. Er empfing Herrn Stefano, von welchem Alice nicht umhin konnte, ihn ihrem Gemahle vorzustellen, auf das Freundlichste und lud ihn ein, die übrigen Merkwürdigkeiten des Ortes gemeinschaftlich zu mustern.

Der Arzt war erfreut durch dies Anerbieten. Er gab Anna den Arm und folgte dem Paare über Treppen und Gänge, bis an jenes Fenster, aus welchem man die Aussicht auf den Orteles und einen prachtvollen Ueberblick über das Etschthal genießt. Hier ließ sich die Gesellschaft für einige Zeit nieder und Herr Foot zog ein englisches Handbuch aus der Tasche, um daraus die Burgen und Bergspitzen namentlich aufzuzählen, die man auf diesem Punkte vor Augen hatte. Der Kastellan suchte indeß sein Fernrohr, und die Beobachtung der Ortelesspitze gewährte der

Gesellschaft eine sehr fesselnde Unterhaltung. Den Herabweg von dem Schlosse in's Thal traten sie dann zusammen an, um in dem Dorfe am Fuße des Berges den Wagen zu finden, den Herr Foot dorthin bestellt hatte. Auf seine Veranlassung fuhr der Arzt in demselben mit nach Meran zurück. Herr Stefano schied mit der Bitte, am andern Tage seine Aufwartung im Landhause am Passeyer machen zu dürfen, und Mißtreß Foot war ihrem Gemahle sehr dankbar für die Artigkeit, mit welcher er dies Gesuch aufnahm.

3.

Obschon sich Herr Foot vorgenommen hatte, das Blatt in seiner Kassette vor der Hand nicht mehr anzusehen, so war er doch in einer gewissen Zerstreuung vor dem Frühstücke am andern Tage wieder an dasselbe gerathen. „Wenn bis jetzt nicht Alles eingetroffen wäre, was der Satiriker verkündigt, wenn er nicht alle Verhältnisse mit einer Genauigkeit gezeichnet hätte, die auch dem Unbetheiligten dämonisch erscheinen müßte, so wär' es gewiß kindisch, Gewicht auf einen Aufsatz zu legen, den nur die Verläumdungssucht einer verderbten Klasse der Presse und das tückische Streben, Zwietracht zu erregen, in die Welt geschickt haben kann," sagte sich Herr Foot, als er das Blatt in seinen Händen hielt. „Aber woher nahm der Verfasser die Kenntniß aller Umstände, wenn nicht aus eigener Anschauung? Und wie war es möglich, alle kommenden Fälle vorauszusehen? Gleicht die eine Ehe dieser Art so sehr der andern, daß gar kein Unterschied ob-

waltet? Der Satiriker oder Pasquillant, wie ich ihn jetzt noch nennen will, sagt ausdrücklich: „Zu dem Reisegefolge eines alten Gemahls mit seiner jungen Schönen gehört vor Allem eine verschmitzte Gesellschafterin. Wenn die Frau nicht schon mit einem passenden Subjekte für diese Stelle versehen ist, so wird sie ihrem zärtlichen Seladon bald eine Person solcher Art aufnöthigen, ja er selber wird sie ihr zuführen. Die Gesellschafterin bildet dann die Zwischenträgerin in allen Händeln, an denen die Frau theilnehmen will. Ihre Schlauheit und Erfahrung ergänzt die Kenntnisse der Dame, ihre Ueberredung verdrängt auch den letzten Rest von Gewissensbedenklichkeit, den das junge Opferlamm an der ausgekohlten Brust seines Eheherrn etwa noch hegt. Im äußersten Falle ist sie ein treffliecher Sündenbock, auf den man Alles wälzen kann, wenn der blöde Gemahl ja einmal auf einen der Schliche kommt, die hinter seinem Rücken versucht werden. Der Liebhaber, den er im Zimmer seiner Frau trifft, ist nicht ihr Freund, sondern der Liebhaber der Gesellschafterin, die gestrige Nachtmusik galt nicht ihr, sondern der Andern —“

„Ich darf nicht fortfahren,“ unterbrach Herr Foot seine Lektüre. „Das nichtswürdige Blatt hat mein Bewußtsein schon zu lange vergiftet. Zwar habe ich eine Gesellschafterin in mein Haus aufgenommen, aber auch nicht mit einem Zuge gleicht Anna dem Bilde, welches der

Pasquillant entwirft, und noch niemals näherte sich uns ein junger Mann unter einem Vorwande, wie ihn der Verfasser angibt, so sehr andere Voraussetzungen eintrafen, und selbst jene, daß man Alicen meine Tochter, mich ihren Vater nennen würde! Wär' ich aber so ungerecht, meiner Frau ihre Jugend als Schuld anzurechnen? Ich bin auf dem besten Wege, ihre Liebe zu verscherzen, wenn ich der Verläumdung noch länger mehr Gehör einräume, als der Stimme in meinem Innern. Gewißheit will ich, mag sie mein Glück vernichten, oder mich über alle Zweifel emporheben. Mögen die Schranken fallen, die mich bis jetzt von der Außenwelt abtrennten. In einem freieren, geselligeren Leben wird sich die Treue meiner Frau entweder bewähren, oder die Verläumdung wird zur Wahrheit werden."

Er machte sogar den Versuch, das Blatt für immer zu vernichten. Aber er besann sich eines Besseren, bevor es geschah, und faltete es sorgfältig wieder zusammen.

„Der gestrige Ausflug ist Dir vortrefflich bekommen, Dennis," sagte Alice, als der Mann in ihr Zimmer trat. „Wir werden ähnliche Partien öfterer vornehmen und sie werden Deiner Gesundheit und dadurch Deiner Stimmung zuträglich sein."

„Ich hoffe dasselbe, und das Thal ist so reich an

schönen Punkten, daß uns die Wahl und der Wechsel auf lange Zeit gesichert bleiben."

Als das Frühstück vorüber und Herr Foot auf sein Zimmer zurückgekehrt war, sagte Alice zu ihrer Freundin:

„Der erste Schritt zur Genesung meines Gatten ist geschehen. Sie wird die besten Fortschritte machen. Die Umwandlung, die meine Thränen auf ihn hervorbrachten, überzeugt mich, daß er mich noch liebt. Die Unthätigkeit, in der er sich befindet, bedrückt ihn, er will nicht blos studiren, sein Charakter verlangt praktische und unmittelbare Thätigkeit. Wenn sich ein Feld für dieselbe eröffnete, wäre er vielleicht am schnellsten geheilt. Wie rüstig an Geist und Körper war er bei den Gefahren der Ueberschwemmung! Wir müssen ihm fortwährende Beschäftigung geben, Anna, dann werden wir unsern Zweck erreichen."

„Ich sehe, daß Herr Stefano kommt," versetzte das Fräulein. „Wird er sich wohl auch bei uns melden lassen?"

„Wünschen Sie es?" fragte Alice schalkhaft. „Sie haben einen lebhaften Verehrer an ihm gewonnen."

„Ich?" erwiederte das Mädchen betroffen. „Herr Stefano ist ein Mann von so viel Talent und weltmännischer Bildung, daß er wohl kaum einer Dame weniger Aufmerksamkeit erweist, als mir."

„Aber er ist auch so schön, so gewandt, so artig, daß seine Bestrebungen allenthalben einen guten Erfolg haben müssen. Wenn ich recht gehört habe, so war Ihr gestriges Gespräch mit ihm schon weit entfernt, nur die Oberfläche der Gegenstände zu berühren. Es schien vielmehr bedeutungsvoll und eindringlich."

„Männer, wie dieser Doktor, wissen jeder Unterhaltung das Flache zu nehmen und die Saiten anzuschlagen, die in unserem Herzen wiederklingen. Seine Gedanken sind eigenthümlich und seine Empfindungen hinreißend."

„Sollten Sie Teresa ein wenig um seinen Besitz beneiden?" fragte Alice.

„Was für eine Schwäche trauen Sie mir zu, Mißtreß Foot?" antwortete Anna mit dem Ausdrucke der Gekränktheit. „Dünkt Ihnen mein Herz einer so raschen — wenn überhaupt der Vergeßlichkeit fähig? Wenn es wirklich eine Liebe gibt, wie sie die Dichter schildern und wie unsere Ahnung sie zu begreifen sucht, so ist es eine einzige, eine Blume, die, einmal verblüht, sich nimmer wieder erneuert. Mein Leben hat seinen Frühling gehabt. Meine Wünsche und Hoffnungen sind zerknickt worden, ehe sie reiften. Ohne Ihre Freundschaft, Alice, wäre mein Inneres noch so verödet, als Sie es fanden und mich zuerst an Ihrem Busen wieder, wenn auch nicht die Freude selbst, doch Linderung meines Schmerzes empfinden

ließen. Schmälern Sie die Dankbarkeit, mit der ich Ihnen verpflichtet bin, nicht durch einen Scherz, der meinen Gefühlen wehthut. Ihre zarte Rücksicht hat mich schon zu sehr verwöhnt."

„Nehmen Sie doch nicht Alles so ernsthaft auf, wie ein Richter sein Protokoll," versetzte Alice. „Ich ehre Ihren Kummer nicht allein, ich habe ihn mit Ihnen durchempfunden. Aber ich zweifele nicht daran, daß er einst so weit verschwindet, um nur noch als eine süße Wehmuth zurückzukehren. Die Menschheit ist viel größer, als unser kleines Herz. Nicht eine einzige Seele nur gibt es, für die es geschaffen — die Natur ist gütiger, sie umringt uns mit einer Mannigfaltigkeit, gegen die wir uns nicht verschließen dürfen, so lange uns kein Eid bindet."

Anna bewegte nur verneinend den Kopf. Alice brachte andere Dinge in die Unterhaltung, um die Freundin von den Gedanken abzuziehen, die sie in ihr erregt hatte. Nach einer Weile erschien Benjamin Turner, den Besuch Stefano's ankündigend, den Foot bald darauf selbst bei den Damen einführte.

So sehr sich aber Alice über die muntere Laune ihres Gemahls freute, so war ihr der Uebergang von seinem frühern, verschlossenen Wesen zu einer gänzlichen Hingebung an gesellige Zerstreuungen, doch zu plötzlich, um ihn nicht für das Zeichen einer neuen Krankheit zu nehmen.

Herr Foot lud nicht allein Herrn Stefano zur eifrigen Fortsetzung seiner Besuche auf dem Landhause ein, sondern beredete sogar Partien mit ihm in die Orangengärten von Botzen, in den Vintschgau und in Sandwirth Hofers Wirthschaft im Passeyerthale. Schon für den heutigen Abend war beschlossen, sich im Garten Gesellschaft zu leisten, und der Mann, dessen schroffes Benehmen bis dahin jede äußere Annäherung zurückgescheucht hatte, war jetzt ganz der Gegensatz zu seinem frühern Betragen.

Alice schwieg dazu. Aber als bei Tische von den Anstalten für die Vergnügungen der nächsten Tage gesprochen ward, äußerte sie die Meinung, daß man wohl noch etwas zurückhaltend gegen Herrn Stefano sein müsse, bis man ihn genauer kenne. Herr Foot nahm die bescheidene Einwendung beinahe übel auf.

„Wir sind auf der Reise, liebes Kind," sagte er, „wo es Niemand mit seiner Gesellschaft so genau nimmt. Sagen uns die Verhältnisse nicht mehr zu, in die wir uns eingelassen, so wandern wir weiter. Du hast Neapel zu sehen gewünscht. Unser Weg wird uns dorthin führen, sobald wir Meran durchgenossen und dann Mailand, Turin, Genua besucht haben. Für jetzt haben wir hier noch viel zu betrachten, und da Herr Stefano, vielleicht durch das Uebelbefinden der Frau von Serrano dazu bestimmt, seinen Aufenthalt in diesem Thale verlängert, so wüßte

ich nicht, weßhalb wir von seiner Gesellschaft nicht unbeschränkten Gebrauch machen sollten. Er ist mit der Gegend vertraut, er besitzt noch viele andere schätzbare Kenntnisse, die mir seinen Umgang empfehlen. Sind wir doch lange genug auf uns beschränkt gewesen, daß es endlich Zeit wird, etwas mehr mit unserer Umgebung zu leben."

So viele Beweglichkeit ihres Gemahls beunruhigte Alicen anfangs. Sie fürchtete, daß sie nicht von Dauer sein und ihr der Wechsel dann um so schwerer fallen möchte. Allein sie sagte ihrem fröhlichen und arglosen Gemüthe viel zu sehr zu, als daß sie den ernsten Versuch gemacht hätte, sich gegen die Veränderung zu sträuben. Ueberdies war es offenbar, daß die Unterhaltung mit Stefano einen vortheilhaften Einfluß auf Herrn Foot ausübte. Am ersten Abende, als man den Thee im Garten einnahm, war der Arzt eifrig beschäftigt, ein neues Verfahren zu begreifen, welches ihm Herr Foot zur Verbesserung und Erleichterung der Seidenspinnerei auseinandersetzte. Der wunderbare Mensch schien die Gabe zu haben, jedem Gemüthe auf den Grund zu blicken und allen Personen, die ihm begegneten, Wunsch und Neigung abzulauschen. Indem er Herrn Foot erklärte, wie die Seidenzucht in der Gegend von Mailand betrieben und das Gespinnst gewonnen würde, setzte er dessen ganze technische Erfahrung in Theilnahme. Herr Foot eilte aus dem Garten auf sein

Zimmer, trug Bücher und Abbildungen von Maschinen herbei. Endlich brachte er ein kleines Modell herab, über dessen Anwendbarkeit auf die Seidenspinnerei er eine lange Verhandlung mit Herrn Stefano hatte.

„Sie würden sich weit besser befinden, Herr Foot, wenn Sie eine neue Anstalt begründeten, wär' es auch nur, um sich eine anregende Beschäftigung zu sichern," sagte der Arzt. „Ein Landgut am Comersee, die Nähe einer großen Hauptstadt, der Zusammenfluß einer ausgezeichneten Gesellschaft aus allen Völkern der Erde und die Verbindung, in die Sie Ihren Landsitz mit einer Fabrik setzen könnten, würden allen Ihren Bedürfnissen genügen."

„Halten Sie mich für krank, Herr?" erwiederte der Engländer etwas ärgerlich.

„Wenn eine ungewöhnliche Reizbarkeit eine Krankheit genannt werden kann, allerdings," versetzte Herr Stefano mit freundlicher Besänftigung. „Sie haben stets in einer großartigen und anstrengenden Thätigkeit gelebt, die Sie nicht so plötzlich hätten aufgeben sollen. Geist und Körper, an Spannung gewöhnt, verlangen, daß man sie nicht auf ein Mal in Ruhe versetzt."

„Sie mögen Recht haben," sagte Herr Foot nach einigem Besinnen. „Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich gegenwärtig ohne Beschäftigung bin. Der In=

halt meines Zimmers kann Ihnen sagen, woran ich arbeite.“

„Dennoch scheint mir Ihre Neigung zu sehr die eines Engländers zu sein, um nicht mehr auf den praktischen Vollzug, als auf die theoretische Speculation zu gehen.“

„Wenn Ihre Kenntniß des menschlichen Körpers der Sicherheit gleicht, mit der Sie den Geist beurtheilen, so könnte ich mich bei einer Krankheit Ihrer Behandlung vertrauungsvoll anempfehlen,“ sprach Herr Foot lächelnd. „Ich habe allerdings mit einem gewissen Schaffensdrange zu kämpfen, der bestimmteren Stoff und näheres Ziel fordert.“

Mißtreß Foot segnete die Stunde, wo der Arzt in ihr Haus gekommen. Eine so offene Mittheilung ihres Mannes an einen Fremden war ihr eine neue und durchaus erfreuliche Erscheinung. Sie zweifelte nicht mehr, daß eine Krisis in seinem Wesen eingetreten sei, die von der glücklichsten Wirkung sein konnte.

Die Unterhaltung mit Herrn Foot nahm am ersten Abende den Arzt so völlig in Anspruch, daß er mit den Damen kaum einige Worte tauschte. Aber Alice langweilte sich nicht, da sie ihren Gemahl so zufrieden sah. Anna stickte. Ihre Miene war so gleichmüthig, daß man ihr keinen Antheil an der Unterhaltung abmerkte.

Die kleine Reise nach Botzen, um die Orangengärten zu besuchen, welche sich dort mit dem Frühlinge wieder der Sonne und der Luft eröffnet hatten, füllte den nächsten Tag aus. Herr Stefano nahm nicht Theil an derselben. Lag es in seiner Natur, oder hatte der Arzt eine Absicht dabei, sich vor den Menschen zurückzuziehen: so bemüht er um die Bekanntschaft mit der Familie des Herrn Foot gewesen war, so schien er doch größeren geselligen Verkehr nicht eben zu lieben, ja sogar ihn zu fliehen. Er blieb in Meran zurück, wo er sich ein kleines Zimmer gemiethet hatte, und kam gegen Abend den Zurückfahrenden unterwegs entgegen. Ihr Wagen hielt und nahm ihn ein. Herr Foot erzählte, daß er bei seinem Banquier gewesen sei und diesem Auftrag ertheilt habe, sich zu erkundigen, ob etwa ein Gut am Comersee in nächster Zeit zum Verkauf gelange.

Auf anderen Spaziergängen, die an den folgenden Tagen stattfanden, begleitete Herr Stefano die Familie, und sein Einfluß auf Herrn Foot, sowie dessen Bedürfniß nach dem Umgange mit Stefano wuchsen dadurch. Der Arzt theilte seine Zeit zwischen Frau von Serrano und seinen neuen Bekannten, bei denen er bald so vertraulich eingeführt war, daß er zu ihren Tischgenossen gerechnet ward. Sein Benehmen blieb sich beständig gleich. Seine Aufmerksamkeit war Allen, seine besondere Rücksicht aber

augenscheinlich Anna gewidmet. Ging man aus, so war er an ihrer Seite, beschäftigte Mißtreß Foot ihren Gemahl durch ein Gespräch, so richtete Herr Stefano seine Worte an das Fräulein. Seine Blicke suchten den ihrigen zu begegnen, und hätte Alice nicht gesehen, daß Teresa in einem engeren Verhältnisse zu dem Italiener stehen müßte, so hätte sie geglaubt, Stefano neigte sich zu einer Liebe für Anna hin.

Aus demselben Grunde kam ihr auch sein Betragen etwas räthselhaft vor. Niemals verläugnete er die Theilnahme, die ihm Frau von Serrano und ihre Tochter einflößten, und dennoch lächelte er bei jeder Anspielung auf eine Liebe zwischen ihm und Teresa. Dabei schien er fast eifersüchtig auf seinen ausschließlichen Verkehr mit den Bewohnern des Landhauses am Passeyer zu sein. So oft auch Herr Foot daran dachte, sich mit einigen andern Nachbarn bekannt zu machen und namentlich auf einer Villa Besuch abzustatten, deren reizende Lage auf einem Abhange des rechten Etschufers ihn anlockte, so wußte er doch die Anstalten dazu immer zu vereiteln. Auch wählte er keine Partie aus, welche die Gesellschaft mit fremden Personen in Berührung brachte, und ward eine solche in seiner Gegenwart vorgeschlagen, so lehnte er seine Mitwirkung dabei unter irgend einem Vorwande ab. Nur ein wichtiger Grund konnte ihn dazu veranlassen, bei so

glänzenden geselligen Gaben eine mit seinem Alter nicht vereinbarliche Zurückgezogenheit zu behaupten, und Alice beschäftigte sich mit der Erklärung dieses Geheimnisses, ohne jedoch auf eine haltbare Vermuthung zu fallen.

4.

Die Anwesenheit des Doktor Stefano in Meran dauerte fort und der junge Mann machte keine Miene abzureisen, auch als nach der Genesung der Frau von Serrano die Ursache, die ihn zunächst in das Thal gerufen hatte, nicht mehr vorhanden zu sein schien. Herr Foot war sehr zufrieden mit der Verlängerung des Aufenthaltes seines täglichen Gesellschafters; auch Alice, obschon sie nicht begriff, wie ein Arzt so lange von seiner Heimath entfernt sein konnte, wenn er nur einige Beschäftigung in derselben hatte. Noch seltsamer war es, daß Herr Stefano nie öffentlich mit Frau von Serrano und Teresa erschien. Da die Mutter ihre Milchkur wieder begonnen hatte und sie deshalb zu einer sehr regelmäßigen Lebensweise verpflichtet war, so konnten die beiden italienischen Damen nur an wenige Vergnügungen außerhalb ihres Hauses denken. Allein niemals zeigte sich alsdann der Arzt an ihrer Seite. Mißtreß Foot glaubte, Herr Stefano werde von Teresa's

Gegenwart bedrückt, weil er alsdann Fräulein Anna seine Huldigung nicht so unverholen, wie sonst, darbringen könnte. Sie schöpfte Verdacht gegen ihn und war sogar im Begriffe, Anna zu warnen. Dennoch lag in seinem Benehmen gegen dieselbe etwas so Offenes und Freies, daß jede gehässige Voraussetzung dadurch aufgehoben ward, und auf der andern Seite schien Anna durch die Erfahrungen ihres Lebens gegen eine etwaige Täuschung gesichert.

Herr Foot befand sich während dieser Wochen so wohl, daß er sich kaum auch nur der Veranlassung erinnerte, die ihn vermocht hatte, sein mürrisches Wesen abzulegen. Er nahm deshalb das Blatt auch nicht ein einziges Mal zur Hand, indem er immer mehr zu der Ueberzeugung gelangte, daß ihn sein eigenes Mißtrauen und die Bosheit eines unbekannten Feindes irre geführt habe. Im Stillen beobachtete er wohl manchmal das Betragen seiner Frau gegen Herrn Stefano. Aber niemals fand er den entferntesten Grund zur Eifersucht, so sehr er sich selbst sagte, wie geschickt der Arzt in der Kunst zu gefallen sei.

Ein Beispiel konnte jedoch noch keine Regel bilden, und um so rasch als möglich zu einer ganz festen Zuversicht zu gelangen, war es nöthig, Alicen noch in manche andere Verhältnisse zu bringen, um dann aus ihrem Benehmen auf ihre Treue zu schließen. Daher

knüpfte Herr Foot, trotz der Theilnahmlosigkeit, in der Herr Stefano dabei verharrte, einige Verbindungen mit der näheren und entfernteren Nachbarschaft an, die sich seit dem Maimonate mit mancherlei neuen Bewohnern belebt hatte. Je weiter sich jedoch der Kreis seiner Bekannten ausdehnte, desto mehr zog sich Herr Stefano zurück. Ein zahlreicher Umgang schien durchaus gegen seinen Geschmack zu sein.

Es war an einem Nachmittage und gegen die Stunden hin, wo sich die Sonne schon tiefer nach Westen gesenkt hatte, als Herr Stefano in das Landhaus am Passeyer ging, durch einen Wagen aber, der vor demselben hielt und der Gäste gebracht zu haben schien, zurückgescheucht ward. Anstatt in den Hof zu treten, wendete der Arzt um und beschloß, einen Spaziergang in das Thal zu machen, aus welchem der Passeyer kommt. Eine halbe Meile weit mochte er ohngefähr dem Laufe des Wildbaches entgegengegangen sein, als er umkehrte, in der Hoffnung, daß sich der Besuch auf dem Landhause indessen verabschiedet haben würde. Auf dem Rückwege holte ihn ein Zug von Maulthiertreibern ein, die von Sterzing und über den Jauffen kamen.

Sie brachten nicht blos Waaren aus Innsbruck, sondern auch einen Reisenden mit, der den steilen Gebirgsweg mit ihnen zurückgelegt hatte. An der Art, wie er sich im

Sattel wiegte und die langen Beine von dem Maulthiere, auf welchem er saß, gegen den Boden streckte, erkannte Stefano schon von weitem den Engländer. Der Gruß, den der Fremde und die Frage, die er in französischer Sprache beim Vorüberreiten an ihn richtete, bestätigten durch ihre Betonung die Voraussetzung vollkommen.

„Gehen Sie auf dem Wege nach Meran?" sagte der Herr auf dem Maulthiere, und als Herr Stefano bejaht hatte, fuhr der Vorige fort: „so erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen mit meiner Gesellschaft beschwerlich zu werden?" Auch dagegen wendete der Arzt nichts ein und der Fremde stieg von dem Saumthiere herab.

„Ich bin seit gestern Nachmittag mit diesen Leuten gezogen, habe die Nacht mit ihnen auf dem Berge zugebracht, heute Morgen im Herunterreiten die Sonne aufgehen und dann die Wirthschaft am Sande gesehen. Dennoch ist dies Alles für die Dauer ziemlich langweilig, wenn man kein Wort von der Sprache seiner Gefährten versteht."

„Die Engländer geben sich sonst den Anstrich einer großen Schweigsamkeit," versetzte Stefano.

„Wo sie willkürlich entweder schweigen oder reden können, suchen einige Personen, die nichts Kluges zu sprechen wissen, Etwas darin, die Taubstummen zu spielen," eiferte der Fremde. „Wenn sie aber zum Schweigen

verurtheilt wären, würden sie Alles aufbieten, sich als Redner auszuzeichnen.“

Der Doktor lächelte und betrachtete seinen Begleiter etwas genauer. Es war ein nicht sehr zierlicher, aber auch nicht häßlicher Mann, nur etwas keck und anmaßend schien er zu sein und seine regelmäßig gebildeten Züge hatten nicht eben einen edlen, sondern einen sehr alltäglichen und selbstgefälligen Ausdruck.

„Wie lange haben wir noch bis nach Meran zu gehen, und sind Sie dort bekannt?“ fragte er.

„In einer halben Stunde erreichen Sie die Oeffnung des Thales gegen die Etsch hin und bald darauf die Stadt selbst. Bekannt bin ich in derselben, so weit dies von einem Fremden verlangt werden kann, der erst seit einigen Wochen in der Gegend lebt,“ erwiederte Stefano.

„Doch werden Sie die vornehmsten und auch die hervorstechendsten Familien kennen, die sich hier aufhalten.“

„Nur wenige derselben,“ entgegnete der Italiener.

„Es muß ein Landsmann von mir bei Meran wohnen, ein drolliger, alter Kauz, der das Weltgebäude für eine Spinnmaschine ansieht und in seinen Funfziger Jahren den höchst beklagenswerthen Streich begangen hat, das hübscheste Mädchen von Liverpool zu heirathen. Sollte er Ihnen nicht zu Gesicht gekommen sein? Seine Vermählung erinnerte lebhaft an die Verbindung des Vulkan mit

der Venus. Neulich ward seiner in den Zeitungen erwähnt. Er soll sich bei einer Ueberschwemmung der Etsch hervorgethan haben. Das verrieth mir seinen Aufenthalt, und ich wünsche recht sehr, ihn bald zu treffen."

„Wie ist der Name dieses Ihres Landsmannes, von dem Sie mit solcher Geringschätzung sprechen?"

„Er verdient nicht mehr Achtung. Etwas Anderes ist's mit seiner Frau. Sie hat nur einen einzigen Fehler und dieser heißt Herr Dennis Foot," warf der Engländer leichtfertig hin.

„Ich habe die Ehre, ihn unter meine liebsten Bekannten zu zählen," sagte Stefano mit Ernst, „ja ich würde ihn mit Stolz meinen Freund nennen, wären wir einander nicht erst vor einigen Wochen begegnet."

Der Engländer lachte und schlug sich mit der Reitgerte den Staub aus den Beinkleidern: „Wahrhaftig —" rief er — „Herr Foot ist sehr glücklich, sehr glücklich, sage ich, solch' einen Verehrer zu besitzen. Wie finden Sie jedoch Mißtreß Foot? Doch nicht etwa übler, als ihren Gemahl?"

„Ich bin der Meinung, daß der Ruf Recht hat, der sie eine der treuesten und liebenswürdigsten Frauen nennt," sprach der Arzt so bestimmt als kurz.

Der Engländer schoß einen schielenden Seitenblick auf den Anderen, ließ sein spitziges Kinn hoch über die Hals-

binde herausſteigen und dann das Geſicht bis zur Naſe hinter der Kravatte verſchwinden. Nach einer Pauſe folgten dieſer höchſt anmuthigen Geberde die Worte:

„Wiſſen Sie, ich bin der Freund von dem Neffen des Herrn Dennis Foot. Der arme Menſch iſt durch die unſinnige Heirath ſeines Onkels um ein ſchönes Vermögen, um baare 100,000 Pfund Sterling betrogen worden. Dergleichen erbittert — und ich liebe ihn zu ſehr, als daß ich ſeinen Groll nicht theilen ſollte. Aber wie geſagt: nur in Bezug auf den Vulkan, nicht auf die Venus."

Darauf richtete ſich die Naſe des Engländers gegen den Begleiter hin und ſchnüffelte in die Luft, als wolle ſie die Antwort riechen.

„Ich ſehe nicht ein, welchen Anſpruch ein Neffe auf die 100,000 Pfund ſeines Onkels hat, ſo lange dieſer noch ſelbſt des Lebens und ſeines Vermögens froh werden will?" verſetzte der Doktor.

„Und wenn er verheirathet ſtirbt? Erbt dann die Frau oder der Neffe?" fragte der Andere im Tone des ſchlagendſten Uebergewichtes.

„Die engliſchen Geſetze ſind mir in dieſer Beziehung nicht genug bekannt."

„Bah," ſagte der Andere und ſeine Reitgerte klopfte abermals den Staub aus den Beinkleidern. „Wenn die Frau auch keine Kinder hat, ſo iſt doch kaum noch an ein

erbärmliches Legat für den Neffen zu denken, und hat sie ihrem Manne vollends einen Erben geschenkt — hier ist der Ausdruck ganz an seiner Stelle: geschenkt — so muß sich ein Seitenverwandter natürlich jede Hoffnung vergehen lassen, einen Pfennig von dem Reichthume des Onkels zu erhalten."

Herr Stefano fand diese Schlußfolgerung eben so richtig, als in ihrer Anwendung gemein. Nach einer Weile fuhr der Vorige fort:

„Wie leben Herr und Madame Foot? Man erzählt sich in England, daß Herr Foot zur Einsicht seines Mißverhältnisses gekommen sei, daß er sich verdrießlich gegen seine Frau benehme, sie durch Mißtrauen beleidige, förmlich einkerkere, ihr keine Gesellschaft verstatte —"

„Dann ist man in Ihrer Heimath falsch unterrichtet, mein Herr," antwortete der Arzt. „Herr Foot behandelt seine Gemahlin nicht blos mit Achtung, sondern auch mit Liebe. Anstatt sie der Gesellschaft zu verschließen, führt er sie derselben vielmehr zu. Die Ehe scheint so glücklich zu sein, als irgend eine Verbindung, die auf gegenseitige vortreffliche Eigenschaften gegründet ist."

Der Fremde blieb vor Ueberraschung stehen: „Sie setzen mich in die äußerste Verwunderung durch diese Nachricht. Ein Mann von so schwerem Charakter, krumm geworden hinter dem Handelsbuche, der bei seinem jetzigen

Müssiggange nur Muße hat zur Eifersucht und zu kleinen Plackereien — glücklich, glücklich mit einer Frau, die schön, klug und dabei ein halbes Kind ist."

„Dem Alter nach, wiewohl Sie übertreiben. Ihr Verstand und ihr Herz ist gereift genug."

„Goddam, so hat Raleigh's Artikel sein Ziel verfehlt, oder ist vielleicht gar nicht in Foots Hände gelangt! Wer hier die Wahrheit zu erfahren wüßte!" sprach der Engländer in seiner Muttersprache und setzte sodann die Unterhaltung französisch fort: „Dergleichen Ehen sehen immer nur äußerlich gut aus. Inwendig sind sie morsch und haltlos. Wie soll ein Mädchen von achtzehn Jahren einen Mann lieben, der an der Schwelle des Greisenalters steht? Sie mag dem Zwange eine Zeitlang gehorchen, den Schein bewahren — aber im Herzen muß sie eine Verbindung verwünschen, die ein Frühlingsbeet auf ein Eisfeld setzte. Auch war Mademoiselle Alice Temple ihrem Bräutigam keineswegs schwärmerisch zugeneigt. Es hatten sich längst andere Bewerber um sie gesammelt, Männer von Talent, von natürlicher Frische, von hübscher Gestalt und artigen Manieren —" dabei zog der Redner den Hemdenkragen am Halse höher empor und drehte sich eine Locke aus dem Haarbüschel, der das linke Ohr beschattete — „Leute, die auch in keiner Hinsicht vor Herrn Foot zurückgewichen wären, hätten sie seine Pfunde in

der Tasche gehabt. Alicens Vater war durch eine mißlungene Unternehmung für die spanische Armee in Bedrängniß gerathen. Die christinische Regierung zahlte mit Versprechungen für Tuche und Gewehre, die Herr Temple mit guten Banknoten angeschafft hatte. Sein Fall schien unvermeidlich — als Herr Foot kam, seine Wechsel einlöste und ihm einen Credit eröffnete, der alle seine Verluste überstieg und ihn so flott machte, wie eine neu aufgetakelte Jacht. Ein Dienst ist des anderen werth, und Alice war eine gehorsame Tochter. So ward sie Madame Foot."

„Fürchten Sie nicht, daß Madame Foot den Schritt jemals bereut hat, den Sie auf eine so abschreckende Weise schildern. Der Segen ihrer Aeltern war mit ihr und ihr schönes Herz, welches ich um so mehr achten müßte, wenn Ihre Mittheilung nur entfernt an die Wahrheit streifte."

„Die Wahrheit selbst, Herr, die lautere Wahrheit. Ich bin nicht der Mann der Windbeutelei. Mein Freund Raleigh, eben Foots Neffe, und ich standen der Entwickelung nahe genug, um hinter die Coulissen der Schaubühne zu sehen und zu erkennen, daß das, was man für eine lustige Komödie ausgab, die mit einer Hochzeit schließt, eigentlich ein Trauerspiel war. „Nelson" hieß das Schiff, welches Herr Temple im Herbste nach Barcelona schickte, mit Tuchen, Leder und Flinten war es befrachtet,

lauter theure Artikel. Während des Winters wartete der Absender auf Dublonen. Im März kamen statt der Goldstücke Papiere — spanische Papiere, Sie werden auch auf dem Continente wissen, was das heißt — im April wurden sie in London Mangels Deckung von dem Hause zurückgewiesen, auf das sie gezogen waren, im Mai war die Hochzeit des Herrn Foot mit Alice Temple."

„Deren Vater er vom Untergange gerettet hatte. Meinen Sie nicht also?"

„Später wurden die spanischen Wechsel doch bezahlt. Vor sechs Wochen der letzte. Herr Temple wäre auch ohne seinen Schwiegersohn wieder ein reicher Mann. Aber Herr Foot hatte das Mädchen schon."

„Nichtswürdiges Spiel des Zufalls!" antwortete Herr Stefano. „Außerdem wären Sie vielleicht —"

„Still, still," flüsterte der Fremde mit einem Pfeifen durch die Zähne, welches viel mehr eingestand, als der Arzt gefragt hätte.

„Wir waren Beide jung, Alice und ich — ich befand mich oft in dem Hause ihrers Vaters — wenn Ball im Börsensaale war, tanzte ich mit Alicen — Sonntags begegnete ich ihr, wenn sie mit ihren Aeltern auf's Land gefahren war — ich ritt nie anders aus, als durch ihre Straße, und obschon ein Maulesel kein Racepferd ist, so werden Sie doch bemerkt haben, daß ich mich nicht schlecht

im Bügel halte —. Aber ich war schon zu offen gegen einen Unbekannten, oder vielleicht gerade deswegen. Was wir gesprochen, das bleibe unter uns. Ich werde Herrn Foot besuchen, wider den ich, seine Ehe abgerechnet, gar nichts einzuwenden habe, eine Zeitlang hier bleiben, und ich hoffe das Vergnügen recht oft zu haben, mit Ihnen beisammen zu sein, da Sie meinen Landsmann kennen."

„Dort erblicken Sie auch die Villa, in der er wohnt," antwortete Herr Stefano.

„Schönes Thal das. Das Landhaus ist prächtig gelegen. Hat es Herr Foot gemiethet, oder gekauft?"

„Gemiethet — und ich empfehle mich Ihnen hier. Mein Weg führt in die Tiefe hinab. Der Ihrige hält sich auf der Höhe. Jene Thurmspitze zur Rechten gehört der Hauptkirche von Meran."

„Meinen Dank für Ihre Begleitung. Lassen Sie uns die Karten austauschen," sagte der Engländer, als sich der Arzt entfernen wollte.

„Ich trage keine bei mir. Mein Name ist Stefano."

„Hier ist meine Adresse. Nochmals den besten Dank für Ihre Güte," rief der Fremde im Fortgehen.

„Und solch' einen flachen, plumpen und eingebildeten Burschen sollte Mißtreß Foot jemals erträglich gefunden haben? Ihr Mann muß ihr wie ein Adonis dagegen erscheinen," überlegte sich Herr Stefano, langsam den schma-

len Weg an den Passeyer hinabsteigend. „Wäre der Gedanke möglich, daß ihr der rohe Gesell — wie lautet denn die Aufschrift seiner Karte? „Master Arthur Bleßwitt" — jemals auch nur eine flüchtige Neigung eingeflößt hätte, so thät' ich vielleicht gut, die Dame von seiner Ankunft zu unterrichten. Wie unnöthig es sein mag, ich will ihr davon sagen."

Der Wagen am Landhause war jetzt verschwunden. Herr Stefano hörte, daß Fräulein Anna in der Gartenlaube, Herr Foot mit seiner Frau dagegen auf dem Zimmer sei, um einige Briefe zu schreiben, die morgen zur Post gegeben werden sollten. Er ging den Gang hinab, der zur Laube führte und sah schon von weitem, daß Anna ihre Arbeit aus der Hand gelegt hatte und den Kopf auf den Arm gestützt in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein schien.

„Ich muß fürchten, Sie zu stören, mein Fräulein," sprach er, als sich das Mädchen beim Geräusche seiner Schritte hastig aufrichtete und sich auf ihrem Antlitze die Röthe der Ueberraschung malte. „Die Einsamkeit scheint die Unterhaltung zu sein, die sie absichtlich aufsuchten."

„Nur durch Zufall finden Sie mich allein," versetzte das Mädchen.

„Wenn ich Ihnen nicht unerwünscht komme, so preise ich mein Glück, welches mir eine Unterredung unter vier

Augen mit Ihnen gestattet," fuhr Herr Stefano fort. „Ich strebte schon lange darnach."

Anna sah verwundert, aber ruhig auf. Der Arzt nahm an ihrer Seite Platz.

„Wenn Sie, mein theures Fräulein, mein Betragen verstanden haben, so wird es Ihnen nicht entgangen sein, welchen innigen Antheil ich an Ihrer Person nehme," sprach Herr Stefano. „Mein verlängerter Aufenthalt in Meran hat nicht mehr seinen Grund in meinem Verhältnisse zu Frau von Serrano. Ich wäre längst abgereist — die Zögerung ist sogar nicht ohne Gefahr für mich — wenn mich Ihr liebes Bild nicht mit magischem Zauber gefesselt hätte. Dennoch wird mir endlich die Nothwendigkeit einen Abschied gebieten, der mir nur dadurch versüßt werden kann, daß Sie mir erlauben, einige Hoffnung auf ein freundliches Andenken davonzutragen."

Die großen Augen Anna's waren auf den Redner gerichtet. Das Mädchen bekämpfte eine innere Bewegung und antwortete dann:

„Meiner Freunde und auch meinetwegen wünschte ich recht sehr, Sie noch länger in unserer Mitte zu sehen. Mißtreß Foot und ich selbst schreiben den größten Theil eines sehr erfreulichen Wechsels, der in Herrn Foots Gemüth vorgegangen, Ihrem Einflusse zu, Herr Stefano. Herr Foot ist nicht mehr in dem Alter, wo man sich leicht

an Fremde anschließt und vertraut mit ihnen wird. Dennoch hat er sich in kurzer Zeit nicht allein an Ihren Umgang gewöhnt, sondern Ihre Freundschaft ist ihm Bedürfniß geworden. Fast scheint es, daß der günstige Eindruck, den Sie auf ihn hervorbrachten, die Menschenfeindlichkeit, das scheue, mißtrauische Wesen, an welchem er bis jetzt litt, überwunden und verbannt hat. Wir sind überzeugt, daß alle neue Bekanntschaften, die Herr Foot neuerdings gesucht hat, nur den Werth der Ihrigen um so deutlicher hervorgehoben haben. Ein finsterer Geist, der bisher auf ihm lag, ist gewichen — als einen Arzt und Freund des Hauses bitte ich Sie, uns nicht eher zu verlassen, bis die Früchte Ihrer Wirksamkeit gereift und die Vorschläge, die Sie Herrn Foot gemacht, in's Leben getreten sind."

„Sie beziehen meine Gegenwart auf Herrn Foot, aber so hoch ich ihn schätze, so muß ich doch wiederholen, daß sie Ihnen gilt."

„Wenn Sie meine Freundschaft für dies Opfer entschädigen kann, so darf ich Ihnen versichern, daß ich Ihnen dieselbe stets bewahren werde."

„Freundschaft, mein Fräulein, ist nicht das rechte Wort. Im Munde einer Dame dem Manne gegenüber hat es sogar etwas Demüthigendes und Zurückweisendes. Ich verlange mehr als Freundschaft von Ihnen. Der er-

habene Ernst Ihres Wesens, jeder Zug Ihres Antlitzes, jede Bewegung Ihrer Gestalt übten eine wundersame Gewalt auf mich aus, seit dem Augenblicke, wo ich Sie zum ersten Male sah. Die Annäherung, die Sie mir gestatteten, hat mir nur immer größere Vorzüge an Ihnen gezeigt. Ich bitte um Ihre Liebe — denn Anna, Sie besitzen schon mein ganzes Herz."

Das Mädchen stand lebhaft erregt auf, um sich sogleich wieder niederzusetzen:

„Herr Stefano," sagte sie, „von allem Anderen abgesehen, so ist meine Liebe nicht mehr mein Eigenthum. Sie wurde längst vergeben. Die Offenheit, mit der Sie mich beehren, verlangt eine eben so ehrliche Erwiederung. Mein sind nur noch die sanfteren Bewegungen der Seele. Die mächtigste und schönste ist nicht mehr in mir hervorzurufen."

„So lieben Sie schon, und werden geliebt? Ich konnte dies ahnen! Wie wäre die Perle Ihres Herzens so lange unentdeckt geblieben? Die Seltenheit des Kleinods, welches ich in Ihnen bewundere, mußte die Aufmerksamkeit und die Wünsche aller Männer auf sich ziehen, denen Sie begegneten. Nur den einen Trost versagen Sie mir nicht — wenn ich früher um Sie geworben, wenn mir ein neidisches Schicksal meine Seligkeit nicht erst in der Ferne gezeigt hätte, nachdem sie schon vergeben war — hätte ich

dann wohl die Hoffnung gehabt, meine Gefühle erwiedert zu sehen?"

Anna lächelte schmerzlich: „So reizend mir Ihre Schmeichelworte klingen — ich weiß es nicht, ob ich Sie geliebt haben würde, wären wir früher zusammengetroffen. Ich weiß nur, daß ich ihm, der mich jene göttliche Sympathie empfinden lehrte, mit einer Kraft anhing, die mir jeden Vergleich versagt."

Der Arzt war zusammengesunken. Er lehnte sich an die Rückwand der Laube, und seine straffe Haltung, der kühne Blick seines Auges, die Energie seines Geberdenspiels war verschwunden.

„Ich bin ein sehr unglücklicher Mann," sagte er, starr vor sich niederblickend. „Wär' ich nicht ein Thor, der in jeder leisen Dämmerung einen neuen Morgen begrüßt, so sollte ich endlich vor dem Scheitern neuer Hoffnungen gesichert sein — durch eine fortwährende Hoffnungslosigkeit. Wenn Sie mein Schicksal kennen lernten, so würden Sie darin eine Kette von Täuschungen erblikken, deren letzte die schmerzlichste von allen ist. Die Ueberschrift von Dante's Höllenpforte ist die Devise meines Daseins."

„So sind wir mehr, als Freunde, Herr Stefano. Wir sind Geschwister," entgegnete Anna mit Wärme. „Kann uns die Liebe nicht mehr vereinigen, so kann es

das Unglück. Ich habe alle die kleinen Leiden des Lebens durchgeschmeckt, jenes Mißgeschick, welches nicht einmal eine tragische Theilnahme erweckt und durch seine Größe Kraft zum Ertragen verleiht, welches nur demüthigt, kränkt und peinigt. Von der glänzenden Laufbahn, zu der ich geboren schien, ist mir nichts geblieben, als Heimathlosigkeit und eine abhängige Zuflucht bei Fremden."

„Aber wie unermeßlich beneidenswerther ist Ihr Loos, als das meinige! Wer liebt, der hat eine Heimath, auch wenn ihn das eigene Vaterland verstieße, wer liebt, der hat eine Zuflucht, denn ein Herz bleibt ihm, wenn auch Millionen untreu würden."

„Wer liebt. Aber wer geliebt hat?" fragte das Fräulein.

„Reden Sie von Ihrem eigenen Verhältnisse? Sie liebten, aber lieben Sie nicht mehr?"

„Die Liebe nicht, nur ihr Gegenstand ist mir gestorben," sagte Anna. „Meine Seele wird stets trauern, wie mein Gewand."

„Ich glaubte gehört zu haben, Sie trauerten um den Verlust eines Vaters?"

„Er fiel mit einem andern Verluste zusammen. Ich verwaiste doppelt."

„Und darum drängen Sie mich zurück? Sie sind frei und dennoch betrachten Sie sich für immer gebun-

den?“ sprach Stefano mit erhöhter Stimme. „Nimmermehr werde ich mich bei dieser Entscheidung begnügen. Nur die Lebenden haben Recht und nicht die Todten, sagt der lieblichste Ihrer Dichter. Bewegen wir uns nicht in einer Welt, die aus dem Untergange ewig Neues schafft und begründet? Sollen wir, weil ein Herz brach, das unsrige mitbrechen lassen, ohne es wieder aufzurichten? Lassen Sie mich hoffen, Anna, so bescheiden ist mein Wunsch, nur hoffen. Einen Lichtstrahl von dem sonnigen Tage, von dem ich träumte, lassen Sie mir, daß ich mich nicht verirre in dem Labyrinthe der Nacht. Was Ihnen zertrümmert ward, ich werde es aufbauen schöner als zuvor, was Sie verloren, ich werde es Ihnen überschwenglich ersetzen.“

Anna konnte nicht antworten. Denn während Stefano sprach, kam Mißtreß Foot den Gang herauf. Ihr folgte der Gemahl auf dem Fuße.

„So spät erst bringen Sie sich Ihren Freunden dar?“ schalt der Letztere. „Als ich Sie kennen lernte, war ich der Einsiedler, Sie der Lebemann. Die Rollen sind jetzt umgekehrt vertheilt. Ich bin die Schnecke, die ihre Fühlhörner ins Gras und in die Luft hinausstreckt, Sie ziehen die Ihrigen zurück.“

„Braucht man einen weiteren Umgang, als den, der unser Herz befriedigt?“ sagte der Arzt. „Viele Bekannt=

schaften zerstreuen, anstatt zu erfreuen und meine Lage macht mir Zurückhaltung zur Pflicht."

Zu lebhaft mit sich selbst beschäftigt, vergaß Herr Stefano, die Ankunft Arthur Bleßwitt's zu melden.

5.

Anna und Alice verließen die Laube früher, als die Herren. Sie gingen auf ihr Zimmer. Mißtreß Foot war heiterer, als jemals. Die Rückkehr ihres häuslichen Glückes nicht allein erhöhte ihre natürliche Fröhlichkeit, die Briefe aus Liverpool, die sie so eben beantwortet hatte, trugen eben so viel zu ihrer Stimmung bei. Herr Temple hatte seinem Schwiegersohne die erfolgte vollständige Einlösung der spanischen Wechsel angezeigt und einen Brief an seine Tochter hinzugefügt, unter den die Geschwister und die Mutter ihre Grüße gesetzt hatten. Der Wohlstand ihrer Familie war nicht mehr ein künstlicher, durch das gewaltsame Einschreiten des Herrn Foot hervorgebrachter, er war wieder selbstständig, und nur größer und fester, als zuvor. Um so mehr glaubte Alice, ihrem Gemahle dankbar sein zu müssen. Wenn er seine Hilfe nicht großmüthig und zu rechter Zeit gespendet hätte, so kamen die jetzigen Glücksfälle vermuthlich einer verworrenen Cre=

ditmasse zu Statten, an der alle Gläubiger verloren und auf die ihr Vater mit dem Auge der Verzweiflung blickte. Dagegen welche günstigen Aussichten jetzt! Frieden in der Ehe, einen Gemahl, dessen ganze Liebe ihr wieder erobert war, und der sich verjüngte, indem er seine mürrische Verschlossenheit von sich warf. Alice hätte in ihrer Freude Anna bei den Schultern erfaßt, um mit ihr durch das Zimmer zu tanzen, wäre das Antlitz des Mädchens nicht gar zu schwermüthig bewegt gewesen. Sie hoffte sie am Morgen geneigter zu finden, an ihrer Heiterkeit Theil zu nehmen, und trennte sich deshalb noch vor Schlafengehen von ihr, um sich bald darauf die Lampe an's Bett zu rücken, den Brief der Aeltern daneben zu legen und nicht eher die Wimpern zu schließen, bis sie die lieben Zeilen noch ein Mal gelesen hätte!

Am Morgen war Anna bei Zeiten munter. Sie hatte wenig Ruhe gehabt. Das Gespräch mit Stefano tönte in ihrem Herzen fort, sie zieh sich des Verraths an einem Todten, als sie bemerkte, wie tief sich die Worte des Arztes in ihre Seele gestohlen hatten. Ein Betpult stand in ihrem Schlafgemache. Als die Glocken von Meran herüberklangen und das Echo des Thales aufweckten, sank sie auf ihre Knie. Ihre Andacht war eine Einkehr in ihre verborgensten Gedanken. Sie verlangte sich Rechenschaft ab über ihre Gefühle, und als sie zu ihrem Schrecken

fand, daß Stefano schon einen Bestandtheil derselben ausmachte, gelobte sie sich, mit aller Kraft der neuen Neigung zu widerstreben, die sich mit sanfter Gewalt in ihrem Busen einnistete. Denn eine doppelte Falschheit schien ihr jede neue Liebe. Eine Befleckung des Andenkens an den Mann, der nicht mehr auf Erden wandelte und eine Unredlichkeit an Stefano. Denn was konnte sie ihm bieten als ein Herz, dessen Blüthe gepflückt, dessen Spannkraft gebrochen war?

Sie war eben vom Gebete aufgestanden, als Mißtreß Foot ins Zimmer trat.

„Ich komme als Fürsprecherin für Ihr Glück und nehme das Wort für einen gewissen Herrn Stefano. Das „gewisser Herr“ sollte eigentlich lauten: ein sehr ungewisser. Denn wenn ich neugierig wäre, so möchte ich wohl erfahren, wie Teresa's Hand damals auf seine Schulter gerieth, als wir ihn zum ersten Male bei Frau von Serrano sahen, ich möchte erfahren, was ihn von der Gesellschaft entfernt hält und wie er es möglich macht, seine Kranken in Mailand von Meran aus zu behandeln und was dergleichen kleine Aufklärungen mehr sind. Trotz dem aber hat sein Wesen etwas so Gediegenes, daß ich keine Minute Anstand nehmen würde, ihm meine wichtigsten Angelegenheiten anzuvertrauen und daß ich mich in meiner Freundin geschmeichelt fühle, da ich sehe, daß er

ihre ausgezeichneten Eigenschaften zu würdigen weiß. Wir haben gestern ein Gespräch gestört, als ich mit Dennis in die Laube kam, welches von beiden Seiten mit großem Interesse geführt worden und dennoch kein Resultat gehabt zu haben scheint. Vermuthlich eröffnete Ihnen Herr Stefano sein Herz und Sie glaubten sich treu bleiben und jeden Wunsch versagen zu müssen. Ist es so, meine gute Anna?"

„Beinahe," versetzte diese. „Herr Stefano sagte mir, daß er mich liebe."

„Und Sie antworteten, daß Ihre Liebe in der Gruft modere. Ich kann mir sein Entsetzen recht lebhaft vorstellen."

„Herr Stefano verstand mich, er ist eben so unglücklich, als ich."

„Was soll dem jungen Manne fehlen! Er hat vielmehr alle Anlage, was man nennt, seine Fortune in der Welt zu machen."

„Woran er leidet, weiß ich nicht. Aber er hat großen Kummer. Eine alpenschwere Last bedrückt seine Brust."

„Vielleicht hat er Schulden, mein Kind. Ich höre, daß sie von jungen Leuten zu den größten Unannehmlichkeiten gerechnet werden."

Anna kehrte sich unwillig ab. Die Vermuthung klang ihr wie ein herber Spott.

„Sind Sie böse, Anna?“ fuhr Alice fort, ohne das Lächeln, welches ihrem Gesichte den Charakter einer Frühlingslandschaft gab, aus ihren Mienen zu verbannen. „Betrachten Sie doch die Sache ruhig, und Sie werden finden, daß Herr Stefano nicht eben berechtigt ist, über Mißgeschick zu klagen. Kann es etwas Empfehlenderes geben, als seine Physiognomie, seine Manieren? Gewinnt er sich nicht allenthalben Liebe und Vertrauen? Mein Gemahl sagt, seine Kenntnisse in der Mechanik seien sehr achtungswerth, und doch lag diese Wissenschaft seinem Studium ganz entfernt. Wie bedeutend wird er nicht erst als Arzt sein! Sein Auftreten verräth keinen Mangel, auch müßte er im Stande sein, durch die praktische Anwendung seiner Kenntnisse sich einen sehr umfänglichen Wirkungskreis und damit eine reiche Erwerbsquelle zu öffnen. Auf Liebesgram kann seine Klage nicht deuten, da er mit Ihnen davon gesprochen. Was soll ihm also fehlen, woran soll sein Herz krank sein, als an einem eingebildeten Uebel?“

„Als ob sich nicht außerhalb der Grenzen, die Sie ziehen, gute Mißtreß, noch unendliche Strecken befänden, die eben so große Tummelplätze des Leides, als der Wonne sein könnten!“

„Nicht sehr viele, wenigstens keine gewöhnlichen. Indessen will ich mich nicht in Muthmaßungen erschöpfen,

sondern mich an Ihren Kummer wenden, den ich kenne. Sie lehnen Stefano's Werbung ab, weil Sie sich verpflichtet fühlen, Ihr Leben in eine Todtenfeier zu verwandeln. Ein Mann, der Ihre Liebe gewann, genügte dem Stolze Ihres Stiefvaters nicht. Alles setzte sich Ihrer Vereinigung mit ihm entgegen, wodurch die Schwärmerei Ihrer Leidenschaft, die anfangs nur sehr flüchtig war, nur wachsen konnte. Die Art, wie man den Geliebten endlich von Ihnen trennte, war schnöde, barbarisch, mehr als grausam. Noch mehr mußte Sie die Behandlung kränken, die Sie von Ihren Stiefgeschwistern bei einer so traurigen Katastrophe zu erdulden hatten. Dazu die gräßliche Nachricht, daß sich Richard selbst den Tod gegeben habe! Wäre damals Ihr Herz gebrochen, wie kurz zuvor das Ihrer Mutter, der einzigen Freundin, die Sie besaßen, wären Sie mit Ihr zugleich in's Grab gesunken — Niemand würde über einen solchen Ausgang erstaunt sein. Aber Ihr Herz war stärker und zu neuen Leiden aufbehalten. Nachdem die rohe Härte Ihres Vaters einer treuen Mutter das Leben gekostet und Sie mit allen Forderungen Ihres weichen liebebedürftigen Herzens auf sich selbst und Ihren Kummer beschränkt hatte, starb der ehrgeizige und verschwenderische Mann. An der Gruft dessen, der ihr Glück vernichtet hatte, fand ich Sie, und ich zähle es stets zu den höchsten Glücksfällen meines Lebens,

daß die Wahl meines Mannes gerade auf Sie gelenkt ward, daß ich es versuchen durfte, Ihnen Trost und Balsam für Ihr wundes Herz zu bringen. Zu den Thränen, die ich am liebsten geweint, gehören die, welche ich mit Ihnen um Ihre Mutter und um Richard vergoß. Auch hatte ich das Entzücken, zu sehen, daß Ihr Schmerz sanfter, Ihr Inneres der Freude zugänglicher ward. Lassen Sie mich endlich noch das letzte Hinderniß besiegen, Sie ganz der Welt zurückzugeben, der Sie denn einmal auch ohne Richard angehören müssen. Seine Liebe verfuhr zu rasch und sein Selbstmord verpflichtet Sie zu keiner Selbstpeinigung. Hätte Richard ein Jahr, ja nur einen Monat gewartet, seinen verzweifelten Entschluß auszuführen, so hätte Sie seine Hand anstatt der meinigen aus München geführt. Durch den Tod Ihres Vaters waren sich Ihre Verhältnisse gleich geworden. Aber er griff dem Schicksal zuvor und hat Ihnen mehr Leiden, als Freuden gebracht. Sie kannten ihn ja kaum! Seine Briefe sind beinahe Alles, wodurch Sie mit ihm vertraut wurden: sie athmen einen jähen, excentrischen Geist. Wissen Sie, daß die Liebhaber, die als solche rasen, die kühlsten Ehemänner werden sollen? Meine Tante behauptet es, so wie daß romantische Verbindungen in der Regel den nüchternsten Ausgang nehmen. Weniger als der lebendige Richard, hat Sie vielmehr der todte gefesselt. Auf seine erstorbenen Züge

trugen Sie alle Idealität Ihrer Vorstellungen über. Man ist herzlos, man ist unverantwortlich mit Ihnen umgegangen. Dadurch eben hat man eine Neigung in Ihnen zur verheerenden Flamme angefacht, die sonst vielleicht ein Funke geblieben wäre.— Welches Mädchen hätte nicht einmal eine zärtliche Annäherung, wenn auch die verschwiegenste und unkörperlichste gehabt? Wir sind sehr anspruchslos, so lange wir recht jung sind. Es gefallen uns bei unseren ersten Schritten in die Welt fast alle Gesichter, deren Mund angenehm zu schmeicheln weiß, denn die ersten Lorbeeren sind die süßesten, der Weihrauch, den man einem Mädchen streut, welches eben aus der Pension entlassen, zum ersten Male mit ihrer Mutter in der Gesellschaft erscheint, gleicht einem narkotischen Betäubungskraute. Aber wir erwachen auch wieder aus dem Rausche, und wenn man uns nicht durch falsche Maßregeln zwingt, unverständig zu werden, so leitet uns ein natürlicher Instinkt bald auf den rechten Weg. Wir sehen, daß wir nicht blos mit Göttern und Heroen verkehren, wir verlachen unsere leichtgläubige Eitelkeit. Wir entdecken Schwächen, wo wir vorher nur Vorzüge sahen. Läßt man uns Zeit, einen Gegenstand fest in's Auge zu fassen, so werden uns auch seine Mängel klar. Sehen die Gelehrten doch selbst Flecken an der Sonne, um die sich Alles dreht. Und unsere jungen Herren sind noch lange keine Sonnen."

Es schien Anna eine Entweihung des todten Richard zu sein, daß Alice die hohe Würde seines Gedächtnisses antastete. „Meine Liebe war nicht die Laune eines Kindes. Sie war der Inhalt meines Lebens geworden," rief sie.

„Ich hatte in Liverpool einen Bekannten," fuhr Alice ruhig fort, „auf dessen Aufmerksamkeiten ich nicht wenig stolz war und mich immer wunderte, daß sie Niemand auffielen, als mir selbst. Er hieß Arthur Bleßwitt, und obschon ich später erkannt habe, daß er der Gewöhnlichste unter den Gewöhnlichen war, so kann ich doch heute noch eine gewisse angenehme Erinnerung an ihn weder unterdrücken, noch will ich es. Was ihm mangelte, ergänzte meine bereitwillige Phantasie. Sein größtes Verdienst, welches ihm mein Herz öffnete, bestand darin, daß er das erste Seidenkleid, welches ich erhalten hatte, dem der Lady Durham ähnlich erklärte, wobei er jedoch behauptete, es lasse mir besser, als der Gräfin. Diesen Zug eines ausgezeichneten Geschmackes habe ich ihm nie vergessen. Er erwies mir stets eine gewisse Huldigung. Aber wenn er auch einmal albern war, so gedachte ich seiner Bemerkung über mein erstes Gesellschaftskleid, und er kam mir wieder erträglich, sogar recht annehmlich vor. Hätte er mir gesagt, er liebe mich, hätte ihm mein Vater die Thür gewiesen und mich eingesperrt — ich wäre im Stande gewesen,

die ganze Romantik dieser Situation zu begreifen, um allen Hindernissen zum Trotz mit Arthur nach Gretna Green zum schottischen Schmied zu fahren. Allein Arthur war still, meine Aeltern auch — und zwei Jahre später hieß ich Mißtreß Foot. Zum Glück stürzte sich Herr Bleßwitt nicht in's Meer, obschon es bei Liverpool einen sehr geräumigen Hafen bildet. Er machte mir nur einige hämische Gesichter, als ich an den Altar trat, und ich fand auch diesen Aerger ganz schmeichelhaft für mich."

Anna lächelte nicht, nein, sie lachte und übersah dabei die Ironie in der Schilderung ihrer Freundin.

„Ihre lustige Stimmung ist ansteckender, als mein Ernst," sagte sie. „Sie zwingen mich zum Lachen, ohne daß mein Herz etwas von Heiterkeit weiß."

„Woher käme sonst das Lachen? Sie sind nicht freigebig damit. Ich denke, es ist das dritte Mal, daß ich es hervorlocke, seit wir uns kennen."

Die liebevolle Aufmerksamkeit, die sich in dieser genauen Nachrechnung aussprach, versöhnte Fräulein Anna vollkommen mit Alicens Absicht, so wenig sie derselben gehorchen mochte. Sie umarmte Mißtreß Foot und klagte darüber, daß sie ein so leichtbewegliches Geschöpf sei, welches seinen unauslöschlichen Kummer einer heitern Darstellung preisgeben könne.

„Sie — ein leicht bewegliches Geschöpf!" rief Alice.

„Wären Sie ein solches, so hätte ich Ihre Trauer längst überwunden. Es gibt keine Schlingpflanze, die sich so ängstlich an ihren Stamm klammert, als Sie an Ihrem Schmerze hängen. Aber es beginnt ein Wettkampf um ihn. Sie haben ihm Ewigkeit gelobt, das predigte mir Ihre Miene, als ich vorhin zu Ihnen trat, ich schwöre ihm den Untergang und wenn mich Herr Stefano unterstützt, so werde ich siegen."

Die Frühstückszeit rief die Damen in's Speisezimmer, wo sich auch Herr Foot schon eingefunden hatte. Alice war eine Wirthin, die nicht blos Thee und Fleisch, sondern auch allerlei hübsche Einfälle vorsetzte, an denen sich ihr Gemahl wieder so gern, als zu Anfang seiner Ehe ergötzte.

„Endlich schlägt mir mein Geschäftsfreund in Botzen ein Landgut am Comersee vor, welches feil sein soll," sagte Herr Foot. „Wenn ich hoffen dürfte, daß mich Herr Stefano begleiten wollte, so würde ich in die Lombardei reisen, mir die Besitzung selbst anzusehen. Sie soll die reizendste Lage und selbst Wasser haben, um eine Fabrik zu begründen."

„Nur nicht am See selbst, Dennis. Ich habe mir die italienischen Gewässer besonders auch darum sehr angenehm vorgestellt, daß sie eben ganz fabrikfrei sind. Wenn Du einmal der Versuchung nicht widerstehen könntest,

Dir wieder Arbeit und Sorgen aufzubürden, wovon ich selbst glaube, daß sie Dir in einem mäßigen Umfange zuträglich sein würden, so versetze die Fabrik wenigstens in den Hintergrund der Landschaft, nicht an das Ufer."

„Was kann es Lieblicheres geben, als das Geräusch einer Dampfmaschine, oder das Rollen eines Räderwerks, durch das sich tausend Spindeln drehen!" antwortete Herr Foot. „Ein Bach, der eine Maschine treibt, wird erst dadurch zu einem wahrhaft achtungswürdigen Gewässer und der Rauch einer hohen Feueresse schändet eine Gegend nicht, er ziert sie. Die Seidenspinnerei liegt noch in der Kindheit. Die Behandlung der Kokons, ihr Kochen und Abfädeln lassen unendliche Verbesserungen zu. Ich hätte Lust, den Italienern ein Beispiel davon zu liefern."

„Und ich, am Comersee zu wohnen. Während Du die Einrichtung Deiner Fabrik besorgtest, würde ich mit Anna den Garten bauen. Die Aussicht ist sehr verlockend."

„Wenn die Besitzung dem geforderten Preise entspricht, so übernehme ich sie," sagte der Gemahl. „Wo nur Herr Stefano bleiben mag. Er hat mir seinen Morgenbesuch versprochen und ich möchte ihm so bald als möglich den Botzener Brief vorlegen."

Benjamin Turner trat ein und schien einen Besuch ankündigen zu wollen. Herr Foot erwartete nicht erst die

Meldung, sondern rief mit der Lebhaftigkeit, die er wieder angenommen hatte:

„Ich weiß, ich weiß, wir sprechen eben davon. Führe den Herrn hierher. Die Damen haben schon Morgentoilette gemacht.“

Statt des Herrn Stefano aber zeigte sich unmittelbar darauf der Fremde in der Thür, den der Arzt gestern Nachmittags getroffen und begleitet hatte. Arthur Bleßwitt war in seinem besten Staate. Um seine langen Beine schlotterte eine weiße Frühlingshose. Eine buntseidene Weste schmückte seine Brust, und der vom Einpacken noch etwas zerknitterte Frack schloß fest um seine Arme und Schultern. In das linke Auge hatte er ein Lorgnettenglas gepreßt, welches er mit fashionabler Geschicklichkeit nur mit der Muskel festhielt, seine Gesichtszüge sprachen die Gewißheit eines guten Empfangs bei Herrn Foot und der freudigsten Ueberraschung für Alice aus.

Er verneigte sich mit all der negativen Anmuth eines Engländers, ohne Mißtreß Foot dabei aus dem Auge zu verlieren, die zu seiner unendlichen Genugthuung etwas erröthete. Dann zog er einen Brief aus der Brusttasche, überreichte diesen dem Herrn Foot und sprach:

„Mit den herzlichsten Grüßen von Herrn Raleigh, Ihrem werthen Neffen.“

„Sehr dankbar,“ murmelte Herr Foot, den Brief öff-

nend, ohne daß der Ton mit dem Inhalte seiner Worte ganz übereinstimmte. „Sehr dankbar — Herr Arthur Bleßwitt Esquire, wie ich sehe. Meine Frau, die Ihnen schon bekannt ist, Miß Anna von Kirchner ihre Freundin," fuhr er, auf die Personen deutend, die er nannte, fort. „Wie geht es Raleigh — macht er noch gute Geschäfte mit seinen Agenturen? Und hauptsächlich, woher kennt er meinen Aufenthalt? Denn ich bemerke, daß der Brief meine vollständige Adresse enthält."

„O, man weiß in England von jedem Ihrer Schritte, Heer Foot. Die Zeitungen selbst reden davon. Glauben Sie, daß die öffentliche Aufmerksamkeit ein so interessantes Paar aus dem Gesichtskreise verliert?"

Herr Foot erschrak. Das Blatt fiel ihm ein, welches zum Glück für sein Befinden für einige Zeit unangetastet in der Kassette geruht hatte. Er war so beschämt, daß er das Auge nicht zu erheben wagte. Vielleicht hatte das Schmähjournal, welches er in Deutschland und Italien nicht zu Gesicht bekommen, eine Fortsetzung der »Hochzeit zu Liverpool« gebracht.

„Die Politik muß sehr arm, die Interessen des Tages müssen sehr dürftig sein," antwortete er, „wenn sich die Oeffentlichkeit mit mir beschäftigt, wofür ich ihr wenig dankbar bin. Aber nehmen Sie Platz, Herr Bleßwitt — willkommen in Tyrol, willkommen als der Freund meines Neffen."

„Wie ist es Mißtreß Foot ergangen?“ fragte Bleßwitt, sich an Alice wendend. „Wir sahen uns nicht seit Ihrer ohne Zweifel höchst beglückenden Verbindung.“

Herr Foot horchte sehr ernsthaft auf. Er blickte über den Brief seines Neffen hinweg auf Herrn Bleßwitt, der sich mit Selbstgefühl auf einen Stuhl neben Alicen niederließ, den Kopf auf die Seite legte und mit überzuckertem Antlitze auf eine Antwort harrte.

„So wohl ist es mir ergangen, Herr Bleßwitt, daß ich England darüber vergessen hätte, wenn nicht meine Familie dort lebte,“ versicherte Alice.

„Wunderbar,“ versetzte der Vorige. „Wunderbar wollt' ich sagen, daß es irgend ein Land gibt, Britannien darüber zu vergessen. Aber Mißtreß Foot mußte allenthalben mit Huldigungen umgeben sein. Die Schönheit hat das größte Vaterland auf der Erde.“

Herr Foot blickte noch viel ernsthafter und fast zornig auf den Redner. Aber die Dame antwortete:

„Wir haben sehr eingezogen gelebt. Auch bedarf eine Frau, die ihren Gatten liebt, keiner andern Huldigung, als der Liebe ihres Gemahls, und diese hab' ich mir, Gott sei Dank, zu erhalten gewußt.“

„Eine gute Antwort,“ bemerkte sich Herr Foot, während Arthur Bleßwitt schlau und ungläubig blinzelte.

„Es thut mir Leid, daß Sie nicht einige Tage früher

gekommen sind, Herr Bleßwitt," sagte Herr Foot, „denn ich bin eben im Begriffe, eine Reise nach Mailand anzutreten. Wohin denken Sie sich von hier zu wenden?"

„Wohin? Ich bleibe, wenn es mir gefällt, den ganzen Sommer hindurch in Meran."

„Ein schlechter Vorsatz," dachte Herr Foot, indem er sagte: „die Gegend ist sehr anziehend. Nur mangelt es etwas an Gesellschaft."

„O, ich bin versorgt," antwortete Herr Bleßwitt: „Sie werden mir gestatten, ihr gastfreies Haus manchmal zu besuchen, auch bin ich von einem sehr artigen Manne, Herrn Stefano, gestern gewissermaßen empfangen worden, gleich beim Eintritte in das Thal. Er ist ja wohl Ihr Hausfreund, wenigstens rühmte er sich dessen."

Auch das mißfiel dem Herrn Foot. Er stand unwillig auf und ging durchs Zimmer. Alle seine Zweifel wurden wieder rege, seine Angst, sein Mißtrauen. Die Art, wie sich sein Landsmann bei ihm einführte, sein Benehmen, seine Aeußerungen schienen eine Beleidigung nach der andern zu enthalten.

„Was erzählten denn die Zeitungen von mir?" fragte er scheinbar gleichgiltig, während die Stelle jenes Aufsatzes vor seinem Geiste schwebte, die von der Annahme einer Gesellschafterin zu der jungen Frau handelte und er sich des Winkes erinnerte, den ihm Alice gestern ertheilte,

als sie ihn auf die Annäherung Stefano's an Anna aufmerksam machte. Wie, wenn diese Hindeutung nur eine Maske gewesen wäre, wie sie dort bezeichnet ward? Wie, wenn Stefano, „der sich sein Hausfreund zu sein rühmte", der Liebhaber seiner Frau war?

„So viel, daß ich das Einzelne vergessen habe, Herr Foot," versetzte Bleßwitt. „Die Zeitungen sprachen von Ihrem Edelmuthe und Ihren Verdiensten um die Bewohner des Thales von Meran."

„Darüber müßte ich mir denn doch eine nähere Erklärung erbitten," sprach Foot, sich vom Fenster, an das er getreten, gegen Bleßwitt wendend.

„Hat es nicht eine Ueberschwemmung hier gegeben? Haben Sie sich nicht dabei durch Hilfsleistungen hervorgethan?"

Obschon diese Antwort geeignet gewesen wäre, Herrn Foot zu beruhigen, so that sie dies doch nur unvollkommen. Er glaubte vielmehr abermals der Zielpunkt des Spottes und der Verhöhnung gewesen zu sein.

„Wo war der Artikel zu lesen?" fragte er, indem er den Namen eines Londoner Schmähblattes zu hören fürchtete.

„Im Morning Chronicle," erwiederte Bleßwitt. „Erst ganz kürzlich. Wenn Sie das Blatt noch nicht hierher

bekommen haben, so bin ich vermuthlich schneller gereist, als die Zeitung. Denn bald nach dem Erscheinen des betreffenden Blattes verließ ich Liverpool."

In der That lag das ehrenwerthe Blatt, welches des Vorfalls erwähnte, schon seit drei Tagen auf dem Tische Benjamin Turners. Nur war es noch nicht an die Reihe gelangt, im Zimmer des Herrn aufgelegt zu werden. Die Mittheilung war so unverfänglich, daß sie nur Lob für Foots Muth und Menschenfreundlichkeit enthielt.

So wenig Arthur Bleßwitt Herrn Foot gefiel, so war er doch der Empfehlung seines Neffen wenigstens so viel Rücksicht schuldig, um den Ueberbringer des Briefes zur Fortsetzung seiner Besuche und zunächst zur Mittagstafel des folgenden Tages einzuladen, worauf sich dieser für dies Mal verabschiedete.

„War dies Arthur Bleßwitt, von dem Sie mir erzählten?" fragte Anna, als die Damen wieder allein waren. „Oder gibt es zwei Herren desselben Namens?"

„Der nämliche," entgegnete Alice, „und Sie können sich denken, wie stark meine Erinnerung an die ersten Eindrücke meiner Jugend sein muß, daß ich ihn nicht ganz so abscheulich finde, als er Ihnen und allen Andern erscheinen mag."

„Abscheulich?" sagte Anna. „Die Bezeichnung ist zu

stark. So viel Empfindung setzt er nicht einmal in Bewegung. Er bringt nur den Wunsch hervor, ihn sobald als möglich beseitigt zu sehen. Ein Tropf, wie er, kann nicht abscheulich, nur langweilig und ermüdend sein."

6.

Als Arthur Bleßwitt aus dem Gehöfte trat, begegnete er Stefano und empfing ihn seiner Seits mit großer Freude, während ihm anderntheils nur Höflichkeit erwiesen ward.

„So eben komme ich von Herrn Foot, und Sie sind im Begriffe, zu ihm zu gehen, oder vielmehr — nur vorwärts, Madame ist längst darauf gefaßt, Ihren Besuch zu empfangen.“

„Ich bin gebeten, zu Herrn Foot zu kommen,“ erwiederte Stefano. „Madame erwartet mich nicht.“

Der Andere drohte ihm mit dem Finger: „Bei etwas geringerem Selbstbewußtsein würde mich Ihr inniger Umgang mit der Familie des Herrn Foot eifersüchtig machen. Das Weib sah prächtig aus! Aber mit welchem Blicke empfing sie mich auch! Sie war so bewegt, daß ihr anfangs die Rede versagte. Liverpool, die Kaufmannshalle, die Fahrten auf's Land, mein Fuchs, das liebenswürdige

Thier, welches sich so oft vor ihren Fenstern auf die Hinterschenkel erhob, daß es noch jetzt nicht anders als im Galopp durch die Straße paradirt, in welcher sie wohnte — dies Alles wachte vor ihrem Gedächtnisse auf. Aha, Sie wissen noch gar nicht, welch' ein unternehmender Gesell ich bin, Sie kennen mich noch nicht. Aber wir müssen Freunde werden. Wo ist Ihre Wohnung? Es ist billig, daß ich Ihnen entgegenkomme. Wann sind Sie für mich zu sprechen? Und werden Sie auch so aufrichtig mit mir verfahren, wie ich mit Ihnen? Denn wir dürfen uns nicht stören und beeinträchtigen, vielmehr wollen wir uns unterstützen, Herr."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Stefano kurz und verdrießlich.

„Werden mich schon verstehen lernen. Indessen leben Sie wohl. Des Nachmittags also? Ich werde doch Ihr Haus finden ohne Führer? — Den Blick hätten Sie beobachten sollen, mit dem ich empfangen ward, und jede Hoffnung würde Ihnen Valet sagen, ha, ha, — doch wir vereinigen uns schon."

Wenn wir uns einen Engländer vorstellen, so verleihen wir ihm unwillkührlich die Eigenschaften, die wir als die hervorstechende Nationalität dieses Volkes kennen. Doch gibt es auch unter ihnen Menschen von jeder Gattung, und Stefano war deshalb nicht mehr überrascht

über die große Vertraulichkeit, mit der ihn Bleßwitt behandelte, als wenn der Fremde ein Italiener, ein Franzose oder ein Sardinier gewesen wäre. Nur sagte er sich nochmals und deutlicher als gestern, daß Arthur Bleßwitt Alicen niemals etwas gegolten haben könne. — Herr Foot war, als der Arzt bei ihm eintrat, etwas weniger aufgeweckt und freundlich, als sonst; doch ward er im Verlauf der Unterhaltung wieder wärmer. Den Hauptgegenstand des Gesprächs bildete die Ansiedelung am Comersee. Nachdem er Herrn Stefano mit der Eröffnung des Banquiers in Botzen bekannt gemacht hatte, äußerte er den Wunsch, das Grundstück zu sehen, bevor er sich zum Ankaufe desselben entschlösse. Dabei erwartete er, daß sich Stefano bereit zeigen würde, ihn nach Mailand und an den See zu begleiten. Aber so sehr auch dieser dazu rieth, die Besitzung in eignen Augenschein zu nehmen, bevor sich Herr Foot zu etwas bestimmte, so äußerte er doch nicht, daß er mit ihm reisen wolle. Ehe er ging, wünschte er die Damen zu begrüßen, ein Umstand, der ganz in der Ordnung gewesen wäre, außer bei Herrn Foots wieder aufloderndem Verdachte. Dennoch blieb der Engländer seinem Vorsatze treu, sein eheliches Glück durch kein äußeres Mittel mehr zu schützen, sondern Alles auf's Spiel zu setzen, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren. Er sagte dem Arzte selbst, daß er Mißtreß Foot im Garten

finden werde, und fügte überdies eine Einladung zur morgenden Mittagstafel hinzu, mit dem Bemerken: wenn es Herrn Stefano nicht unangenehm sei, zugleich mit einem Landsmanne, Herrn Arthur Bleßwitt, bei ihm zu speisen, den er ja wohl schon kenne. Der Arzt willigte verbindlich ein und begab sich dann in den Garten.

Herr Foot, der durch sein Fenster auf die Laube blicken konnte, ward auf's Neue und sehr empfindlich überrascht, als er sah, daß Anna den Garten bald darauf verließ und daß Herr Stefano mit Alicen durch denselben lustwandelte. Wie es schien, waren sie in einem so lebhaften Gespräch begriffen, daß sie auf die Umgebung nicht achteten. Die Unruhe, die sich seines Herzens bemächtigte, war zu groß, als daß es ihn auf dem Zimmer litt. Er eilte ebenfalls in den Garten. Aber es war offenbar, daß Herr Stefano und Mißtreß Foot ihr Thema bei seiner Ankunft änderten. Sie sprachen jetzt von den gleichgiltigsten Dingen von der Welt, und der Gemahl wußte nicht, ob er sich einer Täuschung oder seine Frau der Heuchelei zeihen sollte. Als sich Herr Stefano entfernte, kehrte auch Herr Foot auf sein Zimmer zurück.

Der Tag verging ihm langsam und unter peinigenden Vorstellungen. Selbst der Brief des Neffen vermehrte sie. Die Beglückwünschungen, die er enthielt, waren so übertrieben, daß Herr Foot auch aus ihnen das Echo des

Bayerische
Staatsbibliothek
München

hämischen Artikels zu hören meinte, der seine Ruhe immer wieder erschütterte. Er wußte recht gut, mit welch' einem scheelsüchtigen Auge Raleigh seine Verbindung mit Alicen betrachtete, die diesem die Hoffnung einer reichen Erbschaft kostete. Aber der Ton der Freude, in welchem der Neffe schrieb, schien ihm zu sagen, daß sich Raleigh für die entschwundene Aussicht auf ein großes Vermögen einigermaßen getröstet fühle durch den Hinblick auf die Lage, in die sein Onkel gerathen sei.

„Ich bin ein alter Mann!" rief Foot in seinem Schmerze aus. „Ich kann keine jugendliche Liebe mehr erwecken und mir bewahren. Das wissen Alle, nur ich selbst belüge mich manchmal mit der Vorstellung des Gegentheils. Darum hat die Presse meine Ehe zum Gegenstande der öffentlichen Satire gemacht. Es gibt keine Ueberzeugung, keine Beruhigung für mich. Das Einzige, was ich wünschen kann, das ist eine klare Erfahrung. Sie wird mich elend machen, aber selbst die traurigste Gewißheit ist besser, als dieser bängliche Belagerungszustand."

Dennoch war die Liebe des Mannes zu Alicen zu groß, und der Wunsch, sich durch irgend eine unumstößliche Thatsache vielmehr von ihrer Treue zu überzeugen, zu stark, als daß Herr Foot mit stoischer Ergebenheit seine Zukunft erwarten konnte. Er erinnerte sich des gestrigen

Abendes, wo er mit seiner Frau die Zeilen des Herrn Temple durchlas. Ihre Dankbarkeit war so feurig gewesen, der Ausdruck ihres Glückes so unverfälscht, daß er sich seines Mißtrauens schämen mußte. Sie hatte ihm ihre Liebe nicht durch Worte versichert, sondern durch viel untrüglichere Zeichen dargethan. Und heute ließ er sich dennoch durch das anmaßende Betragen eines rüden Mannes, durch einige ungewogene Worte, durch kleine Zufälligkeiten an seinem Glücke irren. Er verdammte die Zweifel, die ihn marterten und konnte ihnen doch nicht gebieten.

Alice kam in der Dämmerung auf sein Zimmer.

„Störe ich Dich, Dennis?“ fragte sie. „Du hast mich verwöhnt durch Deine Güte in den letzten Tagen. Ich kann Deine Gesellschaft jetzt weniger, als früher entbehren. Der Abend ist lau, auf den Gletschern glüht die scheidende Sonne. Komm und laß Dich an die Luft führen, sie wird Dir wohlthun.“

Foot reichte seiner Frau den Arm und begleitete sie vor das Haus. Je reizender sie war, desto mehr zitterte er vor ihrem Verluste, desto mehr fühlte er die Verpflichtung, sie ohne Mißtrauen zu lieben, ihr mit ganzem, aufrichtigem Herzen entgegenzukommen.

„Was sagst Du zu meinem Entschlusse, daß ich nach

Mailand gehe, das Gut am Comersee in Augenschein zu nehmen?“ sprach er.

„Ich werde mich auf Deine Rückkehr freuen. Es ist das erste Mal, daß wir uns trennen. Aber wie? Wenn Du mich mit Dir nähmest?“ versetzte sie.

Ein Gedanke schien die Seele Foots zu durchkreuzen, den er nicht aussprechen wollte. Er besann sich, dann antwortete er:

„Es würde mir die Freude der Ueberraschung verderben, wenn Du die Villa früher sähst, als ich Dich als ihre Gebieterin dorthin bringen will. Ich hatte mir es vorbehalten, allein zu urtheilen und zu wählen, um zu versuchen, ob ich Deinen Geschmack treffe. Hingegen würde ich Herrn Stefano bitten, mit mir zu fahren, obschon er nicht Lust zu haben scheint, Meran zu verlassen.“

Alice war auch damit einverstanden: „Du bist heute mißlaunig gewesen. Ich glaube, die Ankunft des Herrn Bleßwitt hat Dir nicht eben viel Freude gemacht.“

„Sein Wesen mißfällt mir,“ versetzte Herr Foot; „es hat etwas Impertinentes.“

„Es ist sehr ungebildet. Aber selbst Stefano schien Dir heute nicht den freundlichen Eindruck hervorzubringen, wie sonst,“ fuhr Alice nach einer Weile fort.

„Ich besinne mich nicht, das verrathen zu haben. Auch wäre kein Grund dazu vorhanden.“

„Gewiß nicht," sprach Alice. „Bleßwitt hat Unglück mit seinem Umgange. Auch dem Herrn Stefano scheint er nicht zu gefallen. Ich glaube, daß man seine ungehobelten Manieren zu sehr mit dem guten Kerne verwechselt, der sich hinter ihnen verbirgt."

„Du kanntest ihn schon in Liverpool?"

„Allerdings. Er war oft im Hause meiner Aeltern. Wenn ich geneigt bin, seine rauhen Formen zu entschuldigen, so ist's natürlich, da sich eine Menge lieber heimathlicher Bilder für mich an seine Person knüpfen."

Die Unbefangenheit Alicens verdrängte jeden Verdacht aus dem Herzen des Gemahls. „Ist dies nicht auch eine Thatsache, auf die ich bauen kann?" fragte er sich. „Was verlange ich noch andere Zeugnisse? Die Offenheit ihres kindlichen Gemüths ist mir Bürgschaft genug, daß mir keine Falte ihrer Seele ein Geheimniß bleibt."

„Warum entfloh Anna heute aus der Laube bei der Ankunft des Herrn Stefano im Garten?" sagte Herr Foot, um seinen Zweifeln auch den ärmlichsten Anhaltepunkt zu entreißen.

„Sie fürchtet seine Gegenwart, seine Ueberredung," antwortete Alice. „Du würdest Dich wenig dafür interessiren, wollt' ich Dir ihre Geschichte erzählen, nämlich die Geschichte ihres Herzens. Kurz, daß sie sich einbildet, nie wieder lieben zu dürfen. Dennoch bin ich überzeugt,

daß sie nicht viel schwächer für Stefano empfindet, als dieser für Anna, nur gesteht sie sich ihre Neigung nicht ein, und dennoch ergreift sie die Flucht vor derselben. Ist das nicht Beweises genug?"

„Und Du bist wohl Stefano's Vertraute?"

„Wenn Du mir keinen Vorwurf daraus machst, daß ich mich mit fremden Angelegenheiten befasse? In gewisser Hinsicht: Ja."

Wie unrecht hatte das verläumderische Blatt, dessen Warnungen Herr Foot nicht aus seinen Vorstellungen verbannen konnte. Er schlief nach dieser Unterredung so ruhig, wie die Arglosigkeit selbst, und war selbst mit Herrn Bleßwitt etwas ausgesöhnt, da dieser Mann für Alicen eine freundliche Gestalt, ein Träger heimathlicher Erinnerungen war.

7.

Die Dankbarkeit gemeiner Seelen währt nicht länger als das Uebel, von welchem sie sich durch fremde Dienste befreit sehen. Ist die Gefahr überwunden, dann vergessen sie der rettenden Hand, die ihnen Hilfe brachte. Herr Foot aber machte die schöne Erfahrung vom Gegentheil. Das Glück, in welches Alice ihre Familie von Neuem versetzt sah und die ihrem Vater zurückgegebene Selbstständigkeit steigerten ihre Dankbarkeit gegen den Gemahl, anstatt sie zu schwächen. Der Werth der geleisteten Unterstützung verlor in ihren Augen nicht dadurch, daß man ihrer nicht länger bedurfte. „Sie liebt mich, sie ist ein edles Gemüth," wiederholte sich Herr Foot in seinem Herzen. „Liebte sie mich nicht, so würde ich jetzt eine Veränderung ihrer Gefühle wahrnehmen."

Entschlossen, der Welt, das heißt zunächst Herrn Bleßwitt seine häusliche Zufriedenheit im besten Lichte zu zeigen und dann die Reise nach Mailand anzutreten, äußer-

lich so sorglos wie der jüngste Mann, der sein geliebtes Weib auf einige Tage verläßt, um dann eine um so frohere Rückkehr zu feiern, empfing er am andern Tage seine beiden Mittagsgäste, die zwar gleichzeitig kamen, aber mißgestimmt gegen einander schienen. Ein Jeder beobachtete den Andern mit unfreundlich scharfen Blicken. Der Besuch, den Arthur Bleßwitt gestern bei Herrn Stefano abgestattet, hatte die neuen Bekannten von einander entfernt, anstatt sie sich näher zu bringen. Stefano war schweigsam, Bleßwitt redselig. Der Letztere erhielt bei Tafel den Platz neben Alicen, oder vielmehr, er nahm denselben wie ein Recht in Anspruch.

„Wer war die schöne junge Dame, Herr Stefano,“ fragte er, nachdem die Befriedigung seiner Eßlust seiner Zunge für einige Zeit lang Schweigen auferlegt hatte, „die Dame, mit der ich Sie heute Morgen am Passeyer traf? Sie gingen Arm in Arm mit ihr und unterhielten jedenfalls ein sehr anziehendes Gespräch, welches ich mir nicht zu stören erlauben wollte.“

„Sie haben sehr recht daran gehandelt. Fräulein von Serrano ist ihr Name, wenn Herr Bleßwitt irgend Theil an ihr nimmt,“ entgegnete Stefano, „und das Gespräch, welches wir führten, betraf ihre leidende Mutter. Da es nicht immer gut ist, in Gegenwart der Kranken selbst von ihren Zuständen mit den besorgten Angehörigen zu spre-

chen, so benutzten wir einen Spaziergang zum Austausch unserer Mittheilungen."

„Es ist ein sehr angenehmer Beruf, der eines Arztes," bemerkte der Andere erfreut, daß er Stefano in einige Verlegenheit gesetzt zu haben schien. „Er begünstigt die zartesten Verhältnisse."

„Mein Herr, ich fürchte nicht, daß Sie irgend einen Bezug auf mich dabei im Sinne haben," erwiederte der Arzt.

„Einen Bezug, — großer Gott, — es ist eine ganz allgemeine Sache, die wir besprechen, obschon sie es Jeden bereuen lassen muß, nicht ein so gründliches Studium der medicinischen Wissenschaft gemacht zu haben, als Sie, mein werther Doktor."

Der Italiener erglühte vor Zorn. Er warf einen raschen Blick auf Anna, einen zweiten auf Alice, dann sagte er:

„Besonders in der Kunst der angewendeten Anatomie leiste ich Etwas, wenn Sie vielleicht Lust fühlen sollten, meine Wissenschaft kennen zu lernen. Ich hoffe, daß Sie den Sinn meiner Worte verstehen."

„In irgend einem Zweige des ärztlichen Berufs werden Sie jedenfalls stark sein, da Sie es so hartnäckig ablehnen, irgend einem Hilfesuchenden bei inneren Krankheiten beizustehen, auch wenn die Gefahr dringend ist."

„Welche Ursachen immer mich abhalten mögen, meine Wissenschaft zur Benutzung des hiesigen Publikums zu stellen, so haben Sie mir doch gewiß keine Erklärung darüber abzuverlangen," sprach Stefano, und es war ersichtlich, daß er seinen Ton dabei mit anstrengender Selbstüberwindung mäßigte. „Die Neigungen und Charaktere der Menschen sind verschieden. Sie finden ein Vergnügen darin, öffentlich eine Art von Kundschafterei zu treiben, was hier gerade nicht für ein ehrliches Handwerk gilt, ich meines Theils weise jede Gelegenheit zur Ausübung eines Berufs zurück, der allenthalben als ein ehrenvoller genannt wird."

Herr Foot schämte sich seines Landsmannes, und um ihm zu erkennen zu geben, wie sehr er seine zudringlichen und unverschämten Fragen mißbilligte, erhob er sein Glas und bat Herrn Stefano das Gleiche zu thun und mit ihm zu trinken.

„Sie werden es nach den mancherlei Gefälligkeiten, mit denen Sie mich beehrten, verzeihlich finden, wenn ich daraus den Muth zu einer Bitte an Sie schöpfe," sprach Herr Foot, seine Worte an Stefano gerichtet. „Die Idee, mir eine Besitzung am Comersee zu erwerben, ging von Ihnen aus. Wie ich Ihnen gestern sagte, bietet sich jetzt ein vortheilhafter Ankauf dar. Würden Sie mir wohl

Ihre Begleitung schenken, wenn ich an den See reise, um das Gut zu sehen?"

„Ich wette zehn Pfund, daß er Meran nicht auf einen halben Tag verläßt, weniger seiner Kranken, als der Gesunden wegen," murmelte Herr Bleßwitt in englischer Sprache und hörbar genug.

Trotz dem, daß die Unterhaltung sonst nur französisch geführt worden war, schien Herr Stefano vollkommen den Sinn dessen verstanden zu haben, was Arthur Bleßwitt sagte. Mindestens konnte man dies aus dem Blitze schließen, der aus seinem Auge auf Bleßwitt schoß.

„Nach Mailand und an den See, Herr Foot, bin ich außer Stande mit Ihnen zu gehen, so sehr mir das Vertrauen schmeichelt, womit Sie mir entgegenkommen," sprach er langsam. „Die Gründe davon will ich Ihnen erklären, sobald wir unter vier Augen sind. Sie eignen sich nicht für jedes Ohr."

„Das glaub' ich gern," sagte Bleßwitt, wie vorhin. „Und die rechten Gründe wird er schwerlich verrathen wollen."

„Wenn Sie hingegen eine Empfehlung an einen meiner liebsten Freunde in Mailand, die Ihnen meine Gegenwart und Ortskenntniß in jeder Hinsicht ersetzen wird, annehmen wollen, so werden Sie auf's Beste berathen sein."

Obschon Herr Foot eine andere Antwort mit Bestimmtheit erwartet haben mochte, so war doch seine Artigkeit und Selbstbeherrschung zu groß, um sich seine Täuschung abmerken zu lassen. Aber bei dem Hasse, mit welchem Herr Bleßwitt den Italiener verfolgte, fand er es nicht passend, die Herren beim Weine zurückzuhalten, sobald sich die Damen zurückgezogen hätten. Er schlug vielmehr statt dessen eine kleine Bergpartie vor. Dabei konnte sich die Gesellschaft zerstreuen, oder Stefano seine Theilnahme daran unter irgend einem Vorwande verweigern.

Das Letztere geschah jedoch nicht. Herr Stefano schien nicht Lust zu haben, seinem Gegner das Feld zu räumen. Die kleine Tafelrunde setzte sich vielmehr alsbald gemeinschaftlich in Bewegung, und mit einer Theemaschine beladen folgte ihr Benjamin Turner nach. Man schlug die Richtung nach einem Dorfe auf der östlichen Seite des Gebirges ein, von dessen mittlerer Höhe ein Kirchthurm sehr lockend ins Thal herabblickte. Alice, Dennis und Arthur Bleßwitt gingen voran. Stefano und Anna bildeten, wie gewöhnlich, die zweite Gruppe.

„So nahe mir der Wunsch liegt, mich gegen die offenbaren und verdeckten Anschuldigungen Herrn Bleßwitts bei Ihnen zu vertheidigen, Fräulein Anna," sagte der Italiener, „so glaube ich doch, es Herrn Foot noch dringender, als mir selbst, schuldig zu sein, sein Wohl

und das Glück seines Hauses im Auge zu behalten. Ich bitte Sie, Mißtreß Foot vor dem Manne zu warnen, der sie jetzt begleitet."

„Zu warnen, warum?" fragte Anna verwundert.

„Es ist ein Elender. Ein Mensch, der mit einem Anderen, dem Neffen des Herrn Foot in Verbindung steht und nur hierher gekommen ist, den Frieden einer Ehe zu stören, deren Fortbestehen den eigennützigen Wünschen eines Herrn Raleigh in Liverpool zuwider ist."

„Wie sollte ihm das gelingen?" versetzte das Mädchen. „Ihren Befürchtungen beigepflichtet, wie wäre ein einzelner boshafter Mensch im Stande, das Band einer Liebe zu zerreißen, das sich alle Tage mehr befestigt?"

„Ueber seinen Plan bin ich mir selbst nicht klar. Aber es ist ein Anschlag vorhanden. Sie werden mich nicht verkennen, wenn ich Ihnen eine Handlung eingestehe, die der rücksichtsvollsten Beurtheilung bedarf. Herr Bleßwitt besuchte mich gestern. Seine Reden flößten mir schon bei der ersten Zusammenkunft mit ihm den Verdacht ein, er sei in nicht guter Absicht hierher gereist. Die Nachforschungen, die er bei mir anstellte, bestätigten meine Meinung. Er schien mich für den Anbeter von Mißtreß Foot zu halten und nicht abgeneigt zu sein, mich unter gewissen Bedingungen zu unterstützen, Alicen ihrem Gemahle zu entrücken. Für dies Alles hab' ich keine Beweise. Ich

ahnte es nur. Aber das Folgende ist desto sicherer. Um mich einer lästigen Verpflichtung rasch zu entledigen, ging ich heute Morgen zu Bleßwitt, seine Artigkeit zu erwiedern. Ich fand ihn mit der Vollendung eines Briefs beschäftigt und übrigens ganz in der Haltung des vorigen Tages. Eine Liebe Alicens zu Foot, behauptete er, sei eine Unmöglichkeit, der erste kühne Versuch müsse gelingen, das schöne junge Weib von einem Greise loszureißen, an den ihre Jugend verschachert worden sei. Während unseres Gesprächs rief man ihn ab, denn er hat hier schon allerlei Verbindungen angeknüpft und sich unter Anderem auch viel Mühe gegeben, über meine Person, meine Verhältnisse unterrichtet zu werden. Vermuthlich glaubt er, ich sei des Englischen ganz unkundig. Als man nach ihm verlangte, verließ er das Zimmer, ohne den Brief zu bedecken, der auf dem Tische liegen blieb. Verzeihen Sie mir die Unredlichkeit, die ich beging. Ich hatte einen absichtslosen Blick auf das Papier geworfen und war Herrn Foots Namen begegnet. Der Name fesselte mein Auge. Ich las die erste Seite des Schreibens, an Samuel Raleigh in Liverpool gerichtet, ich schlug das Blatt sogar um und las weiter. Der Brief war, wie gesagt, noch nicht geschlossen, aber er enthielt eine solche Masse von Schändlichkeiten, daß ich davor zurückbebte."

„Ich begreife noch immer nicht, welch' ein Plan im

Werke sein soll. Herr Foot ist der unabhängige Herr seines Vermögens. Niemand hat auf seine Handlungen Einfluß als neuerdings wieder Alice. Von dem Mißtrauen, womit er früher behaftet war, scheint er nicht blos zurückgekommen, sondern eher in's entgegengesetzte Extrem gefallen zu sein. Wie will man ihm schaden? Womit das Glück seiner Ehe untergraben?"

„Hören Sie, wie der Brief lautete. Wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach, hab' ich ihn wohl in mein Gedächtniß geprägt," fuhr Herr Stefano fort. „Endlich gestern," fing der Briefsteller seinen Bericht an, „hab' ich Deine **100,000** Pfd. im Thale von Meran glücklich eingeholt. Ich finde sie aber sicherer angelegt, als wir uns vorspiegelten. Der Artikel über die Hochzeit in Liverpool, so gallig er auch abgefaßt war, hat die Wirkung, die wir uns davon versprachen, nicht gehabt. Anstatt daß Herr Foot seine Frau wie ein Drache behandelt und bewacht und ihr dadurch jeden Lebensgenuß verleidet, um sie selbst zu einem Abfalle von sich vorzubereiten, ist er vielmehr zärtlicher und liebreicher gegen sie, als selbst in England, drei Tage nach der Hochzeit. Was sie aber an Freiheit dadurch gewonnen, geht meinen Absichten auf der andern Seite zu Gute. Er hat mich nicht im Entferntesten gehindert, mich Alicen zu nähern, sondern sogar für morgen zu Tisch geladen. Ob Alice schon eine

Intrigue angezeddelt hat, errathe ich nicht, weil der junge Arzt, der sich im Hause eingeführt hat, fast noch schlauer ist, als ich selbst. Ein Italiener jedoch, also ohne Muth und bald auf die Seite zu bringen. Vielleicht auch durch ein Stück Geld. Von einem Erben ist noch keine Spur. In dieser Hinsicht ruhen die 100,000 Pfd. noch fest auf des Onkels eignen Augen. Aber es ist keine Stunde zu verlieren, wenn Du nicht um jede Hoffnung geprellt sein willst. Unser Abkommen gilt für beide Fälle — bestätige mir das in Deinem nächsten Briefe, denn Deine Tante ist in der That noch so hold, als ob sie niemals vermählt gewesen, und wenn nicht jede Erinnerung in ihr ausgestorben, so denke ich nicht blos in meine früheren Rechte bei ihr einzutreten, sondern sie für immer zu besitzen. Wäre das unmöglich — dann muß ich das zweite und verzweifeltere Mittel in Anwendung bringen. Darüber nächstens, wenn ich den Boden besser untersucht habe. Die 100 Pfd. in Augsburg hab' ich bezogen, Du wirst die Quittung bereits erhalten haben —" Hier ohngefähr brach der Brief ab. Er war die Ursache, daß ich meinen Abscheu gegen Bleßwitt nur mühsam verbarg, als er zurückkehrte, und daß unsere Trennung darauf nicht sehr freundlich war, kann Sie, den Umständen nach, kaum in Verwunderung setzen."

Alice war stehen geblieben, um die Ankunft Stefano's

mit Anna zu erwarten. Wenn sich ihr unbefangenes und unschuldvolles Herz etwas vorzuwerfen hatte, so war es der Eifer, mit welchem sie die Liebe des Arztes zu dem Fräulein begünstigte. Das Interesse, welches sie an diesem Verhältnisse nahm, glich fast einer unbewußten Neigung für die Person, der es gewidmet war. Auch jetzt wollte sie aus der gegenseitigen Haltung der Beiden ermessen, wie weit sich ihre Neigung begegnete, und schon von weitem rief sie dem Paare zu:

„Die eifrigen Erklärungen rauben meinen Freunden den Athem zum Bergsteigen. Vorwärts, damit wir Sie nicht aus dem Gesicht verlieren! Daß auch der unartige Gast Ihren Morgenspaziergang zum Gegenstand einer Anklage machen mußte! Wir wissen es ja, daß Sie Fräulein Serrano nur wie eine Schwester verehren, und eine Geliebte möchte auch Ihren Besuchen auf dem Landhause am Passeyer weniger geduldig zusehen. Wie weit sind Sie gediehen in der Bekämpfung jenes geliebten Schattens, der allnächtlich an Anna's Lager tritt, um sie vor einer neuen Verbindung wie vor einem Gespenste zurückschaudern zu lassen?"

„Fräulein Anna hat mir die Hoffnung gegeben, sich dem Lebendigen wieder zuzuwenden, gnädige Frau," sagte Stefano, den heiteren Ton der Dame nachahmend.

„Wirklich? Dann wünsch' ich ihr Glück zu ihrer Trennung vom Tode," antwortete Mißtreß Foot.

„Wie können Sie eine Lüge mit so gutem Muthe aussprechen?" schalt Anna ihren Begleiter. „Herr Stefano ist viel zu zart in seinen eigenen Gefühlen, um von mir zu verlangen, daß ich meinen heiligsten Empfindungen untreu werden soll."

„So zart bin ich nicht," versetzte der Arzt. „Ich küsse vielmehr dankbar die Hand des gütigen Genius, der auch mich wieder an das Glück glauben lehrt."

„Ein Genius — wär' ich das, dann sollten Sie an Ihr Glück nicht blos glauben, sondern in Wirklichkeit schon alles mögliche Entzücken empfinden. — Aber Herr Stefano, warum schlugen Sie meinem Manne Ihre Begleitung nach Mailand ab? Halten Sie eine kurze Trennung von Anna für so gefährlich? Sie sind Herrn Foots Freund geworden, und wenn Ihnen Fräulein Teresa, oder vielmehr die kranke Mutter selbst, einige Tage Urlaub ertheilen, so werde ich meine Bitten mit denen meines Gemahls vereinigen."

„Lassen Sie mich mit ihm sprechen, und er wird seine Reise antreten ohne mich, und ohne mir darum zu grollen."

Die Drei wanderten dabei den Weg hinauf, den ihnen Herr Foot und sein Begleiter durch ihr Beispiel vorschrieben. Anna's Antlitz hatte sich von der Bewegung erhitzt.

Es war ein Bild des Lebens geworden, auf das Niemand ohne Vergnügen blicken konnte.

„Das sind ihre natürlichen Farben," dachte Stefano. „Möchte es mir vergönnt sein, sie für immer wieder auf dies Gesicht zurückzurufen."

„Mißtreß Foot hat uns verlassen," bemerkte Arthur Bleßwitt, sich nach einer Weile nach Alicen umblickend. „Sie wird eben von dem Paare eingeholt, welches unsere Gesellschaft geflissentlich zu vermeiden scheint."

Herr Foot lächelte, als wolle er sagen: „nicht unsere, sondern Deine Gesellschaft vermeidet man."

„Wer ist eigentlich dieser Stefano? Ein Arzt, wie er behauptet. Ich denke: ein Glücksritter. In seinem Zimmer ist so wenig ein medicinisches Buch zu erblicken, als ich eine Kupfermünze in meinem Beutel dulde."

„Herr Stefano ist ein sehr achtbarer Herr. Sein Umgang wird von mir jedem anderen vorgezogen."

„Wenn Sie eine Dame wären, Herr Foot, würde ich mich über Ihre Aeußerung nicht wundern. Bei dem weiblichen Geschlechte ist er wirklich ein Eroberer. Ich ließ mir in dieser Hinsicht Unglaubliches von seiner Kunst erzählen, denn in einem so kleinen Orte, wie Meran, beobachtet man die Leute. Auch ist seine ganze armselige Einrichtung darnach, ihn für einen Abenteurer anzusehen. Doch Sie kennen ihn vermuthlich genauer, und wenn mir

irgend etwas eine gute Meinung von ihm beibringen könnte, so wär' es die Freundschaft, die Sie ihm schenken. Denn einem ungeprüften Manne würden Sie Ihr Herz nicht öffnen."

„Ich kenne Stefano, wie man sich außerhalb seines Vaterlandes kennen lernt. Näher nicht. Aber seine Atmosphäre ist nicht die eines bescholtenen Charakters, wenn ich einige Erfahrung besitze. Wenn seine Einrichtung unvollkommen ist, wenn ihm die gelehrten Hilfsmittel fehlen, die er zu seinen Studien bedarf, so ist das natürlich. Er ist fremd hier, wie ich selbst. Seine Vaterstadt ist Mailand."

„Eben die Stadt, wohin er Sie aus sehr wichtigen Gründen nicht begleiten kann?" fragte Herr Bleßwitt.

„Eben diese," versetzte Foot verdrießlich.

„Da haben Sie sich getroffen," sagte Arthur Bleßwitt, wieder zurückblickend. „Ein angenehmes Gemälde, die Landschaft mit den drei Figuren im Vordergrunde. Was maßt er sich an? Er küßt Mißtreß Foot die Hand —"

„Wer?" rief der Andere und hatte sich plötzlich umgedreht, um zu sehen, daß Alice ihre Hand so eben aus der Stefano's zurückzog. „Er scheint ihr seinen Dank für irgend Etwas zu sagen," fügte er ruhiger hinzu.

„Kommen Sie, kommen Sie, guter Sir," mahnte Bleßwitt, der offenbar nicht so ungeübt war in Bosheiten, als in feinen geselligen Manieren. „Wir sind keine jungen

Elegants. Die süße Kunst, überall zu gefallen, ist uns versagt. Aecht englische treue Herzen, ohne Falsch und Hinterlist, das ist unser Stolz. Auf dem Gebiete der galanten Thorheit straucheln wir, besonders da es bei den Frauen empfehlen soll, nicht blos ein braves Herz, sondern auch einen von kölnischem Wasser duftenden Haarwuchs zu besitzen."

Aber Herr Foot blieb zögernd stehen. Endlich entschied er sich, weiter zu wandern und war dabei noch einsilbiger als zuvor. Auf der Höhe vereinigte sich die Gesellschaft wieder. Ein breiter Weg erlaubte, daß sie neben einander fortschritt, bis an das kleine Gasthaus hin, wo Benjamin Turner die Theemaschine in die Küche trug und man auf Bänken vor dem Hause Platz nahm. Einige Mäntel und Tücher, die hier lagen, zeigten die Anwesenheit anderer Besucher an. Die Wirthin berichtete, es sei gestern eine Gesellschaft aus Botzen gekommen und heute Morgen auf die Alm hinaufgestiegen. Sie erwarte ihre Rückkehr und habe die Mäntel bereit gelegt, für den Fall, daß sich die Wanderer erhitzt haben sollten. Auch auf dem Schießstande war ein regsames Leben. Die Tyroler Burschen übten sich in der Fertigkeit, die ihre Krieger berühmt gemacht hat. Der Kaiser Ferdinand, hieß es, werde im Sommer nach Innsbruck kommen, um die Huldigung von Tyrol und Vorarlberg zu empfangen. Dazu

bereiteten sich die Schützen schon vor. Denn ohne ein großes Scheibenschießen kann ein Volksfest in Tyrol nicht gefeiert werden, und die Jäger aus dem Passeyerthale sind nicht die einzigen, die um den Preis des besten Schusses wetteifern.

So frisch aber auch die Luft auf der Höhe, so erquickend für Aug' und Herz die Aussicht war, weder Herr Foot konnte recht fröhlich werden, noch Anna oder Stefano. Nur Bleßwitt gab sich Mühe, lustig zu sein, und Alice war wirklich von ihrer unwandelbaren Heiterkeit. Sie versuchte mit den Wirthsleuten des kleinen Einkehrhauses zu sprechen, indem sie die Milch bei ihnen bestellte, und gab der Gesellschaft über die komischen Mißverständnisse zu lachen; sie führte Herrn Bleßwitt an einige Punkte des Berges, von denen sie sich eine neue Perspektive versprach, und forderte Anna und Stefano auf, das Echo durch ihren Ruf zu erwecken. Einige Beweglichkeit kam dadurch in den Kreis, aber keine rechte und aufrichtige Freude.

„Mißtreß Foot," sagte Bleßwitt, als er von Alicen an einen Baum hin verlangt worden war, an dessen Stamme er ihr einige eingeschnittene und verwachsene Buchstaben entziffern helfen sollte: „die Liebe hat diese Buchstaben der Rinde anvertraut, und sie hat sie treu bewahrt. Vielleicht schon seit einer langen Reihe von Jahren. Wäre das menschliche Herz nicht gefühlloser als ein Baumstamm,

so könnten die Erinnerungen der schönsten Jugendzeit nicht so schnell aus demselben verwischt werden."

„Vergleichen Sie denn aber das Herz mit einem Baumstamme, der eine fremde Inschrift trägt, deren Bedeutung er nicht kennt, die ihm von dem ersten besten Wanderer eingekritzelt und von dem nächsten vielleicht ausgelöscht wird?"

„Ich bleibe Ihnen die Antwort schuldig. Aber ich frage, ob Sie sich wohl noch der Zeit erinnern, wo Arthur Bleßwitt hoffen durfte, Ihnen theuer zu sein?"

„Wer wäre so grausam, seinen ersten Tänzer zu vergessen? Ich gewiß nicht, Herr Bleßwitt," versicherte Alice.

„Und auf einen innigeren Antheil hätte ich nie rechnen dürfen, als daß ich Ihr Tänzer war?" fragte der Mann mit einem Ausdrucke, den er für sehr schmerzhaft erachtete.

„Was nennen Sie innigen Antheil? Ehe ich meinen lieben Dennis kennen lernte, schätzte ich Ihren Umgang auf eine Weise, die Ihnen in der That stets schmeichelhaft sein kann. Jetzt jedoch erlauben Sie mir, der festen Ueberzeugung zu sein, daß ich eine Wahl getroffen habe, die nicht besser sein konnte, und daß ich mich so glücklich fühle in Herrn Foots Besitze, um gar nicht an eine andere Möglichkeit meines Wohles zu glauben."

„Herr Foot ist ein braver Mann, aber ein sehr alter,"

sprach Bleßwitt und reckte sich, als ob er von üppiger Jugendkraft strotze.

„Mein Herr, ich denke nicht, daß Sie der Liverpooler Kalender sind, um mir sagen zu müssen, wie alt mein Gemahl sei.“

„Sein Ansehen spricht deutlich genug dafür. Daß Sie die großen Verdienste, die er unstreitig hat, nicht an einem jüngeren Herzen entdeckten, das, Mißtreß Foot, ist meine größte Qual und zugleich mein einziger Trost.“

„Sie schaffen sich da ein sehr überflüssiges Leiden und vermuthlich einen eben so unhaltbaren Trost.“

„Ach, Alice. Es steht nur bei Ihnen, mir jeden Schatten von Lebenslust zu entziehen. Es litt mich nicht in Liverpool, seit Sie es verlassen. Die Straßen waren mir öde, trotz der Tausende von Menschen, die sich durch dieselben bewegen. Hätte ich Ihren Aufenthalt gekannt, ich wäre Ihnen auf der Stelle nachgeeilt. So wie ich erfuhr, Sie seien in Meran, eilte ich hierher, um wenigstens wieder dieselbe Luft mit Ihnen zu athmen.“

„Daran haben Sie wohlgethan, denn diese Luft ist äußerst gesund. Riechen Sie, mit welch' einem aromatischen Balsam die Lindenblüthe eben jetzt die Atmosphäre schwängert. Und es blüht hier fast immer Etwas.“

„Wollte doch auch mein Glück hier Wurzel schlagen und Knospen treiben!“ seufzte Arthur Bleßwitt, und ließ

die Lippen, den Kopf und die Arme tief herabhängen. Er sah wahrhaft kläglich aus. Die junge Frau an seiner Seite lächelte. Er bemerkte es nicht, denn seine Blicke krochen am Boden. Eine Pause trat ein, während welcher Alice über sich selbst verwundert war. „Ist denn kein Mann einfältig und unangenehm genug," fragte sie sich, „daß wir ihn ganz unbeachtet lassen können, wenn wir einmal für ihn empfanden, oder unsere Eitelkeit so groß, daß uns selbst die Huldigung eines Arthur Bleßwitt schmeichelt?"

Und dennoch erschien Bleßwitt Alicen in diesem Augenblicke weder einfältig, noch unangenehm. Es that ihr vielmehr wohl, daß er sie nicht vergessen konnte. Armes Herz, wie leicht bist du zu bewegen und wie gern läßt du dich täuschen!

„Kommen Sie, Herr Bleßwitt. Herr Foot erwartet uns und die Gesellschaft," sagte die Frau in einem besänftigenden und aufmunternden Tone.

„Herr Foot! Furchtbarer Name. Die Vernichtung meines Glückes liegt in seinen vier Buchstaben ausgedrückt."

„Sie haben dieselben sehr genau gezählt. Vier — und nicht mehr," lachte Alice, und Ihre Stimmung ließ auch den letzten Anstrich von elegischer Mittrauer verschwinden.

„Entfliehen Sie mir, Alice?“ rief Arthur Bleßwitt, als er sah, daß sich die Dame entfernte.

„Nein, die vierbuchstabige Mißtreß hofft vielmehr, Sie werden sie begleiten.“

Bleßwitt wankte von dem Baume hinweg. Je näher er aber an die Gesellschaft kam, desto fester ward sein Schritt. Er glaubte für den Anfang genug gethan und Gedanken und Gefühle in Alicen beschworen zu haben, denen sie nicht sobald würde Zügel anlegen können.

8.

Die Einflüsterungen Bleßwitts brachten eine tiefere Wirkung auf Herrn Foot hervor, als sich dieser selbst eingestand. Was in seinem Herzen für Stefano sprach, war ein natürliches Gefühl der Achtung, welches sich weniger auf Thatsachen, als eben nur auf sich selbst, auf jene unbeschreibliche Ahnung stützte, die wir bei der ersten Begegnung eines Menschen empfinden und die durch die nähere Bekanntschaft mit ihm in der Regel, wenn auch manchmal erst spät, als richtig und zuverlässig bestätigt wird. Aber ein solches Gefühl ist weit entfernt, eine Ueberzeugung zu sein, die, außer durch die Liebe, nur durch eine lange Kette von Erfahrungen hervorgerufen wird. Es ist leicht zu verwandeln, wo bestimmte Dinge dagegen zu sprechen scheinen.

Die Anschuldigungen Bleßwitts, so sehr sich Herr Foot ihres Einflusses zu entschlagen suchte, wurden durch die Betrachtung der Verhältnisse eher verstärkt, als ge-

schwächt. Herrn Stefano's Abneigung, sich in größerer Gesellschaft zu zeigen, die Sorgfalt, mit welcher er seinen Umgang auf Foots Familie beschränkt hatte, seine undeutlichen Beziehungen zu Frau von Serrano und Teresa, die Weigerung mit nach Mailand zu gehen, sogar die unverhehlte Bitterkeit, mit welcher er nicht gerade über das Vaterland, wohl aber über dessen Verwaltung zu sprechen pflegte — alle diese Umstände erregten Zweifel an ihm, nachdem das Mißtrauen einmal geweckt war.

Beim Rückwege vom Berge an das Landhaus am Passeyer hinab, wirbelten die Ideen, die Bleßwitt hervorgelockt hatte, durch Foots Haupt. Der Landsmann schritt wieder getreulich neben ihm und Alice theilte ihre Begleitung, wie vorhin, zwischen dem Vortrabe, zu dem auch diesmal ihr Gatte gehörte, und den Nachzüglern, die aus Stefano und Anna bestanden.

Man war aufgebrochen aus dem Wirthshause, als die Reisenden von der Alm zurückkehrten. Da aber die letzteren mit Maulthieren versehen waren, so mußte man gewärtig sein, sich von ihnen überholen zu lassen, obschon der Fußweg auf der Sehne des Bogens, gegen den Reitweg gerechnet, lief.

„Mißtreß Foot sollte den Italiener etwas weniger gütig behandeln," sagte Arthur Bleßwitt, als Alice den Arm Anna's gefaßt hatte und so gewissermaßen von Ste-

fano mitgeführt ward, an dessen Seite das Fräulein den Berg hinabstieg. „Nicht daß ich glaubte, seine Einbildung könne sich so weit verirren, in den Beweisen ihres Wohlwollens etwas Anderes, als eine höchst schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu entdecken, aber die Welt ist's, die leicht Argwohn schöpft aus an sich unschuldigen Sachen."

Hätte sich Herr Bleßwitt erlaubt, diesen Rath vor zwei Stunden zu ertheilen, er würde eine Aufnahme gefunden haben, wie er sie verdiente. Aber Herr Foot war schon wieder durch den Verdacht mürbe gemacht, den ihm der Andere eingegossen hatte.

„Sie meinen also, Herr Stefano genießt keines guten Rufes in unserer jetzigen Umgebung?" fragte der Ehemann.

„Wie Sie wollen — eines guten Rufes, als ein äußerst geschickter Liebhaber — doch denke ich nicht, daß dies die Eigenschaft ist, die ihn einem ernsten und gesetzten Manne empfehlen kann, wie Herr Foot."

Das war auch durchaus nicht der Fall: „Dennoch ist es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, das Herz jenes Fräuleins zu gewinnen, welches er an dem Arme hält," antwortete der ältere Herr, „obschon er sich augenscheinlich sehr um dasselbe bemüht."

„Bah," versetzte Bleßwitt, „eine solche Gesellschafterin

ist immer nur der Blitzableiter in jeder Familie, oder auch der Regenschirm — wie's gebraucht wird."

Foot blieb stehen und sein Blick forderte eine genauere Erklärung. Das Blatt und die Bemerkung Bleßwitts stimmten wundersam überein.

„Was starren Sie mich so seltsam an? Wer bei der Tochter vom Hause zurückgewiesen wird, begnügt sich mit der Zofe. Uebrigens glaube ich nicht an die Neigung des räthselhaften Doktors zu Anna, nachdem ich Stefano heute mit jener Dame lustwandeln sah, die man mir als ein Fräulein von Serrano bezeichnete. Oder wär' er wirklich ein so vielseitiges Talent?"

Es fiel Herrn Foot bedenklich in den Sinn, daß man ihm anfangs gesagt hatte, der Arzt von Frau von Serrano sei der muthmaßliche Bräutigam ihrer Tochter. Ein Gewebe von Falschheit schien sich vor ihm zu enthüllen, er hörte nicht, was Bleßwitt weiter hinzufügte. An dem Punkte angelangt, wo der Reitweg die Fußbahn durchschnitt, wartete er auf die Ankunft der Nachfolgenden. Sie geschah gleichzeitig mit der Ankunft der kleinen Gesellschaft, die das Wirthshaus zu Maulthier verlassen hatte.

Ein Herr ritt voran. Ihm folgten zwei Damen und diesen ein jüngerer Herr. Plötzlich erscholl ein gellender Schrei. Anna bog sich über den Rand des Weges, ein Gemisch von Freude und Entsetzen malte sich in ihren

Zügen: „Richard?“ rief sie. Der Vordere von den Herren erbleichte, sprang aus dem Sattel und schien anfangs im Begriff zu sein, auf das Fräulein hinzustürzen, besann sich aber und trat zu einer der Reiterinnen, indem er die Worte hervorstammelte:

„Es ist Anna, von der ich Dir erzählte. Wie kommt sie hierher?“

„Du hast einen Eindruck auf sie hervorgebracht, der zu stark für eine bloße Ueberraschung ist,“ entgegnete die Dame nicht gerade in einem scharfen, aber doch in einem etwas stolzen Tone, „und die Scene, die sich hier entwikkeln wird, verträgt wohl kaum die Gegenwart Deiner Frau. Führe Dein Maulthier auf die Seite und laß uns vorüber.“

Während dies vor sich ging und der Herr sein Reitthier auf den Fußsteig brachte, hatte sich Anna von Alicen und Stefano losgerissen und mit weit geöffnetem Auge, aber festem Schritte näherte sie sich dem Fremden:

„Richard, ein Wort, ein Wort, wenn Du barmherzig bist, damit ich Dich auch an Deiner Stimme erkenne.“

„Fräulein von Kirchner,“ sagte der junge Mann, „ich wußte nicht, daß Sie sich hierher gewendet. Sonst würde ich Ihrem Vater Wort gehalten und Ihnen meinen Anblick für immer erspart haben.“

„Wort gehalten? Meinem Vater — ich begreife Ihre

Rede nicht," sprach Anna, und das Jagen ihrer Pulse sprach sich deutlich in den zuckenden Bewegungen aus, die ihre Gestalt erschütterten.

„Wenn ich meine Zusage gebrochen — so ist es unwissentlich geschehen," entschuldigte sich der Herr, den Anna Richard nannte.

„Sie gaben also meinem Vater ein Versprechen?" fragte sie mit einer Stimme ohne Schall und Ton.

„Das heiligste," versetzte er. „Und ich würde es stets geachtet haben, auch wenn mich die veränderte Laufbahn, zu der mich die Maßregeln des Herrn von Kirchner zwangen, nicht zu einem neuen Glücke geführt hätte. Es war hart, wie man mit uns verfuhr, aber wie ich mein Schicksal trug als ein Mann, so zeigt mir Ihr Anblick, daß auch Ihnen die fromme Ergebung nicht gemangelt hat, die Sie den Schmerz einer Trennung für ewig überwinden ließ."

Anna war kaum eines Wortes mehr fähig.

„Ich hatte auf ein Wiederfinden gehofft, aber auf ein anderes und dort oben," sagte sie leise, mit der Hand nach dem Himmel deutend. „Nur um Eins bitte ich Sie. Wollten Sie mir auch den Zusammenhang Ihres Schicksals jetzt erklären, ich würde Sie nicht verstehen. Verlassen Sie dies Thal nicht, ohne dieser Dame oder ihrem Gemahle die Umstände mitgetheilt zu haben, unter denen

Sie aus München und für mich aus der Welt verschwanden."

Der Herr verneigte sich ehrfurchtsvoll, fragte nach Herrn Foots Namen und Wohnsitz, und nachdem er Anna's willenlose Hand ergriffen und geküßt, schwang er sich auf das Maulthier und trieb es zu einem raschen Laufe an, um die Gesellschaft, die sich nur um einige Schritte entfernt hatte, einzuholen.

„Seine Hand war warm und lebendig. Seine Lippen brennen noch auf meiner Hand," sprach Anna zu Alicen und lächelte unheimlich. Es schien, daß das Schicksal die Rollen getauscht habe, indem es ihn zu einem Lebenden machte und sie in eine Todte verwandelte.

„Fassen Sie sich, gute Anna; Sie sind unter Ihren Freunden. Wenn ich im Stande gewesen wäre, einen Dienst von jenem Manne zu verlangen, hätte ich ihn gebeten, uns sein Maulthier für Sie zu überlassen."

„Das Landhaus ist nicht tausend Schritte mehr entfernt und ich kenne einen näheren Weg durch die Gärten," sprach Stefano, der nach einem Kampfe zwischen Erstaunen und Unwillen jetzt wieder Leben und Besonnenheit hatte. Er faßte Anna unter dem einen Arme an und während ihn Herr Bleßwitt auf der andern Seite unterstützte, führte er das Mädchen über den Weg in die Vertiefung des Thales hinab. Alice suchte nach einem Riech-

fläschchen, ohne ein solches zu finden. Herr Foot schüttelte den Kopf, sprach dem Fräulein Muth ein und rief Benjamin Turner, daß er frisches Wasser herbeibringen möchte. Aber der Diener war der Herrschaft vorausgegangen und schon im Landhause angekommen, dem man sich langsam näherte.

Vor der Thüre des Gehöftes ward die Last des jungfräulichen Körpers, den die Herren Stefano und Bleßwitt bis dahin mehr getragen als geführt hatten, starr und schwerfällig, und als Stefano in's Gesicht der Leidenden blickte, gewahrte er die Zuckungen eines heftigen Krampfes in demselben. Er ließ die Gestalt an seine Brust gleiten, um sie in dieser Lage fester zu halten, als sich Anna's Augen schlossen und ihre Glieder abstarben.

„Um Gotteswillen! Einen Arzt, einen Arzt herbei, damit er dem Fräulein zu Hilfe komme!" rief Stefano.

„Sind Sie nicht ein Arzt, Herr Stefano? So geben Sie uns doch eine Probe Ihrer Kunst!" sprach Bleßwitt hämisch lächelnd.

„Ihr Zustand könnte nicht gefährlicher sein!" fuhr Stefano fort, ohne sich um seinen Gegner zu kümmern. „Theure Mißtreß, wissen Sie nicht ein Mittel?"

„Da haben Sie den Beweis für das, was ich behauptete," sagte Bleßwitt, zu Foot gewendet. Er ist ein so

großer Arzt, als ich ein Bergmann, das heißt, wir verstehen alle Beide nicht das Mindeste von dem angemaßten Berufe."

Herr Foot war jedoch nicht von einem so engherzigen Charakter, jetzt Untersuchungen über den Stand seines Bekannten anzustellen. Er rief den Namen der Dienerin und der Köchin, half dabei Stefano das Fräulein durch den Hof und auf das Zimmer seiner Frau tragen und verordnete hier, daß vor Allem die Kleider der Kranken geöffnet würden, weshalb er sie zunächst der Behandlung von Personen ihres Geschlechts übergab. Benjamin selbst vergaß den würdigen Schritt, in welchem er sich sonst der Stadt Meran zu zeigen pflegte, und rannte mit ziemlicher Eile nach einem Arzte. Herr Bleßwitt und Stefano erwarteten bei Herrn Foot die Rückkehr des Dieners.

„Das ist ein wunderbares Land," sagte Arthur Bleßwitt, „wo die Aerzte, die des Morgens mit den Töchtern ihrer Kranken geheime Berathungen halten, des Abends nach Hilfe schreien, wenn ein Mädchen neben ihnen bewußtlos wird."

„Gedulden Sie sich, Herr Bleßwitt, Sie sollen die Erklärung erhalten, die ich Ihnen schuldig bin," antwortete Stefano in einem Tone und mit einer Geberde, die keinen Zweifel über seine Absicht ließ.

„Das Vertrauen, welches ich Ihnen erwies, wird

hoffentlich zu einer friedlicheren Auflösung der Räthsel, in denen wir leben, berechtigt sein," sprach Herr Foot.

„Schon heute Mittag, als ich Ihnen meine Begleitung nach Mailand versagen mußte, war ich entschlossen, Ihnen die ganze Wahrheit zu enthüllen," erwiederte Stefano. „Ich werde dieser Pflicht zu genügen wissen."

„Das heißt, Sie werden Zeit gewinnen, einen neuen Stand zu wählen, in welchem Sie weniger leicht zu entlarven sind," sagte Bleßwitt.

„Der Schutz, den Ihnen Ihr Verweilen unter Herrn Foots Dache verleiht, macht Sie über Gebühr unverschämt, Herr Bleßwitt."

„Ich behandle nur die Leute, wie es ihnen zukommt, einen Gentleman als Gentleman, einen Betrüger als Betrüger. Kurz, Jeden nach seinem Range."

„Wir wollen, wenn wir diesen Hof verlassen haben, untersuchen, wer von uns Beiden der Ehrenmann ist," entgegnete Herr Stefano mit einer überlegenen Ruhe, die Herrn Foot durchaus für seine Partei eingenommen haben würde, außer bei so unumstößlichen Thatsachen, die wider Stefano zeugten.

„Wenn's gefällig ist, gehen wir lieber sogleich. Ich denke, daß ich mir Herrn Foot verbinde, wenn ich ihn von Ihrem Anblicke so bald als möglich befreie."

„Herr Foot wird mir gestatten, dies Haus nicht eher

zu verlassen, bis ich bessere Hoffnung für Fräulein Anna's Befinden hinwegtragen kann, als jetzt."

„Verwechseln Sie diese bessere Hoffnung nur nicht etwa mit einem silbernen Löffel, den Sie in Ihre Taschen schlüpfen lassen," spottete Arthur Bleßwitt, dessen Uebermuth keine Grenzen mehr kannte.

„Verächtlicher Schurke!" rief Stefano und ein Faustschlag schmetterte in das Gesicht Bleßwitt's.

Der Engländer hatte sich bis jetzt für die Katze und Stefano für die erhaschte Maus gehalten, mit der er spielen könne, bis es ihm gefiele, ihr den Gnadenstoß zu geben. Die Wuth, mit der er sich auf seinen Gegner warf, nachdem ihm dieser die schimpflichste aller Beleidigungen zugefügt hatte, glich der Raserei. Aber Stefano hatte seine Kaltblütigkeit wieder errungen und würde bei seiner Gewandtheit und Stärke seinen Feind von sich abgewehrt haben auch ohne das Dazwischentreten des Herrn Foot, der Bleßwitt in den Arm fiel und ihm zurief:

„Nehmen Sie sich Genugthuung, wie ein Gentleman, nicht wie ein Straßenkehrer. Denn möchte Herr Stefano sein, wer er immer wollte, die Ohrfeige, die Sie empfingen, wie ich gesehen zu haben niemals leugnen werde, haben Sie von ihm herausgefordert und ihre Größe entspricht nur etwa dem Umfange Ihrer wörtlichen Beleidigung."

Arthur Bleßwitt schnaufte vor Zorn und seine Nüstern bliesen sich auf:

„Jetzt aber werden Sie sich nicht länger weigern, dies Haus mit mir zu verlassen. Oder ist es Ihnen noch immer zu früh?"

„Nein. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Gestatten Sie mir, Herr Foot, Sie noch heute auf eine Stunde zu sprechen, sobald das Geschäft mit Herrn Bleßwitt in Ordnung ist."

Darauf verließen die Herren den Hof, außerhalb desselben sie dem Arzte begegneten, den Benjamin herbeigeschafft hatte. Sie hielten sich nicht auf und gingen weiter.

„Sie sind jetzt der Beleidigte. Welche Waffe wünschen Sie also?"

„Pistolen, mein Herr. Wir finden ein schönes Paar davon in meiner Wohnung."

„Dennoch will ich auch die meinigen holen. Haben die Ihrigen gezogene Röhre und Percussion?" Arthur Bleßwitt bejahte, worauf der Andere fortfuhr: „So würden sich unsere Waffen bis auf das Kaliber gleich sein."

„Wir brauchen nur Ein Paar, wie wir auch ohne Sekundanten sind."

„Ich wüßte wenigstens unter vierundzwanzig Stunden Niemand aufzutreiben, der uns diesen Dienst erwiese."

„Allein auch ohne Arzt? Das ist bedenklicher,“ wendete Bleßwitt ein.

„Daran dachte ich schon vorhin. Wir thun am besten, wenn wir Einer dem Andern versprechen, selbst im äußersten Falle den Platz nicht zu verlassen, ohne daß unsere ersten Schritte dahin gerichtet sind, dem Verwundeten Hilfe zu senden.“

„Wir können aber auch Beide an schweren Verletzungen fallen,“ versetzte Bleßwitt.

„Wer kann allen Möglichkeiten im Voraus begegnen?“ sagte Stefano. „Fallen wir Beide, so haben wir auch Beide dasselbe Geschick.“

Die Gegner beeilten sich; denn so lang die Tage auch in jener Jahreszeit waren, so schickte sich die Sonne doch zum Untergange an, und nicht alle Leute sind geneigt, sich wie Lord Byrons Oheim im Gasthofe zu schlagen, ohne den Speisetisch in der verhängten Loge zu verlassen, nur eine Kerze zum Zeugen und die schmale Fläche eines Tisches als Zwischenraum. Arthur Bleßwitt ließ sich an der Kirche von Meran von Stefano erwarten. Er blieb nicht lange aus, so kam er mit einem fein polirten und mit Silber beschlagenen Kästchen zurück.

„Wohin begeben wir uns aber jetzt? Die Breite des Thales ist zu dicht bewohnt und an den Bergen finden wir keinen Kampfplatz,“ fragte der Engländer.

„Das Passeyerthal, in welchem ich Ihnen begegnete, bietet uns gleich beim Eingange einige vortheilhafte Plätze, und ein oder zwei Schüsse in demselben erregen überdies nicht große Aufmerksamkeit.“

„Ganz einverstanden. Aber verdammt! Ich habe die Ladung vergessen. Gestern nahm ich sie aus dem Kästchen, als ich untersuchte, ob auf der Reise irgend etwas an den Gewehren beschädigt worden sei,“ sagte Bleßwitt. „Wollen Sie indeß mit den Pistolen vorausgehen? Ich komme auf dem Wege nach, den ich kenne und hole Sie ein, oder Sie pfeifen mich ab, wenn Sie schon einen tauglichen Platz gefunden haben.“

Der Vorschlag ward angenommen, wie er gestellt war. Stefano nahm das Kästchen und ging den Weg, der aus Meran in's Passeyerthal führt, voraus, die Mauer entlang, die an der rechten Seite des Felsenpfades aufgeführt ist, der hier noch dem Begriffe einer Fahrstraße nothdürftig entspricht, während tiefer im Thale kaum mit einem Pferde darauf fortzukommen ist. Feigenbäume gucken über die Mauer empor. Im Herbste kann der Wanderer ihre reifen Früchte vom Wege herüber erlangen. Bei der Kapelle auf der Anhöhe blieb Stefano stehen. Unter ihm brauste der Passeyer. Aus den Dörfern erklang die Abendglocke dazu. Das Haus, in welchem Frau von Serrano wohnte, lag deutlich erkennbar drüben unter den weiß an-

gemalten Höfen mit grünen Holzspahnfenstern. Das Landhaus Foots fast zu Füßen Stefano's, halb von Gebüschen eingeschlossen, halb von Blumengärten. Dahinter erhob sich der Berg, unten mit Feldern und Pflanzungen, weiter oben mit Forsten bedeckt, bis sich über der grünen Matte nackt und kahl das Felsenhaupt herausstreckte, von welchem der Schnee des Alters herabblinkte.

Ein wildes Murren des Baches in der Tiefe, harmonisch friedliches Glockengeläut in der Ferne! Das Surren der Käfer, der Duft der Kräuter, das purpurne Licht der scheidenden Sonne rings um! Stefano warf einen langen, warmen Blick auf die Landschaft, von der er sich wenden sollte, einen Blick, der sich so ungern von der Gegend trennte, als die Sonne, die ihr Sinken zu verzögern schien, dann schob er das Kästchen fester an seine Seite, und ging rascheren Schrittes die entgegengesetzte Senkung des Weges hinab.

9.

„Wie befindet sich Anna?“ fragte Herr Foot seine Gemahlin, als der Abend dämmerte und sie ihn aufzusuchen kam.

„Sie liegt in Fieberhitze. Aber der Arzt erklärt ihren Zustand körperlich nicht für gefährlich,“ antwortete Mißtreß Foot. „Ich werde die Nacht hindurch bei ihr wachen, bis sie selbst eines gesunden Schlafes genießt.“

„Und jener Fremde, dessen Anblick sie so furchtbar bewegte?“

„Ich hoffte eben, daß er sich bei Dir habe anmelden lassen, um uns Aufschluß über die nichtswürdige Täuschung zu geben, die an Anna verübt worden ist. Richard, der Reiter, dem wir begegneten, war der Geliebte Anna's. Man hatte sie glauben gemacht, er habe sich getödtet.“

„Noch war er nicht bei mir. Ebenso wenig wie Herr Stefano, der mir Erklärung versprochen hat über sein Benehmen, welches einer Betrügerei bis jetzt weit ähn=

licher sieht, als dem Verfahren eines rechtschaffenen Mannes."

„Ich könnte den Gedanken nicht fassen, daß Stefano ein Unwürdiger sei," sprach Alice.

„Warum nicht, mein Kind, durch welche Mittel hat er Dir eine so gute Meinung von sich beigebracht?" fragte Herr Foot.

„Durch sein ganzes Wesen — ich kann das Einzelne nicht anführen — aber sein Charakter zeigte sich stets edel und achtunggebietend."

„Vielleicht den Frauen gegenüber, die sich blenden lassen durch glattes Geschwätz, durch eine schwärmerische Sprache, durch einen feurigen Blick. Ich für meine Person muß gestehen, daß die Verhältnisse sehr zu seinem Ungunsten reden, und daß ich eine genügende Vertheidigung für mehr als schwierig halte."

„Wohin hat er sich begeben? Wenn er sich versteckt, anstatt mit einer geraden Erklärung hervorzutreten, so ist dies allerdings ein schlimmes Zeicheu."

„So viel ich aus den Umständen abnehmen kann, unter denen er vor einer Stunde den Hof verließ, schlägt er sich in diesem Augenblicke mit Arthur Bleßwitt, oder er hat sich eben mit ihm geschlagen," versetzte Herr Foot und beobachtete jede Miene seiner Frau bei dieser Nachricht. Alice war weit entfernt, ihren Schrecken zu verhehlen:

„Das sagst Du so ruhig, Dennis? Und Du thatest nichts, um die Herren an ihrem Vorhaben zu verhindern?"

„Wenn es bereits zu thätlichen Mißhandlungen gediehen ist, dann ist ein Duell das geringere Uebel."

„Sie werden sich umbringen! Können wir nicht mehr versuchen, die Sache zu mildern?" fragte sie angstvoll.

„Was gehen Dich die Leute an? Sind sie nicht freie und selbstständige Personen, die über ihren Körper verfügen können, wie sie wollen, gleichviel ob es ihnen beliebt, Kirschkerne zu verschlucken oder bleierne Kugeln?"

„Wie magst Du eine Sprache führen, Dennis, die Deinem Herzen so unnatürlich ist," entgegnete Alice unwillig. „Wie gut oder schlecht Du Stefano seit den letzten Stunden beurtheilst, wie groß oder gering der Werth sei, den Du auf unsern Landsmann Bleßwitt legst, sie sind unsere Bekannten, sie haben das Brot an unserem Tische mit uns getheilt, Du warst verpflichtet, sie abzuhalten, daß sie nicht zu einem Vergehen an einander auch noch das Verbrechen fügten."

So sehr diese Vorwürfe Herrn Foot in seiner Eifersucht hätten befestigen sollen, so war es ihm doch nicht möglich, an die Unlauterkeit der Gesinnungen seiner Frau zu glauben, wenn er mit ihr sprach und dieselben Verhältnisse erörterte, die ihn beunruhigten. Sie ging dies

Mal weiter, als jemals. Sie machte ihm Vorwürfe, was sie nie zuvor gewagt hatte, und diese Vorwürfe galten dem Gegenstande seines Verdachtes — dennoch war eine Unbefangenheit in ihr, die Herrn Foots Mißtrauen eher zerstreute, als daß es sich dadurch verhärtet hätte.

„Wenn Du die Ansichten und Gesetze kennst, nach welchen die Männer in ihren Gesellschaften mit einander verkehren, so wirst Du wissen, daß es bei Beleidigungen der äußersten Art in der That kein Mittel gibt, die erlittene Beschimpfung zu tilgen, als den Zweikampf. Hätte ich ihn auch verhindern können, wozu ich keine Möglichkeit erblicke, so würde ich es doch nicht gewollt haben."

„Daran ist der geheime Groll Schuld, den Du gegen Beide hegst," antwortete Alice. „Leider bin ich nicht im Stande, Stefano vor Dir zu rechtfertigen. Aber ich wünsche, daß er selbst es vermöchte und daß er nicht damit zögerte. Ich wünsche dies um Anna's, um meinet- und Deinetwillen. Denn mit jeder traurigen Erfahrung an der Menschheit verlieren wir einen Theil unsers Vertrauens zu derselben und dadurch unseres Glückes."

„Wie kommst Du dazu, mich des Grolles gegen Stefano anzuklagen und sogar auch gegen Bleßwitt? Hat etwa Einer oder der Andere mir persönlich eine Beleidigung zugefügt, daß ich sie hassen muß?"

„Ich kenne ihr Verfahren nicht genauer, als Du

selbst, darf also Deinem Urtheil nicht vorgreifen," antwortete die Frau. „Aber selbst für meinen Feind, wenn ich sein Leben retten könnte, würde ich das meinige daran setzen."

Eine Weile blickte Herr Foot in das von edler Leidenschaft bewegte Gesicht seiner Gemahlin. Alle die Veranlassungen zu seiner Furcht erschienen ihm kleinlich und unwürdig in ihrer Gegenwart.

„Du hast Recht," sagte er, seinen Arm um ihren Nacken schlingend. „Dein kindliches Gemüth täuscht sich nicht. Ich habe, von einer Abneigung geleitet, geschehen lassen, was ich vielleicht hätte hindern, wenigstens mildern können."

Dies Zugeständniß rief den Ausdruck der reinsten Freude auf das Antlitz von Mißtreß Foot.

„Weißt Du, worauf ich rechne?" sprach sie. „Ich denke, Herrn Arthur Bleßwitts Klugheit wird größer gewesen sein, als sein Jähzorn. Wenn ihn mein Vater reiten sah, so sagte er manchmal: „Dieser junge Mensch sitzt wie ein Ritter ohne Muth zu Rosse," obschon ich niemals bemerkte, worauf Herr Temple seinen Tadel begründete. Mein Vater hatte aber immer ein scharfes Auge für die Vorzüge und die Schwächen der Menschen. So hat sich z. B. vollkommen bestätigt, was er mir von der Güte meines lieben Dennis sagte. Möchte er Arthur Bleßwitt

eben so richtig beurtheilt haben. Dann wird das Duell wohl unterbleiben, oder in zwei Schüssen bestehen, die ihr Ziel verfehlen."

„Mögest Du eine Prophetin sein, Alice!" erwiederte Herr Foot, die Frau noch fester und inniger an seine Seite ziehend. „Es würde mich in der That sehr bestürzen, von einem Unfalle zu hören. Und gewiß dient es zu unserer Beruhigung, wenn ich mir noch heute die Ueberzeugung verschaffe, daß das Duell keinen blutigen Ausgang genommen, sollte ich mich auch deshalb wider Gewohnheit einmal in der Stadt zeigen."

Als Stefano bis zur Nacht nicht in das Landhaus kam, ging Herr Foot in die Stadt, während Alice ihren Platz wieder an Anna's Krankenlager einnahm. Im Gasthofe suchte er Herrn Bleßwitt auf, der durch den Eintritt des Andern auf eine Weise überrascht ward, daß sein Benehmen dem Schrecken glich. Auf einer Adresse, die halbzerrissen auf dem Tische lag, erkannte Foot die Handschrift seines Neffen Raleigh. Uebrigens zeigte das Zimmer keinerlei Spuren von Unordnung, die auf ein bedenkliches Ereigniß hätten schließen lassen. Auf die Frage, wie das Duell ausgefallen sei, welches unfehlbar Statt gefunden habe, erwiederte Bleßwitt:

„Er ist mir entwischt, der saubere Vogel. Aber ich denke, ich habe die Gegend von ihm gereinigt. Er wird

kaum jemals zurückkehren. Die Polizei ist ihm auf den Fersen."

„Sie haben doch nicht etwa die Hilfe des Gerichts gegen ihn in Anspruch genommen?" forschte Herr Foot. „Pfui, Herr Bleßwitt, das wäre schimpflicher, als die Ohrfeige."

„Ich? Die Hilfe des Gerichts? Bei Leuten seines Schlages erscheint sie von selbst. Nun, wir werden hören, was für ein Patron er war. Wir werden es hören, Sir."

Hatte Herr Foot seinen Landsmann nicht eben liebgewonnen, als er ihm mit plumper Verschlagenheit den Stachel der Eifersucht wieder in das Herz zu drücken wußte, so diente sein Benehmen im letzten Falle nicht dazu, eine bessere Meinung von ihm zu fassen. Indessen war doch ausgemacht, daß aus dem vorgehabten Duelle keine Lebensgefährdung erfolgt sei, und mit diesem Troste ging Herr Foot in das Landhaus zurück.

10.

Anna war am andern Tage zu erschöpft von dem Fieber der Nacht, als daß der Arzt irgend etwas gestatten wollte, wodurch die Kranke wieder heftig aufgeregt werden mußte. Richard erschien zwar am frühen Morgen auf dem Landhause am Passeyer, aber sein Wunsch, Anna zu sprechen, wurde nicht erfüllt. Hingegen empfing Herr Foot einen Brief aus der Hand des Fremden, der an Anna gerichtet war, und den der Arzt so lange zurückzuhalten befahl, bis er die Erlaubniß ertheilen würde, ihn dem Fräulein auszuliefern. Richard erkundigte sich mit Theilnahme nach den Verhältnissen Anna's, empfahl sie dringend der Freundlichkeit des Herrn Foot und Alicens, benahm sich aber im Allgemeinen mit einer ziemlich ängstlichen Hast, die es deutlich verrieth, daß er mehr Rücksicht auf seine Reisegesellschaft, als auf die ehemalige Geliebte zu nehmen sich verpflichtet fühle.

Mißtreß Foot betrachtete den jungen Mann mit Ver-

wunderung. Seine polirte Förmlichkeit stach ihr gar zu grell gegen die Masse überschwenglichen Gefühls ab, die er in den ihr bekannten Briefen an Anna an den Tag gelegt hatte. Sie war zweifelhaft, ob sie ihn für einen Heuchler oder nur für einen der vielen jungen und modernen Charaktere halten sollte, bei denen die Empfindung mehr auf der Zunge, als in den Herzen sitzt, oder die während einer kurzen Jugend allen Zündstoff und alle Romantik ihres Gemüths verbrauchen, um mit dem Eintritte in's eheliche und bürgerliche Leben die trockensten und Enthusiasmus unfähigsten Alltagsmenschen zu werden.

„Wußten Sie, daß Anna noch lebe?" fragte Mißtreß Foot. „Oder hatte man Ihnen gegenüber einen ähnlichen Kunstgriff angewendet, wie gegen das Fräulein, um Ihnen jede Hoffnung auf ihren Besitz abzuschneiden?"

„Daß sie lebe, war mir bekannt. Aber eben so bestimmt hatte mir der Herr von Kirchner seinen Entschluß verkündigt, niemals in eine Verbindung seines Kindes mit mir zu willigen. Er war reich, oder galt vielmehr dafür — ich war arm. Sein Einfluß erstreckte sich über alle Zweige der Staatsverwaltung, bei der ich eine Anstellung erwartete — mein Geschick hing daher durchaus von seinem Willen ab. Niemand ahnte, daß Anna's Vater so plötzlich sterben, noch weniger, daß er seiner Familie ein zerrüttetes Vermögen hinterlassen würde; ich wurde gezwun=

gen, mich seinen Vorschriften zu fügen, weil ich kein Mittel erblickte, ihm Widerstand zu leisten. Auch hoffte ich, Anna's Lage im Hause ihres Vaters durch meine Fügsamkeit zu verbessern. Deshalb unterwarf ich mich. Gegen mein Versprechen, Anna niemals wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben, erhielt ich Empfehlungsbriefe nach Oesterreich von Herrn von Kirchner. Ich trat in ein Regiment an der ungarischen Grenze —. Das nämliche ist jetzt nach Italien beordert, und man ertheilte mir die Erlaubniß, die Reise mit meiner Frau und auf einem Umwege zurückzulegen. Im Herbste werde ich in Mailand eintreffen, wo die Krönung des Kaisers Ferdinand als König der lombardisch-venetianischen Staaten Staat finden soll."

Die äußeren Umstände des Mannes interessirten Alicen weniger, als sein inneres Verhalten zu einer Liebe, die in Anna's Herzen eine so große Wirkung hinterlassen hatte.

„Wie ward es Ihrer Frau Gemahlin so rasch möglich, Ihnen den Wunsch nach ihrem Besitze einzuflößen?" fragte sie.

„Sie ist die Nichte des Regimentsinhabers — die Gesellschaft in den Grenzbezirken beschränkt sich auf wenige Personen — alle Aussicht auf Anna war mir geraubt, und Fräulein Betty, meine jetzige Frau, war eine Dame von Geist und lebhaftem Gemüth. Je verwaister mein Herz war, desto mehr bedurfte es eines neuen Anschlusses.

Betty überreichte mir eines Abends meine Bestallung als Offizier, am andern Tage war der Geburtstag des Obersten, dem wir ein Fest bereitet hatten. Ich werde Anna nie vergessen, sie hat mir die phantasievollsten Stunden meines Lebens geschenkt — aber die Vorzüge meiner Frau sind kaum geringer, als die ihrigen —"

Alice dachte daran, daß Richard als die erste Eigenschaft seiner Gemahlin ihre Verwandtschaft zu seinem Obersten genannt hatte. Der Mann kam ihr verächtlich vor, weil seine Leidenschaften nicht einmal der Art waren, daß man ihn hassen konnte. „Anna hat einen Kunstfeuerwerker, der seine Raketen zur Belustigung des Publikums gegen den Himmel wirft und für dies Vergnügen bezahlt sein will, mit einem Krieger verwechselt, der glühende Bomben in feindliche Städte schleudert, während eine menschenmörderische Schlacht um ihn tos't," dachte sie. Sie verglich selbst Dennis Foot mit dem jungen, gelenkigen Manne, und der Vergleich war zum Vortheil des Ersteren. „Richard liebte in Anna die Tochter des hohen Staatsbeamten, die reiche Erbin — Foot brachte meinem Besitze Opfer. Jedenfalls galt seine Neigung nur meiner Person." Und selbst die mißtrauische Zärtlichkeit ihres Gemahls erschien ihr großartiger und wohlthuender, als die schwächliche Neigung eines Weltmenschen, der sich so geschickt in die Verhältnisse zu schmiegen wußte.

„Werden Sie Anna meine mündlichen, herzlichen Grüße bringen und ihr sagen, daß, wie dieser kleine Haarring nie von meinem Finger, in dessen Fleisch er verwachsen ist, so ihr Gedächtniß nie aus meiner Seele scheiden wird?“ fragte Richard.

„Ich werde ihr das sagen,“ versprach die Frau und lächelte. Richard hielt es für seine Schuldigkeit, das Gleiche zu thun. Damit trennte er sich von dem Asyl, das seine Geliebte gefunden.

„Es fehlt nur noch, daß Stefano als ein Abenteurer entlarvt wird, und das Männergeschlecht ist meiner ganzen Achtung quitt. Sein Fall verwickelt sich immer mehr. Seine Flucht, die ihn plötzlich aus dieser Gegend geführt hat, ist ein trauriges Bekenntniß. In welchen Verirrungen und Träumen leben wir, wenn wir uns um solcher Charaktere willen Schmerzen aufbürden, wie die arme Anna erduldet hat! Aber Stefano darf nicht falsch sein. Wie sich auch der Schein gegen ihn erklärt, er muß sich rechtfertigen. Arthur Bleßwitt ist mir durch sein Betragen gegen ihn unausstehlich geworden. Ich schäme mich, daß ich noch gestern mit seiner Albernheit Nachsicht haben konnte.“

Herr Foot nahm den Besuch Bleßwitts nicht an, der sich noch vor Mittag bei ihm anmelden ließ. Der Verlust Stefano's kränkte ihn mehr, als er es aussprach. Sein

Landsmann hatte einen jämmerlichen Streich begangen, als er ihn an die Polizei verrieth. Er wollte ihm das nicht verzeihen, und Alice war vollkommen der Meinung des Gemahls. Die Mahlzeit ward heute zu zwei Personen genommen, da Anna ihr Zimmer nicht verließ.

„Ich werde uns von Bleßwitt losmachen, obschon es etwas ungerecht von uns ist, die Veranlassung mit der Ursache zu verwechseln. Denn wäre der vorgebliche Arzt ein unbescholtener Mann, so könnten ihm die Gerichte nichts anhaben. Unser Aufenthalt in Meran wird mir verbittert durch die Gegenwart Bleßwitts, so wie durch die Erfahrungen, die wir hier gemacht. Ich befragte mich wohl manchmal im Stillen über das Benehmen unseres Freundes. Aber so wenig ich noch jetzt die Absicht errathe, aus welcher er uns täuschte, so zerstreute doch seine Persönlichkeit meine Bedenken stets wieder. Möchte ich mich in einem anderen Falle nicht eben so getäuscht sehen in meinem Vertrauen."

„Unsere übrigen hiesigen Bekanntschaften sind oberflächlich und ungenügend. Ich will unsern Wohnsitz nach Mailand verpflanzen, von dort gehen wir an den See. Während ich verreise, um das Landgut am Comersee zu besichtigen, hast Du den besten Vorwand, Bleßwitts belästigende Besuche abzuweisen. Anna erholt sich indessen, um uns in die Lombardei folgen zu können. Wäre auch

der Preis der Besitzung einige Tausend Lire zu hoch angeschlagen — wir haben überdies in dem letzten Jahre genug durch unser vereinsamtes Leben erspart — eine kleine Uebertheuerung soll mich nicht hindern, die Villa zu kaufen, wenn sie meinen Wünschen in anderer Beziehung entspricht. In Mailand erlange ich vielleicht einige Auskunft über Stefano, die uns sein Benehmen auf eine für seine Freunde weniger demüthigende Weise erklärt. Die Reise ist kurz und ich werde sie nach Kräften beschleunigen."

„Laß uns weiter wandern, Dennis," versetzte Alice mit betrübter Miene. „Was uns hier lieb geworden war, ist verschwunden, außer unserer neuen Vereinigung, für die ich Stefano dankbar sein werde, wie er sonst immer gewesen sein mag. Er hat Dich Deinem Grübeln entrückt, er hat mir Gelegenheit gegeben, Dir wieder so nahe zu treten, als die Gattin dem Gatten stehen soll."

Die Tafel war noch nicht zu Ende, als Benjamin Turner kam und den Besuch von Frau von Serrano und ihrer Tochter meldete, die Herrn und Frau Foot dringend zu sprechen wünschten. Der Anblick der Damen war der der ängstlichsten Unruhe. Frau von Serrano war blaß und ihr Auge vom Weinen geröthet. Fräulein Teresa's Blicke hingen mit kummervollem Ausdruck an dem Gesichte der Mutter.

„Ich weiß, daß Sie um diese Zeit speisen, dennoch

störe ich Sie," sagte Frau von Serrano, noch ehe sie sich auf das Sopha gesetzt hatte, zu welchem sie Alice führte. „Wenn Sie Mitleid mit einem Schmerze empfinden, dessen Zeichen sich in meinem gefurchten Antlitze malen müssen, so geben Sie mir eine aufrichtige Antwort."

„Zählen Sie auf unsere vollkommenste Offenheit," versicherte Herr Foot, indem er der Matrone ein Ruhekissen unter den Arm schob. „Sie sind vermuthlich noch mehr durch Stefano's Flucht bestürzt, als wir selbst, da Sie ihn länger kennen und vertrauter mit ihm waren."

„Also ist er geflohen? Und entkommen? sprechen Sie, mein theurer Herr. Wir hörten es anders. Man sagte uns, er sei ergriffen worden."

„So weit wir von dem Vorfalle unterrichtet sind, hat er die Flucht genommen," versetzte Herr Foot.

„Die Engel mögen ihn geleiten!" rief Teresa, die Hände faltend. „Aber was gab die Veranlassung zu einer gerichtlichen Verfolgung? Und werden Sie nicht alle Mittel aufbieten, sich des armen Mannes zu bemächtigen? O, wenn meine Bitten, wenn die Thränen zweier bebenden Herzen etwas über Sie vermögen, so ziehen Sie Ihre Klage zurück."

„Meine Klage soll ich zurückziehen? Gnädige Frau, ich habe keine Klage wider Herrn Stefano, und hätte ich eine solche, so ist es nichts als die Täuschung, mit der

er sich bei uns als Arzt einführte, ohne daß er ein solcher ist. Allein der Umstand hat uns nicht den mindesten Nachtheil gebracht, noch bin ich überhaupt ein Freund von gerichtlichen Anzeigen. Vielmehr suchen wir alle Entschuldigungsgründe auf, ich und Alice, um einem Manne unsere Achtung zu bewahren, dem wir zu Dank verbunden sind."

„Gewiß verdient er Ihre Achtung!" sprach Teresa mit blitzender Begeisterung. „Ich kenne keinen Mann, der mehr auf Vertrauen Anspruch hätte, als Stefano! Und er liebte Sie, Herr Foot, er war Ihr Freund, der Freund Ihrer Gemahlin, — und wie erträgt Anna ihr Unglück?"

„Sie scheinen durch Gerüchte irregeführt zu sein," bemerkte Alice. „Wir werden uns rascher verständigen, wenn Sie uns sagen, was Sie vernahmen. Die Angelegenheit steht wohl besser als Sie glauben."

„Nein, nein, das Schlimmste ist wahr, die Augen der Behörde sind auf ihn gelenkt, daß geben Sie selbst zu. Ich warnte ihn so oft! Dennoch verließ er das Thal nicht! Aber hätte seine Anhänglichkeit an Ihre Familie eine so schwere Züchtigung verdient? Daran, daß er Ihnen als Arzt vorgestellt ward, bin ich allein Schuld. Stefano war bei uns, als mich die gnädige Frau mit Ihrem Besuche beehrte. Stefano hat den triftigsten Grund, seinen Stand, seinen Namen, selbst seine Heimath und

Familie zu verbergen. In meiner Verwirrung hoffte ich, seine Bezeichnung als Arzt würde die Gegenwart des jungen Mannes bei einer Kranken am natürlichsten erklären. Dadurch war er gezwungen, die Rolle fortzuspielen. Aber er hat sich meines Wissens nicht den leisesten Mißbrauch erlaubt. —"

Die Dame, die dies sprach, mußte sich eine Pause vergönnen. Sie lehnte sich während derselben, von Sorge und körperlicher Anstrengung erschöpft, an die Seite ihrer Tochter Teresa. Dann fuhr sie fort:

„Wir waren gewohnt, ihn des Morgens bei uns zu sehen. Jetzt, wo er einmal verrathen ist, kann ihm mein Geständniß wohl kaum mehr schaden. Der Tag war uns zu hell für seine Besuche. Denn schon unsere Abkunft aus Vicenza konnte Verdacht, wenigstens Vermuthungen hervorrufen. Heute blieb er aus. Der Unglückliche fürchtet jäh. Ich sendete des Mittags in seine Wohnung, um zu hören, was ihm begegnet sei. Darauf erhielt ich den Bescheid: Herr Stefano sei seit gestern nicht dorthin zurückgekehrt, weil er am Abende vorher, auf den Antrag eines Engländers, im Passeyerthale verhaftet worden."

„Nur einem Schmerze wie dem Ihrigen möchte ich es verzeihen, gnädige Frau," antwortete Herr Foot, „daß Sie mich einen Augenblick als den Urheber der Denunciation ansehen konnten, wiewohl ich leider zugestehen

muß, daß ein Landsmann von mir, den Herr Stefano übrigens schon kannte, ehe er ihn bei mir traf, die Schuld seiner Verfolgung tragen mag."

„Also Sie haben ihm Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft noch nicht entzogen?" sprach die ältere Dame mit einer gewissen Genugthuung, während Teresa mit Stolz hinzusetzte:

„Dazu kannte Herr Foot meinen Bruder schon zu lange und zu genau."

„Kind — nicht aus Mißtrauen, aber aus einer Vorsicht, die mich ein langes und von Leiden vieldurchwühltes Leben gelehrt —"

„Scheuen Sie sich nicht, mir die ganze Wahrheit zu sagen!" ermunterte Herr Foot die erschrockene Dame, nachdem er die Thür geöffnet und sich überzeugt hatte, daß Niemand hinter derselben lausche, eine Zudringlichkeit, von der sich die Köchin um so weniger frei zu erhalten wußte, je seltener sie von Benjamin Turner, oder der Kammerfrau etwas erfuhr. „Wenn Herr Stefano ein Bedrängter und Verfolgter ist, so wollte ich eher mein Leben und Vermögen daran wagen, ihn zu retten, als daß ich eines Verraths, oder auch nur einer Unklugheit fähig wäre, und Alice ist mein Weib. Sprechen Sie, braucht Herr Stefano eine Summe? Wissen Sie ihm dieselbe zuzuwenden? Können Sie eine Verbindung mit ihm

anknüpfen? Sie sehen mich bereit, meinem Freunde mit Allem beizustehen, worüber ich für jetzt selbst gebiete."

„Wohin er geflohen, wenn ihm die Flucht gelang, ob und wie er sich aus Tyrol in die Schweiz retten wird, welche Verbindungen er zwischen uns und sich eröffnen kann, davon habe ich keinen Begriff, denn der Fall von gestern kommt ohne alle Vorberechnung. Früher stand ich mit meinem Sohne in Briefwechsel. Er lebte an den Grenzen des Landes, welches er so sehr liebt, und setzte sich lieber einer größeren Gefahr der Entdeckung aus, als daß er sich weiter von seinem Vaterlande entfernen wollte. Wohin er jetzt gegangen, errathe ich nicht, da keine Ueberlegung, sondern die Nothwendigkeit des Zufalls seinen Plan entwirft. Meine Krankheit beunruhigte ihn. Er hätte sich schon vor einem Jahre nach Meran gewagt, hätte ich ihn nicht beschworen, mir lieber seinen Anblick zu entziehen, als mich der Furcht seiner Entdeckung auszusetzen. Als er aber von der Ueberschwemmung hörte, als er glaubte, wir verhehlten ihm absichtlich die Bedenklichkeit meines Zustandes, um ihn von einer Uebereilung abzuhalten, erschien er plötzlich in meinem Hause. Ich zitterte vor Angst und Freude. Er versprach, nach wenigen Tagen wieder zu gehen. Aber er lernte Sie kennen und diese Tage wurden zu Wochen, — bis ihn die Katastrophe traf, um ihn mit den Kasematten

einer entfernten Festung Ungarns oder Mährens zu bedrohen."

„Ich wäre wahrlich dazu aufgelegt, Arthur Bleßwitt für dieses Bubenstück mit dem Degen oder der Hetzpeitsche zu belohnen," rief Herr Foot. „Vermuthlich ist das Vergehen Ihres Herrn Sohnes kein anderes, als ein politisches —"

„Selbst dies kaum dem Namen nach. Es ist der Enthusiasmus der Jugend, die patriotische Schwärmerei des letzten Jahrzehntes, die er theilte, als er noch, ein unbärtiger Jüngling, das Collegium besuchte. Der Verein, zu dem er gehörte, hat sich allerdings mit Bestrebungen befaßt, die keine Regierung mit Gleichgiltigkeit betrachten kann, die einzelnen Häupter des geheimen Bundes haben Entwürfe gehegt, die der Staat als Hochverrath bestrafen muß. Aber die Schuld des großen Haufens urtheilsloser Jünglinge, welche die Massen des Vereins bildeten, die Schuld meines Sohnes wäre selbst der Strenge des Gesetzes gegenüber klein erschienen, hätte er sich nicht, von dem Feuer seines Herzens und von seinem Ehrgeize verführt, zu mancherlei Dingen gebrauchen lassen, die ihn scheinbar selbst an die Spitze des Vereins und unter die Wortführer stellten. Statt eines grausamen Gefängnisses hat er die Flucht und mithin Verbannung gewählt. Von Zeit zu Zeit erneuen sich zwar die Gerüchte einer allge-

meinen Amnestie für politische Vergehungen. Auch jetzt wieder bei der Königskrönung in Mailand. Aber unsere Hoffnungen haben sich nur zu oft schon als trügerische bewiesen. Wir trauen ihnen nicht mehr und schaudern vor dem Gedanken zurück, die Kraft und Blüthe des Lebens unseres Stefano solle hinter den Mauern eines Kerkers verkümmern."

Alice hatte sich auf ein Tabouret zu Füßen der Frau von Serrano gesetzt. Sie weinte zu diesem mütterlichen Bangen und drückte die Hände der Matrone an ihre feuchten Wangen. Herr Foot ging in hastiger Bewegung im Zimmer auf und nieder. Wie es ihm geschah, sobald etwas die Thatkraft seiner Seele herausforderte, richtete sich seine Gestalt dabei jugendlicher empor, sein Gesicht gewann an Lebendigkeit und sein Auge war so glänzend, wie das eines Jünglings.

„Wenn Geld helfen könnte, es sollte nicht daran fehlen. Ich wiederhole meine Bitte, über meinen Credit, über mein Vermögen zu schalten. Oder wäre ein muthiger Mann erforderlich, Stefano zu begleiten, — ich würde seine Anstrengungen gern theilen."

„Die Armuth ist es nicht, auch nicht eine augenblickliche Dürftigkeit, die uns bedrückt. Ich besitze, selbst nach dem Verluste eines Theils der Güter meines Sohnes, noch immer so viel, um bescheidene Wünsche befriedigen

zu können — meinen Kindern sowohl als mir. Aber die Unruhe, die Ungewißheit von Stefano's Schicksal wird mich aufreiben. Ich quäle mich mit dem unseligsten Phantasiespiele, welches die Furcht nur erzeugen kann."

„Diesen Zustand kenne ich," sagte Foot in selbstvergessender Ehrlichkeit. „Ich litt selbst daran, und manchmal habe ich sogar jetzt noch Rückfälle. Um so mehr weiß ich Ihre Lage zu würdigen. Vor Allem gilt's, zu erfahren, wie viel die Behörde thun wird, ihm nachzusetzen. Arthur Bleßwitt müßte einen Dämon im Leibe haben, hätte sein boshafter Verstand errathen, woran sich die Freundschaft vergebens den Kopf zerbrach. Er hat nur gegen einen Duellanten, oder einen Mann mit falschem Namen und Stand denuncirt, nicht gegen einen politischen Verbrecher. Die Härte gewisser Gesetze wird in diesem Lande sehr gemildert durch ein gewisses nachsichtiges Verfahren der Beamteten. Ich werde mit ihnen sprechen. Sie sollen das Resultat sogleich erfahren."

Als Herr Foot das Zimmer verlassen hatte, sprach Alice:

„Meine Freundin Anna wird Ihren Schmerz mitempfinden, so stark als Sie selbst. Ich zögere, ihr die Unglücksbotschaft zu melden, denn, — einer Mutter wird die Neigung ihres Sohnes kein Geheimniß sein, — Stefano liebt sie und wurde von ihr geliebt, noch ehe die

gestrige Erscheinung hinzukam, die Ihnen ebenfalls falsch dargestellt worden ist, wie ich aus einer Aeußerung von vorhin schließen muß. Der Tod des Geliebten, an den Anna bis jetzt irrigerweise glaubte, würde in einer anderen, aber noch schrecklicheren Gestalt für sie zurückkehren, wenn Stefano in die Hände seiner Verfolger geriethe."

Gegenseitig aufklärende Mittheilungen füllten die Zeit aus, bis Herr Foot aus Meran zurückkehrte. Er brachte die Nachricht, daß die Behörde von Meran selbst etwas zu entscheiden nicht für angemessen erachtet, sondern in Botzen um Verhaltungsbefehle gebeten habe, da die nächsten Nachforschungen nur insofern von Erfolg gewesen waren, daß man die Richtung kannte, in der Stefano gestern entflohen war. Allerdings leugnete Herr Foot nicht, daß die Beamteten das Verhältniß zu durchschauen schienen. Die Verbindung, in der Stefano mit Frau von Serrano gestanden hatte, war nicht unbemerkt und unberücksichtigt geblieben. Sie mußte bald auf die rechte Spur führen, und um so mehr, als der verbannte Sohn der Frau von Serrano wirklich Luigi Stefano mit seinen Taufnamen hieß. Das Zimmer, in welchem der Flüchtling gewohnt hatte, war indeß versiegelt worden und das Gericht blickte der Antwort der Botzener Oberbehörde entgegen.

Mit Hilfe seines Banquiers erwartete Herr Foot auch dort Eingang zu erhalten. Schon hatte er die Postpferde

befohlen, die ihn in jene Stadt führen sollten. Drei Stunden später war er im Gasthofe »zum Mondschein« in Botzen. Der Kaufmann, den er zunächst aufsuchte, war zugegen und bereit, ihn zu dem Beamteten zu begleiten, der über den Fall zu erkennen hatte. Herr Foot und sein Geschäftsfreund begaben sich sogleich zu ihm.

Es war ein artiger Mann, von dem gutherzigen und zuvorkommenden Wesen, welches alle Fremde an den höheren österreichischen Beamteten zu rühmen wissen. Herr Foot entwickelte sein Anliegen, indem er bat, Herrn Stefano mit einer gerichtlichen Verfolgung zu verschonen, da es ihn kränke, daß ein Landsmann dazu Veranlassung gegeben.

„Die Pistolen, die in Beschlag genommen worden sind, haben den Namenszug des Engländers, nicht Stefano's. Es scheint daher noch nicht ausgemacht, wer das Duell verlangt hat und ob überhaupt ein solches vor sich gehen sollte," sagte der Oesterreicher. „Wäre sonst kein Verdachtsgrund wegen des falschen Namens, dessen sich der Herr angemaßt haben soll, vorhanden, so könnte die Sache wohl auf sich beruhen."

„Die Verhältnisse sind der Art, daß ich mein Ehrenwort darauf geben kann, daß Herrn Stefano's Name kein falscher ist," betheuerte Herr Foot und fügte hinzu, daß

er durch einen Paß seiner Wiener Gesandtschaft hinreichend beglaubigt sei, um ein Zeugniß abgeben zu dürfen.

„Ich zweifele ebenfalls nicht daran, daß er den Namen »Stefano« führen durfte, wenn auch in Verbindung mit einigen anderen Namen,“ versetzte der Beamtete. „Aber er soll sich auch für einen Arzt ausgegeben haben?“

„Nicht selbst. Nur zufällig gelangte er dazu, diesen Beruf als den seinigen gelten zu lassen.“

„Ein Paß hat sich unter seinen Habseligkeiten nicht gefunden. Aber man könnte annehmen, er habe denselben für alle Fälle bei sich getragen,“ fuhr der Beamtete fort, und wenn nicht seine Worte, so zeigte seine Miene, daß ihm das Geheimniß nicht fremd sei. „Seine Flucht nur verdächtigt ihn. Wenigstens spricht sie mehr zu seinem Nachtheile, als die Anzeige des Herrn Arthur Bleßwitt.“

„Die letztere ist aus dem Hasse hervorgegangen, um nicht zu sagen, aus der Feigheit. Sie werden nur Gerechtigkeit üben, wenn Sie die nichtswürdigen Pläne eines boshaften Menschen, wie dieser Master Bleßwitt, nicht unterstützen.“

„Herr von Foot —“ sagte der Beamtete in vertraulichem Tone — „unserer Polizei entgeht selbst in diesen entlegenen Bergen keine Person, die ihre Aufmerksamkeit verdient. Wir wissen oft schon, daß Jemand über die Grenze schreiten wird, bevor er dieselbe noch erreicht hat. Denn

es ist die Schuldigkeit einer guten Regierung, dem entstehenden Uebel vorzubeugen, nicht erst dem vollendeten zu begegnen. Denken Sie, man hätte darauf warten müssen, bis ein Fremder über den Kanal herüberkommt, um uns zu sagen, wer in Meran wohnt? Wir wissen Alles, was wir brauchen, besondere Umstände können uns nur zwingen, es auch vor der Oeffentlichkeit wissen zu müssen. Die Regierung liebt es nicht, ohne Noth eine eiserne Härte zu zeigen. Sie wird vielleicht sogar bald Europa ein Beispiel ihrer Großmuth geben, welches ihr keine Staatsverwaltung nachzuahmen im Stande ist, die auf schwächeren Füßen als die unsrige ruht,— doch das sind Dinge, die in Wien und nicht in Botzen zu Tage kommen. Denken Sie aber zum Beispiel, es sei von einer gewissen Straße in der Stadt ein Mensch vertrieben worden, weil er die Trompete so laut blies, daß die ruhigen Nachbarn in ihrer Bequemlichkeit gestört wurden. Glauben Sie etwa, daß wir den Menschen, wenn er dann in einer anderen Straße gesehen wird, gleich beim Kragen fassen, ausgenommen, daß er wieder trompetet? Oder setzen Sie den Fall, es besuche Jemand, der noch eine Schuld in der Lombardei oder Galizien zu bezahlen hat, Tyrol, um seine Mutter zu sehen, die alt und krank ist. Wir setzen ihn nicht eher in den Thurm, als bis wir erfahren, daß er neue Schulden macht. Freilich ist's ein Anderes, wenn

die Gläubiger kommen, oder ein Anderer, der die Behörde mit der Stirn darauf drückt: „Da ist der landflüchtige Schuldenmacher aus Lemberg, oder Vicenza.“ Was nun Herrn Stefano betrifft, den meine Beispiele auch nicht entfernt berühren sollten, so will ich nur sagen, daß das Gesetz Achtung verlangt und daß das, was officiell zur Kenntniß der Behörde kommt, weder um Gunst, noch um Haß verschwiegen werden darf. Ich werde in Meran invigiliren lassen, ob sich der Herr Stefano wieder zeigt. Denn befragt müßte er über seine Verhältnisse werden, daran ist kein Zweifel, und wenn er fürchtet, daß ihm dies Schwierigkeiten verursacht, so soll er der Sache bei Leibe aus dem Wege gehen. Denn wenn ihm einmal die Rechnung gemacht werden müßte, dann käme das Schuldenmachen oder Trompetenblasen gewiß mit darauf.“

Dies sagte der Herr mit eben so viel Wohlwollen, als Selbstgefälligkeit, und Herr Foot war vollkommen zufrieden gestellt durch die Erklärung. Er dankte mit Herzlichkeit für den Bescheid und fuhr, nachdem er sich nur kurze Zeit bei seinem Banquier aufgehalten hatte, nach Meran zurück, überzeugt, daß Stefano nicht ernstlich verfolgt werden und nur dann Gefahr laufen würde, wenn durch sein Wiedererscheinen auf dem Schauplatze die Behörde zu Maßregeln gezwungen würde. Herr Foot eilte sogleich zu Frau von Serrano, um ihr diesen Trost zu

gewähren. Die Matrone aber war nicht so leicht zu dem Glauben an die milde Gesinnung der Behörde zu bekehren. Sie fürchtete anfangs sogar, die Erklärung solle dazu dienen, ihren Sohn sicher zu machen, so daß er wenigstens anderwärts ungescheut auftrete, oder seine Flucht aus Tyrol nicht aus allen Kräften beschleunige. Dennoch überredete sie sich endlich selbst, daß Stefano diesmal der Gefahr entgangen sei, wenn er nur das Land sobald als möglich verlasse.

Herr Foot hielt seinen Freund für vollkommen gerettet, da er ihm Klugheit genug zutraute, die Gegend so rasch hinter sich gelegt zu haben, als ihn seine Füße zu tragen vermochten. Der Banquier in Botzen hatte ihm gesagt, daß er nicht zögern dürfe, mit seiner Bewerbung um das Landgut hervorzutreten, falls er seine Wünsche nicht etwa an dem rascheren Verfahren eines Dritten scheitern lassen wolle. Er war deshalb entschieden, am nächsten Tage in die Lombardei zu reisen, und Benjamin Turner sollte ihn begleiten.

Anna hatte sich den Tag hindurch ziemlich fieberfrei befunden. Aber mit der Finsterniß kehrten ihre wilden Phantasien zurück. Sie mischte in denselben die Namen Richards, Stefano's und Bleßwitts durch einander. Bald schien sie an dem Ufer eines Flusses zu stehen und mit Entsetzen eine antreibende Leiche zu erkennen. Dann lachte

sie wieder hell auf und behauptete, es sei eine Puppe, die ihr der Strom zu Füßen geworfen, kein Leichnam. An dem Morgen, an dem Herr Foot nach Mailand abreiste, schien es sogar, als verschlimmere sich ihr Zustand und nehme einen gefährlichen Charakter an. Wenigstens war der Arzt überrascht, Rückschritte zu bemerken, anstatt Zeichen von Genesung. Alice bat den Doktor, ihrem Gemahle nichts von seinen Bedenklichkeiten zu sagen, um ihn nicht von der Reise abzuhalten. Dem kranken Mädchen irgend eine Mittheilung zu machen, oder ihr sogar Richards Brief zu übergeben, wäre aber heute noch unrathsamer als gestern gewesen, und so ward ihr selbst die Abreise des Herrn Foot verborgen.

Dieser nahm einen zärtlichen Abschied von seiner Frau. Der Entschluß, sie zu verlassen, wenn auch nur für eine Woche, schien ihn bei der Ausführung sogar zu reuen. Wäre er ein Mann von schwächerem Charakter gewesen, er würde ihn vielleicht aufgegeben haben. Allein gewohnt, auch das zu thun, was ihm sauer ankam, wenn es einmal beschlossen, stieg er in den Wagen. Als dieser aus dem Thore des Landhauses rollte, begegnete er Herrn Arthur Bleßwitt.

„Mit Koffern und Gepäck? Sie reisen doch nicht etwa?“ fragte er und gab sich dabei Mühe, seine freudige Ueberraschung zu verbergen.

„Nur für einige Tage. Nach Mailand, Herr Bleßwitt,“ versetzte der Andere mehr als unfreundlich.

„Das wird mich doch nicht des Vergnügens berauben, Ihrer Frau Gemahlin aufwarten zu dürfen?“

„Ich sprach nicht mit ihrer Kammerfrau, um zu wissen, ob und welchen Besuch Mißtreß Foot annimmt.“

„Sehr wohl,“ antwortete Bleßwitt, den Hut lüftend und der Wagen fuhr davon. „Ist es Eifersucht, was den Alten so barsch erscheinen läßt, oder noch immer der Aerger, daß ich die Polizei gegen seinen ausgezeichneten Freund geschickt habe? Alice wird hoffentlich sanfter sein — wenn sie diesen windbeuteligen Italiener nicht ebenfalls geliebt hat, wie alle die Thoren in diesem Hause.— Einige Tage wird Herr Foot abwesend sein — wie viel Tage versteht er darunter? Jedenfalls will ich mich mit meinem Vorhaben beeilen, ehe er das Heimweh bekommt.“

Dabei warf der Redner einen prüfenden Blick auf die Höhe der Mauern und Fenster, auf Bäume und Hecken um den Hof. Dann brummte er: „Der Kammerdiener saß ja wohl auf dem Bocke? Doch wir werden sogleich sehen.“ Damit trat er durch die Pforte in den Hof.

11.

So streng auch die Vorschriften waren, die Mißtreß Foot in Bezug auf Arthur Bleßwitt ertheilt hatte und nach welchen er je nach den verschiedenen Tageszeiten stets unter einem schicklichen Vorgeben abgewiesen werden sollte, so gelang es ihm doch schon an dem Tage, an welchem Foot abgereist war, eine Unterredung mit der Dame zu erhalten. Alice hatte sich in den Garten gesetzt, um, während Anna schlief, etwas frische Luft zu schöpfen und zugleich die Ankunft des Arztes zu erwarten. Der Schritt, mit welchem sich eine Person von außen näherte, war so flink und geschäftsmäßig, die Gedanken Alicens so ganz mit der Krankheit der Freundin beschäftigt, daß sie wähnte, es könne Niemand kommen, als der Doktor, und selbst an die Thür in der Gartenmauer trat, um zu öffnen und dem Herrn den Umweg durch den Hof zu ersparen.

Arthur Bleßwitt bat nicht lange um Erlaubniß. Er drängte sich durch die halbaufgethane Thür, ehe sie sich

wieder vor ihm verriegeln konnte, und machte, eines sehr kühlen Empfanges ohnerachtet, durchaus nicht Anstalt, zu weichen.

„Endlich — endlich, Alice, werden Sie mir wieder ein Mal sichtbar. Ist es auch recht von Ihnen gehandelt, mich seit achtundvierzig grausam schleppenden Stunden wie einen Aussätzigen aus Ihrer Nähe zu verbannen?“

„Sie treffen mich keineswegs in der Verfassung, Besuche anzunehmen. Anna liegt krank und ihr Zustand erfordert meine Pflege. Mein Gemahl ist verreist,“ erwiederte die Dame, ohne einen Blick auf den Andern zu richten.

„Freunde sieht man zu jeder Zeit. Sie sind nicht blos vorhanden, die Freuden, sondern auch die Leiden mit uns zu theilen.“

„Wenn Sie von wahren Freunden reden, mag ich Ihnen nicht widersprechen,“ erwiederte Alice ironisch lächelnd.

„Und Sie könnten zweifeln, daß ein Gedanke in mir sei, der nicht Anhänglichkeit und Liebe für Sie ist?“

„Ich beschäftige mich nicht so viel mit Ihnen, um darüber in's Klare zu kommen. Uebrigens mag ich Ihnen nicht verhehlen, daß Herr Foot über Sie empört ist wegen Ihres Betragens gegen Herrn Stefano.“

„Er würde es noch mehr sein, wenn er die Trieb-

feder dazu kennen sollte," sagte Bleßwitt sehr ruhig. Alice sah ihn groß an.

„Wie und wann ich es Ihnen immer gestehe, Alice," fuhr er heißer werdend fort, „ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als Mißtreß Foot zu betrachten, Sie sind und bleiben mir Alice Temple, meine kleine, liebe Alice, für deren Gruß ich einst Berg und Thal bewegte, für deren Lächeln ich mein irdisches Glück in die Wagschale geworfen hätte! Es ist unleugbar, ich habe mich gegen Stefano, obschon er den Fluch jedes braven Mannes verdient, etwas schadenfroh, sogar häßlich benommen. Aber ich erblickte meinen Nebenbuhler in ihm, ich war verblendet von Eifersucht und Rache. Die Leidenschaft kennt kein Gebot. Sie riß mich hin — ich hätte ihn vernichten können."

„Gestatten Sie mir, Ihre unsinnige und beleidigende Rede nicht gehört zu haben. Sonst müßte ich Herrn Foot ersuchen, die Zweifel, die Sie an meiner Treue hegen, nach Gebühr an Ihnen zu züchtigen," damit wendete ihm die Frau den Rücken.

„Sie hassen mich?" rief er, ihrer Gestalt nachfolgend. „Sie messen mir als Verbrechen zu, daß ich mit der Gewalt der Liebe auch zugleich mit ihren Schwächen behaftet bin! Mag mich meine Raserei verblendet haben, mag Stefano Ihnen so entfernt in seiner Neigung ge-

wesen sein, als die Erde dem entlegensten Gestirne der Nacht — ich gehorche einer Kraft, die stärker ist als mein Verstand. Alice, ich werde sterben, mich vor Ihren Augen hinrichten, wenn ich nicht die Hoffnung behalte, Sie über kurz oder lang die Meine zu nennen."

Alice war bei ihrem Charakter für einen Tag schon zu lange ernsthaft gewesen. Selbst der Abscheu, den sie vor den Reden Arthur Bleßwitts empfand, vermochte ihre Heiterkeit nicht ganz zu entwaffnen. Sie drehte sich um, sah den flehenden Liebhaber von unten bis oben an und erwiederte lachend:

„Thun Sie das, Herr Bleßwitt. Schon um des Versuchs wegen, zu erfahren, ob Ein Mann solcher Hingebung fähig ist, möchte ich wissen, ob Sie einen Ort in der Etsch entdecken, tief genug, sich mit Ihrem Kummer darin zu versenken."

Bleßwitt, als er die natürliche frohe Neigung der Frau durchbrechen sah, faßte neuen Muth:

„Sie haben sich für Ihre Familie an Foot ausgeliefert. Für die Jugend und alles Glück derselben bestimmt, sind Sie dem Alter verkauft worden. Mein Herz blutete, als ich erlebte, was ich nicht zu ändern im Stande war. Jetzt sind die Verhältnisse anders. Ihr Vater ist reich, — mein eigenes kleines Vermögen schützt uns mehr als ausreichend vor kläglicher Dürftigkeit. Mein

Freund Raleigh ist entschlossen, mich als Theilhaber in sein Geschäft aufzunehmen, oder wenn dies den Verdacht seines Oheims erregen sollte, mir ein Kapital abzutreten, womit ich mir einen Erwerbszweig begründen kann. Kehren Sie zu Ihrer ersten und wie ich bei der Lauterkeit Ihres Gemüths hoffen darf, einzigen Liebe zurück. Wir werden ein beneidenswerthes Paar sein. Alice, die grünen Rasenplätze um Liverpool sind lieblicher als alle Alpenketten der Fremde. Dorthin laß uns wandern, dort unsern Herd bauen, den die Liebe anstatt des Interesses segnet."

Neugieriges Erstaunen, den ganzen Umfang dessen kennen zu lernen, was Bleßwitt von ihr forderte, hatte Alicen abgehalten, ihn schon früher zu unterbrechen. Jetzt sagte sie mit einer Strenge, die unwiderstehlich war:

„Verlassen Sie den Garten, Herr."

„Ich gehe, wenn Sie mich der Verzweiflung überantworten wollen. Ich gehe, Alice. Möchten Sie Ihre Härte nie bereuen."

„Wenn ich Etwas zu bereuen habe, so ist es die Nachsicht, Ihnen zugehört zu haben."

„Sie zerknicken da mit schonungsloser Hand ein ganzes Dasein," sprach Bleßwitt.

„Nicht eine Silbe weiter. Und ich rathe Ihnen, sich aus Meran zu entfernen, ehe Herr Foot zurückkehrt. Er

ist ein zu vollkommener Mann, um einen Augenblick zu zweifeln, wie er Ihnen zu begegnen hat."

Mißtreß Foot sprach noch, als Anna's Arzt kam. Wie alle Frauen von höherer Bildung des Benehmens, war sie bemüht, sich von keinem Fremden in leidenschaftlicher Aufregung, oder in einer Lage betreffen zu lassen, die dem glich, was man in gemeinen Leben »eine Scene« nennt. Sie ließ Herrn Bleßwitt sofort bei Seite, und wenn auch die ausschließliche Aufmerksamkeit, die sie dem Arzte widmete, genugsam zeigte, daß sie einen sehr geringen Werth auf die Gegenwart des Andern legte, so bestand sie doch nicht mehr darauf, ihn zu entfernen.

„Was geben Sie für Hoffnung', Doktor?" fragte Bleßwitt. „Wir haben vielleicht zu laut im Garten gesprochen und Miß Anna dadurch gestört. Die Fenster mit den Weinreben sind ja wohl die ihrigen?"

„Nein," versetzte der Arzt, „das ist das Zimmer der gnädigen Frau. Hat die Kranke Schlaf gehabt?"

„Sie schlummerte noch, als ich vorhin von ihr ging, und dem Anscheine nach ohne beängstigende Träume."

„Dann haben wir gesiegt und die Krisis ist überstanden."

„Wollen Sie sich mit mir hinauf bemühen?" sagte Alice und schritt voran.

„Ich muß die Kranke sehen," bestätigte der Arzt, ihr

folgend, und Bleßwitt blieb, unbeachtet von Beiden, im Garten zurück.

„Schmeichelei und Ueberredung fruchten nicht,“ dachte Arthur und hielt den Blick auf's Fenster gerichtet. „Freiwillig wird sie sich meinen Plänen kaum fügen. In jedem Falle kostete es längere Zeit, sie umzustimmen. Aber eine Gelegenheit, wie jetzt, kommt nicht wieder. Raleighs Verschreibung in der Tasche bin ich vor jedem Rücktritte seinerseits gesichert. Alice ist ein so unschuldiges Kind, daß ich ihr vergebens eine Leidenschaft einzuflößen suche, deren Ahnung ihr selbst fremd ist. In meinen Armen muß sie dieselbe erst empfinden lernen. Aber gleichviel, ob sie dies jemals vermag oder nicht — ihr Bündniß mit Foot wird zur Unmöglichkeit durch meine Schritte, und wenn nicht dies reizende Weib, so gewinne ich doch ganz gewiß den Preis.“

Als der Arzt aus dem Krankenzimmer zurückkam, hatte sich Bleßwitt verloren, und ein Mann in der Tracht eines Senners von der benachbarten Kelleralpe fragte nach Herrn Foot. Der Arzt wies ihn an Alicen. Aber der Hirt war schwer zu bewegen, seine Bestellung an jemand Anderen auszurichten, als an Herrn Foot selbst. Endlich ließ er sich doch unter der Vermittelung des Arztes dazu herbei, das Billet, welches er trug, an Mißtreß Foot zu übergeben, die es erbrach, obschon es die Aufschrift an

ihren Gemahl hatte. Um den Doktor nicht zum Zeugen eines Vorganges zu machen, der Stefano zu betreffen schien, hatte Alice den Hirten zu sich ins Haus gerufen und hier las sie folgende Zeilen:

„Um mit Ihnen eine Unterredung zu haben, die nicht für mein Wohl allein, sondern auch für das Ihrige von der äußersten Wichtigkeit ist, habe ich mich nicht weiter von Meran zurückgezogen, als daß ich im Stande bin, mit Ihnen an dem Orte zusammenzutreffen, wohin Sie dieser Bote führen wird. In welchem Lichte Ihnen mein Charakter immer erscheinen mag, so gebe ich Ihnen doch die Versicherung, daß ich mich vor jedem Ehrenmanne rechtfertigen kann, und zähle deshalb mit Bestimmtheit auf die Erfüllung meines Wunsches.“

Alice hatte den Briefsteller richtig errathen, die Zeilen waren von Stefano. Sie setzte sich sogleich nieder, um sie zu beantworten:

„Mein Gemahl,“ schrieb sie, „hat das Thal verlassen, um nach Mailand zu gehen und die bewußte Villa an sich zu bringen. Jedoch hat er die Reise nicht eher angetreten, als bis er nach einer Rücksprache mit Frau von Serrano Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um Bleßwitts Verrätherei unschädlich zu machen. Es ist ihm dies insofern gelungen, als man ihm in Botzen die Versicherung ertheilt hat, daß andere Maßregeln, als die der

Wachsamkeit auf Ihre Person, wenn sie sich wieder in dem Thale von Meran zeigen sollte, unterbleiben werden. Ich denke, daß dieser Wink genügen wird, um Sie bei Ihrem ferneren Verfahren zu leiten."

„Da Herr Foot unter sechs, acht, vielleicht sogar zehn Tagen aus Mailand unmöglich zurückkehren kann, so wäre die gewünschte Unterredung mit ihm erst dann anzusetzen, wennn Sie es nicht vorziehen sollten, lieber schriftlich mit ihm in Verbindung zu treten, da wir Alle in der größten Unruhe um Ihr Geschick leben würden, dürften wir nicht überzeugt sein, daß Sie sich sobald als möglich von einem Schauplatze entfernen, der Ihnen sonst mit ernsten Gefahren droht."

„Zu der Versicherung, daß nach den Erklärungen der Frau von Serrano die hohe Achtung, die wir uns Ihnen zu widmen gedrungen fühlten, nur befestigt und vermehrt worden ist, habe ich noch hinzuzufügen, daß Fräulein Anna seit diesem Nachmittag wirklich auf dem Wege zur Genesung nach einem Vorfalle ist, der Körper und Seele gleich stark angegriffen und daß der Arzt sogar gewünscht hat, ihr von morgen an nähere Erklärungen über das Wiedererscheinen des Herrn Richard nicht länger zu versagen."

„Auch ich hoffe, daß eine ruhige Erkenntniß der Dinge dazu beitragen wird, die letzten Nachwehen eines

Verhältnisses zu beseitigen, welches so reich an Schmerz wie an Täuschungen für meine Freundin gewesen."

„Entschuldigen Sie aus den Umständen die Freiheit, die ich mir genommen, einen Brief an Herrn Foot zu öffnen und zu beantworten."

„Vom Hause am Passeyer ꝛc."

„Alice F."

Der Senner empfing diesen Brief und eine Belohnung, die zum ersten Male ein Goldstück in die Tasche seines groben Linnenkittels versetzte. Die Köchin, die ihm einige trockene Speisen für seine Wanderung einzupacken hatte, war aus allen Kräften bestrebt, ihm den Zweck seiner Gegenwart und den Ort seiner Herkunft zu entlocken. Allein war entweder der Senner zu dem unverbrüchlichsten Geheimnisse von Stefano verpflichtet worden, oder hatte er sich auf seiner einsamen Alpe das Schweigen höher zu schätzen gewöhnt, als das Plaudern: der Bote deutete auch durch kein Wort an, woher er komme, in wessen Auftrag und wohin er gehe.

Nachdem der Mann den Rückweg angetreten, beschäftigte sich Alice noch eine Zeit lang mit dem Inhalte des Billets, welches sie beantwortet hatte. Daß Stefano Mittheilungen habe, die sein eigenes Wohl nahe betrafen, daran zweifelte sie nicht. Hingegen wäre sie nicht im Stande gewesen, auch nur eine Vermuthung darüber zu

fassen, was Stefano Herrn Foot in Bezug auf dessen eigene Angelegenheiten anvertrauen wolle. Die Kranke nahm ihre Hilfe in Anspruch und Alice zerstreute ihre Gedanken dabei auf andere Dinge. So kam die Nacht, wo sie zum zweiten Male bei Anna, wenn auch nicht ununterbrochen, doch so lange wachte, als die Kranke selbst schlaflos war.

12.

Anna fühlte sich am Morgen darauf so gestärkt, daß sie ins Freie zu gehen begehrte, was der Arzt gestattete. Die beiden Damen setzten sich in die Laube, und Alice hatte den Brief Richards unter ihrem Busentuche, um ihn der Freundin zu übergeben, sobald sie darnach verlangen würde. Anna war still und in sich gekehrt, ermattet von dem fieberischen Zustande, der jetzt gewichen war, Alice so aufgeweckt, wie in ihren glücklichsten Tagen. Herr Foot hatte gleich die erste, kurze Station seiner Reise, Botzen, benutzt, um seiner Gemahlin einige Zeilen zu schreiben, die mehr Versicherungen seiner Zärtlichkeit, als sonst etwas enthielten. Es ist wahr, daß sich gewisse Liebkosungen, die in Worten ausgedrückt werden, besser auf dem Papiere, als selbst in dem reizendsten Munde ausnehmen. Kleine Schmeicheleien, die wir sonst mit Eifer widerlegen müssen, thun in einem Briefe unendlich wohl, und wir lesen sie öfterer, als die verwickeltste Rechnung,

die man einem Mahnbriefe einschiebt. Es gibt sogar Leute, die so schüchtern sind, eine persönliche und unmittelbare Freundlichkeit weder aussprechen, noch genehmigen zu können, ohne in die unbequemste Verlegenheit zu gerathen. Für solche ist die Schreibekunst erfunden. Sie wechseln deshalb auch Briefe mit gewissen hübschen Personen, die sie täglich sehen können, um ihnen mit der Feder zu sagen, was die blöden Lippen verschweigen. Und das ist der große Vorzug eines Liebesbriefs: er wird nicht gelesen, wohl gar nur durchblättert und bei Seite geworfen: er wird studirt und genossen. Alle andere Korrespondenz beschäftigt den Schreibenden länger als den Lesenden, schon darum, weil wir viel mehr Zeit zum Schreiben, als zu einer sehr aufmerksamen und sogar wiederholten Lektüre brauchen. Aber der Liebesbrief macht den Satz zu Schanden. Er wird eben so lange gelesen als geschrieben, und der Empfänger vertieft sich eben so gründlich in den Inhalt, als, da wir »der« Empfänger gesagt haben, die Ausstellerin.

Es war ein gutes Zeichen für die Liebe der beiden Foot, daß der Herr nicht reisen konnte, ohne schon auf der Station Botzen zu schreiben, und die Dame nicht in den Garten gehen, ohne den Brief mit sich zu tragen. Von Neuigkeiten enthielt er nur eine Klage über den Staub auf der Straße, so wie die Befürchtung, daß die Villa

schon versagt sein möge, da es scheine, er habe mit seiner Erklärung zu lange gezögert.

Alice mochte es wohl für eine Einleitung halten, die von guter Wirkung auf den Eindruck des Richardschen Briefs sein könnte, weil sie von Stefano zu erzählen begann, ehe sie Anna von dem Vorhandensein des erwähnten Papiers etwas sagte. Anna war aber noch wortkarger, als sonst zu mancher Zeit. Obschon ihr die Vorfälle, die sich während ihrer Krankheit ereignet hatten, sämmtlich fremd waren, so verrieth sie doch keine außerordentliche Bewegung bei der Erzählung derselben. Nur darnach erkundigte sie sich mit Eifer, ob Bleßwitt das Landhaus auch in Herrn Foots Abwesenheit besuchen dürfe, und schien beruhigt, als dies bestimmt verneint ward.

Als Alice später das Billet Stefano's erwähnte und die Freundin aufforderte, ihr errathen zu helfen, welch' eine Mittheilung er wohl meinen könne, die für Herrn Foot bedeutsam sei, so äußerte Anna, sie glaube, Stefano mißtraue aus triftigen Gründen Herrn Bleßwitt und den Absichten seiner Gegenwart in Meran.

„Er hat Recht," antwortete Alice. „Wir haben gewissermaßen dasselbe Schicksal. Ihnen steigt ein todter Anbeter aus dem Wasser, um nun desto sicherer für Ihre Erinnerung das Leben zu verlieren. Mich verfolgt ein Jugendbekannter über Land und Meer, um mich zu über=

zeugen, daß ich nicht die mindeste Ursache habe, mit einem Anfluge von Reue oder Zärtlichkeit an seine Huldigungen zu denken. Arthur Bleßwitt wird unser Gehöfte nicht betreten, so lange Herr Foot abwesend ist, und sich vermuthlich zur Weiterreise anschicken, bevor mein Gemahl zurückkehrt."

„War Richard da? Sprach er mit Herrn Foot? Welchen Eindruck brachte er hervor?" fragte Anna, und mit der taktsamen Vorsicht, mit welcher eine zärtliche Wärterin den Verband einer kaum verharschenden Wunde berührt, versetzte Alice:

„Er war bei uns. Wir Beide sprachen ihn. Aber die Schwärmerei muß ihn besser gekleidet haben, als die nüchterne Lebensklugheit, die jetzt seinen Charakter bezeichnet."

„Hat er Theil genommen an dem Betruge, durch den man mich hinterging? Nur dies Eine — und Alles will ich ihm vergeben, was ich um seinetwillen erduldet!" sprach Anna, und ihre Lippen zuckten, die Hände preßten sich krampfhaft auf die Brust.

„Welch' einen Gebrauch man von seiner Verbannung machen würde," antwortete Alice, „davon wußte Richard nichts. Er beging nur den einfachen Fehler, wie ein furchtsamer Soldat die Waffen wegzuwerfen, als das Gefecht für ihn verloren schien. Ihr Vater verstand es,

ihm auf der einen Seite durch seinen Zorn zu imponiren, und auf der andern die Aussicht auf eine Stellung im Leben zu bieten. Richard nahm die Bedingungen an, unter denen ihm Ihr Vater ein Unterkommen im Auslande sicherte, und wie gewissenhaft er ihnen stets nachkommen wollte, dafür zeugen die ersten Worte, die er an Sie richtete."

„Er ist verheirathet?" fragte Anna, und Stolz, oder Scham, oder Eifersucht färbten ihre Wange bei dieser Frage etwas höher.

„Er ist vermählt und hinterließ Ihnen, nebst seinen Grüßen, diesen Brief, den ich Ihnen, nach dem Willen des Doktors, erst heute überreichen darf."

Nur bei dem Wiedererkennen der einst so theuern Schriftzüge trat eine Thräne in Anna's Auge. Sie fiel auf das Papier, welches so glatt war, als zierlich gefalzt. Aber das Mädchen erholte sich schon in der nächsten Minute, und nachdem sie den Brief langsam durchblickt hatte, gab sie ihn an Alicen zurück, mit dem Ersuchen, ihr den Inhalt vorzulesen. Er ähnelte den prosaischen Noten gewisser Pedanten, mit denen sie die erhabenen Oden eines Dichters begleiten, um die einzelnen Worte und Verse zu erklären, während sie die Gesammtsumme des Gedichtes selbst nicht verstehen. Um eine Liebe, in der von Anna's Seite wenigstens alle Poesie jener großen und heiligen Lei=

denschaft war, mit welcher die Natur nur ein schönes Menschenherz begnadigt, schlängelten sich die prosaischen Erörterungen und Rechtfertigungen eines Mannes, der einen Rausch gehabt hat, und während er sich desselben rühmt, zugleich einen so ordnungswidrigen Zustand entschuldigen zu müssen glaubt.

„Da haben Sie das Bächlein, welches Sie für ein Weltmeer ansahen, weil es sich einmal so hoch angespannt hatte, einen Teich zu bilden.“

„Eben darum hab' ich keine Ursache, Richard zu schelten,“ versetzte Anna. „Seine Gestalt erschien mir unter dem Vergrößerungsglase meiner Neigung. Er selbst hat sich nie für einen Riesen ausgegeben. Dem Himmel sei Dank, er war nur geschmeidig gegen sein Geschick, er war nicht falsch und hinterlistig! Ist er darum zu tadeln, daß ihn die Fülle meiner Neigung übertraf? Ich werde niemals hassen, was ich einst liebte! Ja, ich liebe Richard noch.“

Alice zeigte ihr schlauestes Gesicht. Es pflegte sich dann über ihrer Nase zwischen den Augenbrauen eine kleine Falte zu bilden, aus der der Gott der Schalkhaftigkeit selbst hervorzulauschen schien; aber in der Maske eines Amors. Diese Falte zog sich jetzt zusammen und die vergnügten Augen flüsterten dazu, während der Mund sprach:

„Wenn Sie nach diesem Briefe ein flammenspeiender

Vulkan würden — verzeihen Sie mir das Bild; es kommt mir sehr mächtig und poetisch vor, obschon es für ein so sanftes Wesen, als unsere Anna, viel zu stark ist, — wenn Sie also nur Zorn und Rache athmeten gegen den Treulosen, wenn Sie ihn einen Verräther, einen Unmenschen, ein Ungeheuer hießen, dann würde ich beinahe fürchten, die leibliche Auferstehung Richards sei auch eine geistige für Ihr Herz geworden. Aber da Sie ihn entschuldigen, so sei dem Himmel Dank, daß er ihn gerade hierher führte, um Sie von einem Schreckbilde zu befreien, welches Sie wie Ihr Schatten verfolgte. Wer die Untreue des Geliebten entschuldigt, liebt ihn nicht mehr."

„Nicht ich, Alice, entschuldige sie. Die Umstände thun es."

„Schon gut, daß die Umstände so gefällig sind."

Der Tag verging um so rascher, je einförmiger er war. Die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, in der wir leben, dehnt die Zeit aus, je mehr aber das Antlitz einer Stunde dem der andern gleicht, desto schneller sehen wir sie nach einander und ohne Anstrengung für uns vorüberziehen. Der Abend war da, ehe man ihn erwartet hatte. Auch des Nachmittags war Anna noch einmal im Garten gewesen, und das Verweilen in der frischen Luft, nach einiger Entbehrung derselben, hatte ihr jene angenehme

Müdigkeit verursacht, welche die Quelle eines gesunden Schlafes ist. Alice war ebenfalls von der Unruhe der letztvergangenen Nächte ziemlich abgespannt und einer regelmäßigen Ruhe bedürftig. Die beiden Damen waren deshalb zeitig in ihren Schlafkabinetten. Aber es ward ihnen schwer, sich zu trennen. Die Einsamkeit, in der sie lebten, schien ihnen empfindlicher, als sonst, wo sie Herrn Foot in ihrer Nähe wußten. Alice lud daher Anna ein, in ihrem Zimmer zu übernachten. Die Kammerfrau richtete dafür ein Lager auf dem Sopha für die eigentliche Besitzerin des Kabinettes ein, wozu es im Sommer nur weniger Anstalten erforderte. Alice betete, wie sie in dem Hause ihrer Aeltern daran gewöhnt worden war, das Abendgebet der englischen Hochkirche, die fast eben so viele festbegrenzte Formen hat, als ihre römische Mutter. Anna ließ den Rosenkranz durch ihre Hände laufen. Wie der Glaube stets poetischer bleiben wird, als jede Art von Philosophie, so ist eine feierliche und echte Frömmigkeit einer der schönsten Momente, in welchem ein Auge die Mutter, die Frau oder Jungfrau sehen kann. Es ist eine Verklärung der Kindlichkeit zu einem höheren Bewußtsein. Wer die beiden lieblichen Frauenbilder gesehen hätte, wie die Eine, auf ihrem Bette sitzend, in englischer Sprache, die Andere vor dem Lager, welches sie aufnehmen sollte, knieend, in lateinisch-deutscher Sprache betete, der hätte

nicht gezweifelt, daß über ihnen ein schützender Genius wirklich seine Fittige ausbreite.

Ein ganz anderer Ausdruck, als der gläubiger Andacht, sprach sich in den Zügen eines Mannes aus, der um dieselbe Zeit mit einem bestäubten Gesellen in einem blauen Fuhrmannshemde auf dem Rande einer Anhöhe hinging, die auf die Stadt Meran hinabschaut. Das Gespräch, welches er mit seinem Gefährten führte, ward nur mit besonderer Schwierigkeit unterhalten, da der Eine Französisch mit englischem, der Andere dieselbe Sprache mit mailändischem Accente redete. Doch verständigten sie sich ziemlich gut, und nachdem einige Fragen und Antworten gewechselt waren, die beiderseits mehrmals wiederholt wurden um jede Irrung zu vermeiden, trennten sie sich.

„Mein Wagen verläßt vor 11 Uhr den Gasthof und hält auf der Straße nach Botzen am besprochenen Orte. Kommt Ihr bis zum Anbruche des Tages nicht, so fahr' ich in's Posthaus zurück, sage, Ihr hättet Euch anders besonnen und seied halbwegs umgekehrt. Dann können Eure Sachen wieder auf's Zimmer gebracht werden."

Arthur Bleßwitt stimmte dem bei und ging dann auf einem anderen Wege in die Stadt. In seinem Zimmer lagen noch mancherlei Gegenstände umher, die er einpackte

und zusammenstellte, als sollten sie demnächst abgeholt werden. Dann ordnete er auch seine Papiere, verschloß einige davon in den Koffer, während er andere seiner Brieftasche einverleibte.

„Was wage ich?" sprach er, sich Muth einredend. „Selbst wenn Alles fehlschlüge, so hätte ich höchstens ein mißlungenes Abenteuer zu beklagen. Das ist schon manchem bessern Ritter begegnet, daß er aus einem Zimmer vertrieben ward, in welchem er sich gern festgesetzt hätte, und zuletzt trennt sich Foot aus Eifersucht jedenfalls noch von Alicen. Der Zweck wäre also auch auf diese Weise erreicht. Geht aber die Ausführung glücklich von Statten, indem mir Alice, überrascht und entsetzt von dem Drange des Augenblicks, gehorcht — so ist sie die Meinige und Herr Foot stattet mich in der Person seines Neffen überdies mit dem Heirathsgute aus. Zehntausend Pfund! Ich wüßte mir dieselben auf eine ehrlichere Weise nicht zu verdienen, und doch habe ich so viel Lust als Beruf, mehr als 10,000 Pfund zu verzehren. Raleigh kann sie gern hergeben. Es ist nicht der zehnte Theil des Vermögens, welches ich ihm rette, denn daß Herr Foot nach solch' einem Ereignisse zum zweiten Male heirathen würde, das könnte selbst kein Irländer einem leichtgläubigen Schotten einreden."

Unter diesem Selbstgespräche vollendete Herr Bleßwitt seine Geschäfte im Zimmer, dann bezahlte er die Rechnung des Wirthes und wies den Vetturino an, die Sachen in seinem Wagen gehörig unterzubringen.

13.

Die Nachricht, Herr Foot sei abgereist, beunruhigte Stefano eben so lebhaft, als ihn der übrige Inhalt des Billets erfreute, welches Alice an ihn geschrieben hatte. Die Aeußerungen des Briefs an Raleigh, den er bei Bleßwitt liegen sah, sein niederträchtiges Verfahren gegen ihn selbst flößten ihm den dringendsten Verdacht ein, der Elende werde die Abwesenheit Foots zu irgend einem schändlichen Unternehmen zu benutzen suchen. Zwar schien einem Menschen, der die Polizei mit sich zu dem Stelldichein eines Zweikampfes bringt, der Muth abzugehen, irgend eine Gewaltthat zu wagen, und die Thäler von Tyrol sind keineswegs die Sammelplätze jenes verderbten und liederlichen Gesindels, welches in manchen Hauptstädten anzutreffen und zu jedem verwegenen und unehrlichen Streiche zu erkaufen ist. Doch sagte sich Stefano dagegen, daß manche Leute, so feig sie zu einer wirklich mannhaften That sind, desto mehr kecken Sinn bei der Ausführung

eines Verbrechens bewähren, und wenn er auch vor dem Verstande Bleßwitt's nicht eben eine große Hochachtung hegte, so war er doch von seiner grob pfiffigen Verschlagenheit überzeugt. Die Art, wie er ihn in die Hände des Gerichts auszuliefern versuchte, sprach deutlich genug für seinen hinterlistigen und heimtückischen Charakter.

In etwas besänftigte es die Besorgnisse Stefano's, Anna zur Vertrauten der Absichten Bleßwitts gegen Foots eheliches Glück gemacht zu haben. Allein das Mädchen war krank. Die mächtige Seelenerschütterung, die sie darniedergeschlagen hatte, mußte frühere Eindrücke, bloße Besorgnisse und Muthmaßungen nothwendig sehr verwischt haben. Auch fürchtete Herr Stefano oder vielmehr Herr von Serrano, wie er nach der Entdeckung seines Standes und seiner Verhältnisse zu bezeichnen ist, Alice möge zu günstig über Anna's Zustand geschrieben haben, um dem Flüchtlinge willkommenen Trost zu geben.

Daher war die Warnung Alicens vor der auf ihn gelenkten Wachsamkeit der Meraner Behörde nicht stark genug, ihn von einem Besuche im Thale abzuhalten, aus welchem er sich nur um einige Meilen in die Abgelegenheit der Alpen zurückgezogen hatte. Da er nur die Nacht zur Ausführung seines Vorhabens benutzen und bei der Abwesenheit Foots von den Bewohnern des Landhauses am Passeyer Niemanden um diese Zeit sprechen konnte, so

war er entschlossen, den gefährlichen Besuch in dem Gehöfte seiner Mutter zu wagen und ihr und Teresa seine Besorgnisse mitzutheilen, damit Allem vorgebeugt würde, was Bleßwitt etwa im Schilde führen möchte.

Unter derselben Dämmerung, unter welcher sich Anna und Alice zur Ruhe legten, verließ Serrano das Blockhaus auf dem Gebirge, welchem die Nacht noch nicht so nahe schien, als dem tieferen Thale. Der Hirt, der ihm gestern zum Boten gedient hatte, begleitete ihn ein Stück Weges, um ihn aus der Einsamkeit der Wälder und Weiden auf Bahnen zu bringen, die den Wohnungen der Menschen zuliefen und auch für einen mit dem Gebirge Unbekannten leichter zu verfolgen waren, als die Steige der Alpen. Die Jahreszeit war schon so sommerlich, daß der Senner bereits die höchsten Almen aufgesucht hatte, von denen der Schnee des Winters zuletzt und auf die kürzeste Zeit zu weichen pflegt. Der Pfad, wenn man eine schmale Bahn für Geisen so nennen darf, führte über eine steinige Fläche, die sich jäh abdachte und schon jenseits der Höhenlinie lag, die durch die Alpenrose begrenzt wird. Nur zarte, von Wohlgeruch duftende Kräuter sproßten zwischen dem Gerölle unter dem Gletscher hervor, der Heerde eine willkommene Nahrung. Die Kühe hatten sich in einem Trupp gelagert. Daß sie nicht ruhig schliefen, bewies der Schall einzelner Glocken, der oft hastig auf-

klingelte, wenn ihre Träger, von Insekten gestochen, die Köpfe emporwarfen und sich den Leib mit dem gekrümmten Schweife peitschten. Nach einer beschwerlichen Wanderung über das Steinfeld gelangte Serrano an ein kleines, niedriges Gebüsch, die letzte Baumpflanze, die sich bis an die Schneeregion verliert, von den Hirten »Latsch« genannt. Eine trockene Wasserrinne diente als Fußweg zu einer breiten Flur, auf welcher der Abglanz der Abendröthe hängen geblieben zu sein schien. Es war ein Garten von blühenden Alpenrosen, des lieblichen Gewächses, dessen Anblick nur dem Gebirgssteiger vergönnt ist, wenigstens sieht es in solcher Fülle und Frische Niemand, der das Thal nicht verläßt. Die Alpenrose, die man unten zu ziehen pflegt, schießt so üppig in's Blatt, wie auf der Höhe in die Blüthe. Die abgebrochene Blume aber verwelkt, ehe sie den Busen der Geliebten schmücken kann. Ihr eigenthümliches und unvergleichliches Violett-Roth verblaßt unterwegs zu matter Fleischfarbe. Die zarten Blätter des Kelches werden schlaff und schrumpfen zusammen, dem Berühremichnicht ähnlich, auf das ein Käfer gekrochen. Es geht der Blume, wie den Kindern des Gebirgs. Jene Tyroler, die unsere Jahrmärkte besuchen, sind solche abgeblaßte Alpenrosen, die auf dem Herabwege ihren Charakter mit ihrem natürlichen Boden verloren haben. Die rechten Aelpler sind es nicht.

Der Gebirgsstock gab guten Widerhalt und er war nöthig, denn der Fichtenhain, durch den man sich wand, war beinahe terrassenförmig. Ein Baum fächelte mit seinem Wipfel der Wurzel des andern Kühlung zu. Eine breite Rille ward dann übersprungen. Den Rand derselben faßten halbzerschmetterte Tannen ein, ihr Körper enthielt Steingebraß und sie breitete sich trichterförmig nach unten aus. Solcher regelmäßigen Lawinenwege gibt es viele auf dem Gebirge und im Frühlinge und Herbste berechnet der Hirt sorgfältig ihre Lage, um seine Heerde nicht in die gefährliche Nähe zu bringen. Aber die Lawine spottet seiner Erfahrungsarithmetik. Sie will ihr Opfer, so gut wie gewisse Seen und Ströme, und wird es ihr zu lange vorenthalten, so hüpft sie plötzlich einmal aus der gewohnten Bahn, wo sie nur noch nackte Stämme zerbrechen und ohnmächtig am Gestein zersplittern kann. Sie jauchzt mit der Stimme des Erdbebens, das Echo brüllt ihr sein Bravo zu, und neue Straßen suchend, die sie mit der Schnelligkeit des Blitzes durchfliegt, stürzt sie sich auf den armen Holzhauer, der am Wasser seine Sägemühle erbaut hat, und über den Weideplatz des Hirten.

Die Fichten wurden immer mächtiger in Stämmen und Geäst. Ihre Größe verkündete eine mildere Luft. Als Serrano mit dem Senner aus ihrer Dunkelheit trat,

um an dem Abhange einer Schlucht fortzuklettern, die sich tief nach dem Thale hin aufthat, ragte ein bleicher Schneegipfel über die Felsenzinnen zur Rechten:

„Die Kelleralpe“, sagte der Hirt, nach dem ernsten Kolosse deutend. „Dort saß der Sandwirth aus dem Passeyer unter Schnee und Eis versteckt, bis ihn die Franzosen aus der Hütte zogen, ihn in Ketten nach Mantua zu schleifen.“ Es war das erste Wort, welches der Hirt sprach. Seine Rede hatte bis jetzt aus Blicken, Handbewegungen und dem Beispiele zweier sehnigen Beine bestanden, die elastisch über Wurzeln und Felsblöcke klommen. Herr von Serrano erschrak bei der Hindeutung auf das Geschick des Tyroler Helden. Auch sein Verbrechen war ein politisches und nationales, nur daß ihm die in's-Werksetzung fehlte. Auch ihn konnte ein Mantua erwarten, wenn auch statt eines raschen, donnernden Todes, ein langsames und schweigendes Hinwelken hinter den Eisenstäben eines fußhohen Fensterloches.

Aber die Wanderung ging rasch und unaufhaltsam weiter. Die letzten Alpenhütten am Frühlingsweideplatze, die erst im Herbste wieder auf einen nomadischen Besuch harrten, blieben hinter den Gebirgssteigern. Der Stock mit der eisernen Spitze ward nicht mehr in die Fugen des Felsens eingesetzt. Sein Stachel stieß in den Kies eines

aufgeschütteten Weges. Ein Nußbaum stand an dem Kreuzwege, der Senner, der einige Schritt voraus war, lehnte den breiten Rücken daran: „Ich brauche die dreifache Zeit, wieder bei dem Viehe anzukommen," sprach er, „und es ist kaum eine Stunde vor Mitternacht. Die Kühe waren unruhig. Die warme Nacht lockt die Fliegen an. Es kann sich ein Stück verlaufen und in der Finsterniß in den Abgrund stürzen. Jetzt ist der Weg nicht mehr zu verfehlen. Dort wo die Lichter blitzen, oder ist's der Mond, der auf dem Wasser glitzert, liegt Meran. In einer Stunde könnt Ihr an der Stadt sein."

Herr von Serrano reichte seinem Begleiter die Hand: „Nimm Dank für Deine Herberge."

Als der Hirt ein Geldstück in seiner Handfläche fühlte, sagte er:

„Die im Thale, wohin ich den Brief brachte, die Dame, die so hochdeutsch spricht, daß man sie nicht versteht, hat mir schon reichlich gegeben."

„Und Du hast ihre Speisen mit mir getheilt," sagte Serrano. „Nimm nur!"

„Es könnte sein, Ihr kämt wieder. Ihr könnt mir dann etwas schenken."

„Ich wende mich auf die andere Seite des Thals und eine gewisse Bezahlung ist besser, als eine ungewisse."

„Ich wollte, ich hätte oft Herren zu führen, wie Ihr, und Botschaft für sie zu bringen.“

„So sind wir Beide mit einander zufrieden. Gute Nacht.“

In der nächsten halben Stunde war Serrano an den Dörfern und von ihnen stieg er behend zur Straße hinab, die Botzen und Meran verbindet, doch vorsichtig. Denn wenn er zufällig angehalten ward, so konnte es leicht um seine Freiheit geschehen sein. Ein Wagen wartete am Wege, auf welchem er gegen die Stadt hinging. Da die Polizei ihre Wachen nicht zu Wagen auszustellen pflegt, so schlich er ohne Argwohn näher. Der Kopf des Kutschers auf dem Bocke war auf die Brust gesunken, die Peitsche der Hand entfallen, der Mensch schlief. Serrano glaubte, die Pferde hätten den Schlummer ihres Führers widerrechtlich benutzt, um stehen zu bleiben und sich selbst Ruhe zu vergönnen: „Heda, Kutscher!“ rief er. Der Mann raffte sich auf und seine Antwort fesselte den Andern: „Seid Ihr es, Herr Bleßwitt?“ sprach der Schlaftrunkene.

„Nicht Bleßwitt selbst. Aber ein Freund von ihm,“ entgegnete Serrano schnell besonnen.

„Er sagte mir von keinem solchen. Wird er bald mit dem Frauenzimmer kommen?“ gähnte der Vetturino.

„Sogleich. Seit wann erwartest Du ihn?“

„Seit der Stunde, die wir verabredet. Ist es schon spät?“

„Mitternacht. Und Du hast das Gepäck Bleßwitts im Wagen?“

„Alles ist bereit. Er darf nur mit seiner Schönen einsteigen und morgen Mittag ist er, wie ich versprochen, in Brixen. Mahnt ihn doch etwas zur Eile, wenn Ihr ihn seht, ehe er herkommt.“

„Ich will's thun,“ versetzte Serrano und rannte im Trabe davon, dem Landhause am Passeyer zu.

Die beiden Damen, die sich schon so frühzeitig zur Rast begeben hatten, schliefen fest und sicher, als sich gegen Mitternacht ein Geräusch am Fenster vernehmen ließ. Die Spahnfenster waren verschlossen, aber die Glasfenster offen, um der Luft Zutritt zu gestatten. Eine Hand von außen prüfte alle Fugen der Jalousie, um eine lockere zu finden und sie zu durchbrechen. Als dies nicht gelang und alle Spähne fest eingesetzt schienen, erscholl das Schaben einer kleinen Säge, wie sie sich an Messern findet, die mehrere Klingen, Scheere und Schraubenzieher enthalten. Die Person, von der dies Geräusch ausging, unterbrach ihre Arbeit häufig, um zu horchen. Aber da sich nichts kund machte, als die leisen Athemzüge der Schlafenden, die von außen kaum bemerkbar sein konnten, ward die Beschäftigung stets bald wieder fortgesetzt. Kein Hund

schlug an. Keine Stimme erklang, kein Licht im Hause wurde sichtbar. Ein Paar Katzen liebkosten sich auf dem Dache, ohne sich um die Gestalt zu kümmern, die halb im Spaliere des Weinstocks, halb auf dem Fenstersimse hing. Endlich brach ein Stab und ein zweiter. Die Hand hatte sich eine Lücke gebahnt, durch die ihr der Arm folgen und sie nach dem Wirbel langen konnte.

Auch nachdem die Hälfte des Fensters auf diese Weise geöffnet war, machte der Mensch draußen wieder eine Pause. Sein Kopf schob sich durch die Oeffnung, aber die Dunkelheit des Zimmers erlaubte kein deutliches Erkennen der Gegenstände. Nur das Gehör verrieth die Schlafenden, wie es den Lauscher auch irrte, der nur Eine Person im Zimmer vermuthete. Endlich schlüpfte die Gestalt durch das Fenster und betrat den Fußboden. Sie mochte das Gewicht des Augenblicks und den Umfang des Wagnisses wohl jetzt erst recht empfinden. Denn ein Seufzer ließ sich hören, der aus gepreßter Brust zu kommen und von den Schlafenden nicht auszugehen schien, deren Schlummer noch immer keine Störung erlitten hatte.

Der Eingedrungene tappte dann auf weicher Sohle an die Thür. Der Nachtriegel schloß sie schon von innen. Dann wandte er sich nach dem weißen Gegenstande, auf den ein lichter Schimmer durch die Fensteröffnung fiel. Dort mußte Alice schlafen. Die Gestalt ließ sich langsam

auf das Bett nieder, erfaßte die Person darin bei den Schultern und neigte seinen Kopf zu dem ihrigen herab:

„Erwache, Alice, aber entsetze Dich nicht vor mir. Ich bin's, Arthur. Im Guten oder im Bösen mußt Du die Meine sein."

Ein gellender Schrei war der Erfolg dieses Verfahrens. Die Schlafende schnellte sich trotz der Gewalt, mit der sie Bleßwitt auf das Lager drückte, mit dem halben Körper empor:

„Alice! Herr Foot, — Benjamin! Zu Hilfe!" rief sie in den schneidendsten Angstlauten.

„Was ist das?" prallte Bleßwitt zurück, als er hörte, daß die Person, deren er sich zu bemächtigen suchte, deutsch sprach, aber bei dem ersten Schrei Anna's war Alice auf der andern Seite des Zimmers erwacht:

„Wer ist im Zimmer? Feuer! Feuer! Rufe Feuer, Anna!

Im ersten Momente der Ueberraschung war Bleßwitt keines Entschlusses fähig. Er war in die Mitte der Stube getreten und schien sich unwillkürlich auf den schleunigsten Rückzug gefaßt zu machen, auf dem Wege, auf dem er gekommen. Als aber Anna und Alice vergebens um Hilfe riefen, ohne daß sich nur ein Mensch im Hause regte und er sich besann, daß selbst für den äußersten Fall die Thüre

des Zimmers verschlossen sei, näherte er sich Alicen und flüsterte ihr zu:

„Wozu dies Geschrei? Weder um Feuer noch um Mord handelt es sich. Ich bin hier, Alice, Dich mit mir zu nehmen. Wirf einen Mantel um, verlasse dies Haus mit mir, ein Wagen hält auf der Straße, uns zu erwarten. Die Liebe hat mich zu diesem Schritte fortgerissen, und die Liebe wird ihn billigen.“

Allein Alice fuhr fort, Hilfe zu rufen. Anna hatte einen Mantel oder ein anderes Kleidungsstück um ihre Schultern geschlungen und war an's Fenster geflüchtet, durch welches ihr Nothgeschrei grell in die Nacht hinausdrang. Bleßwitt stürzte sich auf Alicen hin. Seine Hände haschten im Finstern nach ihrer Gestalt. Sein Mund strömte von Betheuerungen seiner Zärtlichkeit über, während ihm heißer Angstschweiß von der Stirn perlte.

Aber der Versuch, sich auch nur eines Armes zu bemächtigen, mißlang völlig. Alice kämpfte mit einer Wuth gegen ihn, die ihr die Kräfte eines Mannes verlieh, und als er sie trotzdem am Handgelenk erfaßte, setzte sie ihm die Zähne in die rohe Faust. Der Schmerz verwandelte die Zärtlichkeit Bleßwitts in die giftigste Erbitterung.

„Wie?“ rief er, und seine Stimme war dem Geheul eines verwundeten Tigers ähnlich. „Bin ich Dir etwa so fremd, daß Du Dir den Anschein geben kannst, als ver-

wechselteſt Du mich mit Räubern und Mördern? Wer hat mir den Weg hierher gezeigt, als Du ſelbſt, Heuchlerin? Bin ich daran Schuld, daß Dir Dein eiferſüchtiger Gemahl eine Wache in die Kammer ſetzt? Verſuche es noch länger, die Nachbarn zu Zeugen Deiner Schmach zu fordern, und Du wirſt hören, wie die Welt und wie Herr Foot über Dich urtheilt. Einer unbeſcholtenen Frau ſtellt Niemand nach, und ich werde Alles bekennen, wenn Du mich zum Opfer eines Mißverſtändniſſes und meine Niederlage zum Triumphe Deiner Ehre machen willſt.“

Ein ſolches Maß von Schändlichkeit überſtieg die Kraft Alicens. Sie verſtummte vor dem Ueberſchwange raffinirter Bosheit. Arthur glaubte, jetzt ſei der Augenblick da, wo er wieder einlenken müſſe.

„Um jeden Preis mußt Du mit mir entfliehen,“ ſprach er wieder in einem Tone des Eifers und der zärtlichen Leidenſchaft. „Dein Gemahl wird Dir den Vorfall nie verzeihen. Du wirſt ſeine Nachtheile empfinden, ohne den Preis oder nur einen Dank für Deine Treue zu genießen. Wer mich hier trifft, ich werde ihm ſagen, Du ſelbſt habeſt mir den Schlüſſel zu Deinem Zimmer gegeben und nur ein Zufall die Verwirrung erzeugt, ja, wenn Du dies grauſam findeſt, ich muß es ſagen, um mich ſelbſt zu retten und nicht den Geſetzen zu verfallen.

Noch ist's Zeit, noch eine Minute vielleicht nur. Benutze sie. Ich werde Dir mit meinem Leben, das ich Dir weihe, für solchen Entschluß danken."

Aber das Schweigen Alicens war nur Schwäche, nicht Zweifel gewesen. Sie rief, so wie sie Athem geschöpft, so laut als zuvor nach Hilfe, und Bleßwitt erkannte, daß jede seiner Voraussetzungen falsch gewesen und daß es nur die Wahl galt zwischen einem Dinge, das schwer zu thun, so wie zwischen einem andern, welches noch schwerer zu ertragen war. Er zückte das Messer und bedrohte die Kehle mit dem Tode, die noch einen Laut würde hören lassen. Fruchtlos — die Verzweifelten begriffen kaum, was er sagte. Er suchte Alicens Körper zu umschlingen, um sie auf seinen Armen davon zu tragen, sie schleuderte ihn zurück. Da endlich erschien Hilfe für die Bedrängten.

Plötzlich ward mit einem Anlaufe die noch immer verriegelte Thüre aus dem Schlosse gesprengt. Ein Licht, welches die Zugluft sogleich verlöschte, in der einen, den Alpenstock, wie eine Lanze gefällt mit nach vorn gekehrter Spitze, in der andern Hand, brach Herr von Serrano in's Zimmer. Doch hatte das Licht lange genug geleuchtet, um beide Gegner einander zu zeigen. Bleßwitt sprang an's Fenster, welches von Anna auch mit dem andern Flügel aufgerissen worden war, und entwickelte in der That Geschicklichkeit genug, um ganz durch die Oeffnung zu

kommen, ehe ihn der Andere einholte. Aber Herr von Serrano war nicht gemeint, Bleßwitt entschlüpfen zu lassen. Er ahmte sein Beispiel nach und war einige Augenblicke später auf dem Fußboden und im Garten draußen. Ehe der Fliehende die Mauer desselben übersprungen hatte, erreichte er ihn, warf den Alpenstock bei Seite und es begann ein mörderisches Ringen.

Die Kräfte Beider mochten sich ziemlich die Wage halten, aber Bleßwitt war in dieser Art des Kampfes geübter, als der Italiener, und mischte Boxerstöße hinein, die lebensgefährlich werden konnten. Die Damen riefen aus den Fenstern hinab, Stefano möge seinen Gegner los und fliehen lassen. An dem Stöhnen und den Ausbrüchen gegenseitiger Wuth bemerkten sie die fürchterliche Bedeutung des Ringens. „Gib Raum!“ rief Bleßwitt in tiefen Gurgeltönen, „oder ich breche Dir das Genick.“

„Lassen Sie ihn frei! Um des Himmels willen, lassen Sie ihn frei!“ flehten die Damen aus dem Fenster auf den Knäuel von Armen und Beinen blickend, der sich durch die Beete rollte.

„Das hieße Herrn Foots Ehre und sein häusliches Glück entwischen lassen!“ entgegnete Serrano. „Der Schurke würde die Welt zu überreden suchen, seine Schuld sei zugleich die Ihrige, Mißtreß.“

„Ach, es ist nur zu wahr, und Stefano wird um meinetwillen getödtet werden.“

„Das Messer hinweg, oder ich schlage Dir mit diesem Steine den Kopf ein!“ erscholl Serrano's halb erstickte Warnung.

„Du wirst mich frei geben oder selbst liegen bleiben,“ grunzte Bleßwitt, denn die Laute, die er hervorpreßte, verdienten nicht, eine Sprache zu heißen.

„Wenn Sie Anna, wenn Sie Ihre Mutter lieben, Stefano,“ schrie Alice, „so lassen Sie von dem fürchterlichen Manne ab.“

„Man kommt mit Licht. Es nahen Wachen von der Stadt her,“ rief Anna dazwischen. „Retten Sie sich, Stefano.“

„Ich habe sie selbst munter geschrieen,“ war die Antwort des Mannes, „und will lieber mit diesem Verhaßten gefangen, als frei sein, wenn er ungestraft bliebe.“

Die Leute, die von der Stadt herüberkamen, außerordentlich schnell für die österreichische Bedächtigkeit und unendlich langsam für einen Ringer, der aus Nase und Mund blutete und mit der Anstrengung der Todesangst einen Arm am Boden fesselte, dessen Faust den Griff einer Klinge umschloß, gingen nicht erst durch den Hof. Der Ruf der Damen und das Geräusch des Kampfes leiteten sie sogleich an den Ort der Gefahr. Beim Scheine ihrer

Laternen ließen die Kämpfer von einander. Serrano taumelte, von einem letzten Faustschlage Bleßwitts auf den Leib getroffen, keines Lautes fähig, gegen die Wand, der Engländer erhob sich, indem er den Männern, die ihn umringten, zurief:

„Verhaftet zwei Nebenbuhler, wovon der eine so unverschämt war, das Abenteuer des andern zu stören.“

Die Folge konnte auch keine andere sein. Ein und derselbe Wagen brachte beide Verwundete am Morgen nach Botzen. Bleßwitt schien guten Muthes. Was auch geschehen mochte, er hoffte sein Benehmen wenigstens so einzurichten, daß, seiner Verurtheilung zum Trotz, Herrn Foots Ehe nach dem Charakter dieses Mannes eine Unmöglichkeit und ihm so der Preis Raleighs gesichert würde. Stefano hingegen hatte einen stillen Kummer auf seinem Angesichte. Der Verlust seiner Freiheit nicht allein und die Aussicht auf eine gewisse Entdeckung seiner Verhältnisse war die Ursache seiner niederschlagenden Betrachtungen, sondern noch mehr der Gedanke an seine Mutter und Schwester und die ewige Trennung von Anna, die ihm bevorstand.

Unter einem Zulaufe so vieler Menschen, als der Aufenthalt in den »Sommerfrischen«, wie die Botzener ihre Landhäuser, die meilenhoch auf den Bergen liegen, nennen

in der Stadt übrig gelassen hatte, wurden die Gefangenen in das Regierungsgebäude eingebracht.

„Ich kann nicht ganz ermessen, wie dringend der Grund war, der Sie nach Meran zurückrief, Herr von Serrano,“ sagte der Beamtete, der die Verhafteten empfing. „Aber Sie zwingen uns, Sie zu erkennen, und ich darf die Untersuchung nicht eröffnen, ohne auf der gewissenhaften Angabe Ihres Namens und Ihrer persönlichen Verhältnisse zu bestehen.“

„Thun Sie, was Ihres Amtes ist, mein Herr. Ich habe wenigstens das Bewußtsein, gethan zu haben, was meine Schuldigkeit war.“

Ungefähr vier oder sechs Wochen nach diesem Vorfalle war Innsbruck der Schauplatz der Erbhuldigung Tyrols und Voralbergs, die Kaiser Ferdinand im August 1838 empfing. Von den Zinnen der Häuser und Kirchen wehten die Farben des österreichischen Kaiserhauses, die Stadt war von Eingebornen des Landes und von Fremden überfüllt, von den Bergen erscholl der Jubel des Volkes und Freudenschüsse donnerten dazwischen. Selbst der unglückliche Einsturz eines Gebäudes in Hall, der die Zillerthaler Burschen begrub, die zur Feier des großen Volksfestes, den Stutzen auf der Schulter und den Liederschatz in der Brust, nach der Hauptstadt pilgern wollten, konnte

die allgemeine Lust eines fröhlichen, mannhaften und treuen Gebirgsvolkes nur für den Augenblick unterbrechen. „Der Koaser war in's Land'l kumma“ und der Kaiser ist den Tyrolern ein Gegenstand nicht der Ehrfurcht allein, sondern auch der grenzenlosesten Liebe, einer Liebe, die mehr Blutzeugen gehabt hat, als die Berge, in denen sie fielen, Jahre alt sind. Auch that der Kaiser Alles, um eine Anhänglichkeit und Treue zu ehren, die sprichwörtlich geworden. Er fügte sich allen den alten Gebräuchen, nach denen ihm Ritter und Bauern huldigten, weihte das Denkmal ihres Nationalhelden, krönte die Sieger beim Schießen und Spielen mit glänzenden Preisen und zog von Innsbruck nach Meran, um die Spartaner Tyrols, die Passeyer, persönlich aufzusuchen. Die Wirthschaft am Sande kaufte er für die Familie Hofers an und erhob sie zum fideicommissarischen Lehngute, empfing auf dem alten Schlosse Tyrol die Abgeordneten aus den Thälern, in die die Stammburg hineinlugt, und setzte einen alten Passeyrer Krieger aus der Zeit des Aufstandes von 1809 zum Hauptmann über dieselbe. Das Volk, in allen seinen Sympathien geschmeichelt, kannte seines Jubels kein Ende. Es beging einen ununterbrochenen Feiertag, so lange der Kaiser unter ihm verweilte.

Als er noch in Innsbruck war, suchte ein Engländer Audienz bei ihm nach. Es war derselbe Herr, der im

„Adler" wohnte, von wo aus Hofer manchen seiner Armeebefehle erlassen, ein ältlicher Mann, aber eine würdige edle Gestalt. Die beiden Damen, die ihn begleiteten, erregten Aufsehen durch ihre Schönheit. Der Kaiser wollte den Fremden nicht vorlassen, weil er ganz Tyrol und den biedern Tyrolern angehören wollte. Da er aber erfuhr, Herr Foot wolle eine Gnade von ihm erbitten, so bewilligte er ihm Zutritt.

„Eine Person, der ich es verdanke," sagte Herr Foot, „daß ich noch ein froher und glücklicher Mann sein könnte, wenn der, welchem ich für mein Geschick verpflichtet bin, ebenfalls glücklich wäre, ist bei den politischen Verbindungen nicht unbedeutend compromottirt gewesen, die unter der Regierung von Ew. Majestät erhabenem Vorgänger in der Lombardei entdeckt wurden. Ohne mich auf eine Entschuldigung seines Vergehens einzulassen, will ich nur die Art, wie er in die Hände der Strafjustiz gerieth, nachdem er sich lange freiwillig verbannt hatte, zu seinen Gunsten anführen. Es geschah, indem er die Ehre meines Weibes und mein häusliches Glück gegen einen Nichtswürdigen vertheidigte, den leider mein eigner Neffe, nach meiner Erbschaft begierig, dazu angestiftet hatte. Die Papiere Bleßwitts haben der Behörde und mir die Augen geöffnet über offene und geheime Intriguen, die meine Ruhe schon einmal untergraben hatten und sie bei weiterer Verfolgung

für immer vernichtet haben würden. Für ihn, durch dessen großherzige Aufopferung das Gewebe der Bosheit zerrissen ward, für Stefano Serrano aus Vicenza bitte ich um Begnadigung."

Befindet sich Herr von Serrano nicht in Botzen in Haft? Und seine Mutter und Schwester theilen gewissermaßen sein Gefängniß?"

„So ist's, Ew. Majestät. Frau von Serrano hat die Erlaubniß, ihren Sohn täglich zu sehen."

„Ich weiß. Ich ertheilte sie selbst. Es freut mich, daß mir ein längst beschlossener Schritt die Freude verschafft, zugleich Ihre Bitte zu erfüllen. Morgen komme ich nach Botzen und werde es nicht verlassen, ohne daß mich Herr von Serrano frei und ungehindert in seine Heimath begeleiten kann, — wenn ihm dies anders beliebt."

Als Herr Foot mit diesem kaiserlichen Bescheide nach Hause zurückkehrte, weinten Alice und Anna vor Freude. Es duldete sie nicht länger in Innsbruck. Sie eilten mit Foot dem Kaiser und seiner Gnade nach Botzen voraus.

Zugleich mit der eisernen Krone der Lombardei setzte sich Ferdinand bei der Huldigung in Mailand, die im September des obgenannten Jahres Statt fand, eine andere, schönere Krone auf das gesalbte Haupt, indem er eine fast unbeschränkte Amnestie für die politischen Vergehungen in seinen italienischen Staaten erließ, ein Beispiel,

welches seitdem von allen Fürsten von den Alpen bis zum Tiber — neuerdings sogar von Sr. Heiligkeit dem Papste — nachgeahmt worden ist.

Herr Foot hatte die Villa am Comersee erworben. Dort gedachte er in vertrauter Nachbarschaft mit der Familie Serrano zu leben, damit seine Frau nicht den Umgang Anna's, er nicht die Verbindung mit Stefano aufgeben müßte. Denn Fräulein Anna von Kirchner änderte noch im Herbste desselben Jahres ihren Namen und ein Theil der Fröhlichkeit Alicens schien seit Stefano's Freilassung auf sie übergegangen zu sein. Wunderbar war es jedoch, daß Mißtreß Foot von ihrer lustigen Laune wenigstens, wenn auch vielleicht nicht von ihrer inneren Heiterkeit, eben so viel zu verlieren, als Anna von Serrano zu gewinnen schien. Sie war öfterer ernsthaft bewegt, und vorzüglich dann, wenn es sich darum handelte, die Villa zu beziehen, in deren Nachbarschaft sich Anna mit ihrem Gemahle anzusiedeln im Begriffe waren. Herr Foot glaubte, seine Frau habe Heimweh, obschon er nicht voraussetzte, daß dies Gefühl durch Bleßwitt angefacht und daß durch ihn eine so große Sehnsucht nach der Nebelinsel und ihren Menschen erregt worden sei. Dennoch gab er den Bitten seiner Frau Gehör, mit ihr über Frankreich nach Liverpool zu gehen. Dieser Entschluß brachte große Bestürzung unter den Personen hervor, von denen Miß=

treß Foot nach Verdienst geschätzt ward. Am meisten eiferte Anna dagegen und Alice sollte ihr bestimmt zusagen, nach einem Jahre spätestens in die Lombardei zurückzukehren.

„Ich werde um diese Zeit wieder kommen," versprach Alice und fügte, ihren Mund an Anna's Ohr bringend, hinzu: „wenn ich es nämlich bis dahin gelernt habe, meinen guten Dennis wieder mit voller Gerechtigkeit zu beurtheilen — auch wenn ich ihn mit einem Dritten vergleiche, von dessen Liebe und Liebenswürdigkeit ich Dich einst mit großem Eifer zu überzeugen suchte."

Anna erröthete und blickte die Freundin verwundert an, zu errathen, wie viel Ernst die Bemerkung enthalte.

„In einem Jahre also," fuhr diese ruhig fort. „Wie rasch verfließt ein Jahr, wenn wir eine so angenehme Hoffnung an seinen Ausgang knüpfen." Damit stieg sie in den Wagen, der sie zunächst nach Genua führen sollte. Aber Alice weinte, trotz der Zuversicht, welche sie zeigte, und ihre Betrübniß dauerte fort, auch nachdem der Abschied längst vorüber war. Herr Foot fühlte zart genug, den natürlichen Schmerz zu ehren, den seine Frau bei der Trennung von Anna empfand. Aber wiewohl nicht blos Ein Jahr seit jener Zeit verflossen ist: Alice kehrte bis jetzt nicht wieder nach Italien zurück.

Der natürliche Sohn.

1.

Ein wilder Regenwind wehte vom Meere her über Brabant. Die Einwohner von Brüssel hatten ihre Fensterläden und ihre Hausthüren verschlossen. Die Straßen der Stadt waren so finster und einsam, als ob Mitternacht längst vorüber. Und doch hatten die zahlreichen Glockenthürme kaum erst die neunte Abendstunde verkündet. Keiner der niederländischen Großen, die den Hof der spanischen Statthalterin belebten, sah heute noch Gesellschaft in seinem Palaste, weder Egmont, noch Oranien, Ligne, Montigni oder Aremberg. Selbst das Kuilenburg'sche Hotel zeigte kein aufgeschlagenes Auge mehr, oder der Hof der Brederode's, in welchem sich die unzufriedenen Edelleute so gern zu versammeln pflegten, um Anschläge zum Sturze des verhaßten Cardinals Granvella zu besprechen.

Nur in den engen Gassen zunächst der Flußinsel, auf der die Kirche von St. Gery lag, in den krummlinigen Straßen, die aus der Altstadt an die Senne hinüberführ=

ten, tastete sich hier und da ein verspäteter Arbeiter nach Hause oder ein Mann, den der Herrendienst erst jetzt freigegeben. Aber je stiller die Erde, desto bewegter war die Luft. An die Giebel der höheren und freistehenden Gebäude prallte der Wind am muthwilligsten. In die niederen Gehöfte stieg er hinterlistig durch die Feueröffen hinab, den Schläfern sein unmelodisches Schlummerlied zuzuheulen. Er flog über die Ebene, als hätte er die unaufhaltsamste Eile. An der hügeligen Stadt angelangt, nahm er sich jedoch Zeit, jeden Winkel zu durchflattern und durch alle Luken zu brausen. Den Schutzheiligen der Stadt, den vergoldeten Erzengel Michael auf dem Rathhausthurme, behandelte der Sturm mit wahrhaft gottloser Dreistigkeit. Der Drachentödter wußte gar nicht, wie er sich wenden und drehen sollte, um es dem luftigen Gesellen zu Dienst zu machen. Zückte der Erzengel sein Schwert gegen das flandrische Thor, so warf ihn der Wind herum und richtete sein Angesicht auf die weitläufige Hofburg. Aber kaum war diese Stellung genommen, so wirbelte ihn der Sturm wieder gegen die Thore von Namur, Halle und Anderlecht.

Die Nacht sank tiefer. Die Gesetze mittelalterlicher Geruhsamkeit, welche den Tag niemals ohne besondere Veranlassung aus seinen natürlichen Grenzen rissen, beherrschten die Stadt. Immer lauter führten Wind und

Regen das Wort. Sogar die matte Lampe in der Mauerblende, die ein trübes Licht von der St. Gerykirche auf die Sennebrücke herüberflimmern ließ, suchte das Wetter zu verlöschen, obschon in dieser dürftigen Lampe, die einem Heiligenbilde zu Ehren brannte, die Straßenbeleuchtung für ein ganzes Stadtviertel bestand.

Die Straße, die an der Inselbrücke mündete, gehörte keineswegs zu den glänzendsten Gassen Brüssels, obschon die Architektur der Häuser mit ihren Spitzbogenfenstern und gothischen Stirnseiten, den Fluß und die Kirche im Vordergrunde, bei Tage ein malerisches Bild dargeboten hätte. Ein niedriges Gebäude schloß die Ecke zur rechten Hand ab. Der Hof desselben schien hingegen ein Hinterhaus in größerem Style zu enthalten, und hätte man von der schmalen Straße aus über die Vordermauern hinwegblicken können, so würde man bemerkt haben, daß das Hinterhaus eine Reihe matterleuchteter Fenster zeigte, die durch dichte Vorhänge verdunkelt wurden. Machte der Wind eine Pause in seinem Getös und schlug der eiskalte Regen nicht zu heftig gegen die Dächer, so klang es manchmal wie Choralgesang, wenn nicht auch diese Töne etwa vom Sturme herrührten, der sich im Schlunde irgend einer Gebäudemasse verfangen hatte.

Die Schritte einer Gestalt, die einen Mantel um die Schultern und einen Hut mit niedrigem Kopfe und desto

breiteren Rändern trug, wurden, die Straße herab, hörbar. Ein Geräusch in der Fenstervertiefung des Eckhauses und ein vorgestreckter Leib, der sich gegen den Nahenden richtete, zeigten, daß das Ende der Straße so unbelebt nicht sei, als man unter solchem Wetter und zu dieser späten Stunde hätte vermuthen sollen. Der Mensch aber, der sich von Außen auf den Fenstersims gesetzt, zog sich immer vorsichtiger zurück, je näher die Gestalt im Mantel rückte.

Die Finsterniß hätte es gewiß keinem Vorübergehenden gestattet, den Versteckten zu erkennen, selbst wenn der Wanderer das Auge einer Eule besessen hätte. Allein an dem Thore des Eckhauses machte der Mann im Mantel Halt, verglich die Lage des Gebäudes mit seiner Erinerung, schritt gegen die Brücke vor und kehrte endlich, überzeugt wie es schien, daß er sich in dem Orte nicht irre, an die Thüre zurück, um mit eiserner Beharrlichkeit vor derselben stehen zu bleiben.

Dem Lauscher im Fenster war dies Zusammentreffen höchlich zuwider, denn er hatte sich zuverlässig nicht blos vor dem Regen in seinen Schlupfwinkel zurückgezogen. So lange jedoch der Mann im Mantel ruhig stand, war keine Gefahr der Entdeckung vorhanden. Außer der stygischen Finsterniß der Nacht schützte ihn ein Weinstock an der Wand, dessen Stamm gegen die Winterkälte mit

Stroh umwunden und von einer Latteneinfassung vor zufälligen Verletzungen vertheidigt war. Nicht einmal die Schuhspitzen des Verborgenen ragten über den Weinstock hinaus. Als aber dem Anderen das Harren in der Nässe langweilig ward, begann er, wie eine Schildwache vor dem Hause auf- und niederzuschreiten, und dadurch gestaltete sich der Aufenthalt des Ersteren bedenklich. Er wagte kaum Athem zu holen, wenn der Mann im Mantel an ihm vorüber kam.

„Verdammtes Wetter das," murmelte der Letztere halblaut, als ihm der Sturm den Hut zu entreißen suchte.

„Verdammter Kerl, du," dachte der Bursche auf dem Fenstersimse.

Nach dem letzten Windstoße ruhte die Luft einige Secunden. Der Choralgesang ward deutlicher vernehmbar, als je vorher und schien aus dem Inneren des Hofes durch die verhängten Fenster zu kommen. Der Mann im Mantel horchte auf, und als bestätigten ihm die Töne nur, daß seine Anwesenheit wenigstens nicht vergeblich sei, nickte er zufrieden mit dem Kopfe und griff die Melodie auf, die er zu erkennen glaubte: „Ein' veste Burg ist unser Gott!" Er summte leise eine Strophe dieses Liedes.

„Ganz recht," sprach der im Fenster, „und er selbst gehört zu ihnen."

Dieser Gedanke und der Mann im Mantel kamen gleichzeitig an den Lauscher. Denn während des leisen Gesanges hatte der Harrende seine Wanderungen nicht aufgegeben und streifte eben wieder an dem Fenster vorüber. Eine Scheibe, an die sich der Rücken des Versteckten zu fest angepreßt hatte, zerbrach. Die Glasscherben fielen mit verrätherischem Geklirr zu Boden.

„Wer da?" rief der Mann im Mantel laut. „Erwisch' ich einen Spitzbuben oder einen Spion?"

„Spion? warum Spion?" versetzte der Andere, aus dem Fenster herabgleitend und die zweite Vermuthung am Eifrigsten widerlegend, da sie die Wahrheit am besten traf. „Was ist hier zu stehlen oder zu beobachten? die Wasserpfützen auf dem ausgefahrenen Pflaster oder das Gekreisch der Wetterhähne?"

„Du kommst mir nicht aus den Händen, bis ich weiß, was Dich mit jener Fensterscheibe entzweite."

„Lieber Fremdling — das Wetter," sagte der Ertappte im Tone erheuchelter Ehrlichkeit. „Ich glaubte, ich säße trockner da oben hinter dem Weinstocke, als ich hier im Regen stehe."

„Was aber führt Dich überhaupt hierher und an dies Haus?"

„Offenherzig gesprochen, Freund, würdet Ihr mir's nicht übel nehmen, wenn ich Euch so fragte?"

„Das wäre auch etwas Anderes. Du bist ein gemeiner Kerl. Ich trage ein Schwert und goldne Sporen."

„Und darauf hin soll ich Euch nicht blos für einen Edelmann, sondern, was mehr ist, auch für einen Ehrenmann halten?" fragte der Andere heftig und mit stolzem Ausdruck. Aber sich mäßigend fuhr er fort: „Laßt mich los, damit wir uns eine Balgerei ersparen. Der Boden ist zu feucht und schmutzig für einen Sturz, möchte ich oder Ihr das Pflaster mit dem Leibe messen."

„Ich gebe Dich frei, Fledermaus, wenn Du Dich auf der Stelle so weit von diesem Orte zurückziehst, daß auch der beste Schweißhund Deine Spur verlöre."

„Davon läßt sich reden, wenn Eure Hand nicht mehr an meinem Kragen sitzt."

„Keine Bedingung. Grade Dein Kragen bestärkt meinen Verdacht gegen Dich am meisten. Er ist von so feinem Tuche, als trügst Du den Bedientenrock des Kardinals, und an Galatagen die seidenen Bänder auf den Achseln, mit denen er seine Lakaien wie Hanswürste herausputzt. Komm, wir wollen uns von einem Orte entfernen, den Du schwerlich in guter Absicht besucht hast."

„Aber so nehmt doch Vernunft an, Herr. Alles, was Ihr mir vorwerft, gilt ja auch von Euch! Wenn schon

die Feinheit meines Wamses Verdacht erregt, so ist die des Eurigen eine förmliche Anklage."

„Fort, fort," drängte der Kriegsmann, der Stimmen und schlürfende Schritte auf dem Hofe zu vernehmen glaubte. „Wir wollen einen Spaziergang mit einander antreten."

Aber der Lauscher hatte bis jetzt von seiner Kraft nur deshalb nicht Gebrauch gemacht, weil er den Handel friedlich beizulegen hoffte. Als ihn sein Gegner fortzuführen suchte, sträubte er sich auf eine so erfolgreiche Weise wider die Gewalt, daß er sich in demselben Augenblicke von der Faust, die ihn gepackt hatte, losriß, als die Thüre des niedrigen Vordergebäudes aufging, um eine Anzahl von Personen hindurch zu lassen, die sich in aller Stille, wenn auch mit gewisser Eilfertigkeit in der dunkeln Straße verloren.

„Es ist ein Schuft von einem Kundschafter unter uns," rief der Kriegsmann, als ihm sein Gefangener, mit Zurücklassung eines Theils seines Kragens, entkommen war, „vor dessen Begleitung ich ehrliche Leute warne." Und auf die Gefahr hin, einen Falschen zu ergreifen, haschte er in der Finsterniß unter den Gestalten umher, die noch immer aus dem Hofe quollen.

Niemand antwortete. Die Schaar trennte sich in lautlosem Schweigen. Die Scene hatte etwas Gespenstisches.

„Aufgemerkt, daß Euch Niemand nachschleicht,“ wiederholte die jugendlich muntere Stimme des Kriegsmanns.

Das Licht einer Blendlaterne fiel durch die Thür und verschwand mit Blitzesschnelle. Dennoch hatte es dem Manne im Mantel lange genug geleuchtet, um zwei Damen zu erkennen, die unter dem Vortritte eines Dieners den Hof eben so lautlos verließen, als alle Anderen.

„Katharina!“ flüsterte der Kriegsmann und seine Hand traf trotz der Dunkelheit mit unfehlbarer Sicherheit auf eine andere sehr kleine und zarte Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Armand! Ich hatte erwartet, Euch schon beim Gottesdienste zu sehen,“ flüsterte ein Mund, dessen Worte dem Kriegsmanne wie Saitenspiel und Frühlingsgruß erklangen.

„Herr Franziskus Junius hielt eine Predigt, die selbst einen Heiden zum Glauben bekehrt haben würde,“ sagte die zweite Dame.

„Ich kenne ihn von Antwerpen her, wo ich einer Versammlung der heimlichen Gemeinde beiwohnte. Seine Zunge ist eine der beredtesten unserer Kirche,“ bestätigte der junge Mann dies Lob in rascher Rede und fügte, näher zu Katharina gewendet, hinzu: „Die Tafel Egmont's verlängerte sich bis in die Nacht hinein. Dann

wollt' ich eine Zusammenkunft mit Herrn Simon Renard haben, verfehlte ihn aber und mein stundenlanges Warten auf seine Rückkehr war vergebens."

„Das ist ein böser Mann, Herr Villet," erwiederte die ältere Dame, anstatt Katharina's. „Ihr solltet ihm eher aus dem Wege gehen, als ihn aufsuchen."

„Hört' ich nicht Eure laute Stimme, als wir aus dem Hofe traten?" fragte das Mädchen.

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert. Es hatte sich ein Bursche hier am Hause versteckt, der mir grade vorkam, wie ein Spion des Kardinals. Es wird wohlgethan sein, einen Umweg zu machen, ehe Ihr Euch nach Hause begebt, um den Schurken irre zu führen, falls er uns belauschen sollte."

„Bei solchem Wetter! und in diesem Knäuel der Straßen," klagte die ältere Frau.

„Wenn es Herr Villet rathsam findet, warum nicht, Mutter?" ermunterte Katharina, für die eine Wanderung an Armand's Seite selbst unter schlimmeren Umständen nichts Abschreckendes zu haben schien. „Anstatt uns sogleich in's Innere der Stadt zu wenden, könnten wir der Brücke entgegen und über die Senne gehen. Wir lassen St. Gery zur Rechten liegen und schlagen uns dann hinter der Kirche in die nächste beste Gasse, die nach dem Marktplatze zurückführt."

Der Diener mit der Blendlaterne, die noch immer fest verschlossen gehalten ward, wurde nach diesem Plane angewiesen. Die Lampe, die von der St. Gerykirche herüberflimmerte, diente als Leitstern und auf die kleinen Teiche, die zu durchwaten waren, achtete man nicht.

„Ein reformirter Gottesdienst im strengkatholischen Brüssel, — das wäre eine Nachricht für den Kardinal, die, in gehöriger Weise nach Madrid bestellt, die Herrschaft Granvella's auf ein neues Jahrzehend in den Niederlanden sicherte," sagte Armand, während er die Damen über die Brücke führte. „Und er wittert etwas davon. Der Mann, der mir in die Hände fiel, war von ihm abgeschickt."

„Mich schaudert, wenn Ihr das im Ernste behauptet," entgegnete die ältere Frau. „Erneute Verfolgungen und Inquisitionsgerichte würden die Stadt mit ihren Schrecknissen erfüllen."

„Oder ein heller Aufstand der ganzen Komödie Spaniens in diesen Provinzen ein Ende setzen," bemerkte Armand.

„Still, Villet. Es folgt uns ein Schatten, der nicht der unserige, und ein Geräusch, welches nicht das Echo unserer Fußtritte ist," sagte Katharina, sich ängstlich an den Arm ihres Begleiters lehnend.

„Eilt voraus. Ich decke Euch den Rücken," versetzte

der Kriegsmann. „Niemand soll die Brücke überschreiten, bevor Ihr in Sicherheit seid.“

„Es ist so finster und öde um die alte Kirche her,“ klagte das Mädchen, „säumt nicht lange, uns einzuholen.“

Bei der Wendung um die Ecke der Brücke blieb Armand Villet zurück. Die Damen und der Diener verdoppelten ihre Hast. Der Kriegsmann hielt sich still an der Mauer.

Katharina hatte sich nicht getäuscht. Es huschte ihnen in kurzer Entfernung ein Mensch nach, der seine Anstrengung gleichfalls verdoppelte, sobald er an dem rascheren Takte der Schritte die Eile der Fliehenden erkannte. Auf kein Hinderniß gefaßt, bog der Nachsetzende eben um die Ecke des Brückengeländers zur Rechten, als ihn Armand, hervortretend, gegen seine Brust anlaufen ließ, und beide Arme um den Oberkörper des Unbekannten schlang.

„Wohin so spät? Ihr werdet Euch eine Erkältung zuziehen, wenn Ihr lauft wie ein Wahnsinniger und dann erhitzt vor Euerem Hause steht, dem Froste, dem Sturm und dem Regen preisgegeben, bis man Euch einzulassen beliebt.“

„Daß der Teufel Eure zudringliche Sorgfalt für mich belohne,“ antwortete der Andere.

„Dieselbe Stimme von vorhin, nur etwas trotziger, und wahrhaftig, der Kragen fehlt Deinem Rocke. Wir irren uns nicht in einander."

„Wollt Ihr einen friedlichen Bürger der Stadt seines Weges gehen lassen?"

„Wenn dieser nicht hinter mir herführt, sehr gern. Verhalte Dich ruhig, rathe ich Dir, guter Spion, oder ich werfe Dich über die Brücke in's Wasser hinab."

„Laßt mich los, oder ich bohre mein Messer in Eure Eingeweide."

Der Mann fühlte zwar seine Oberarme so fest eingeklemmt, daß er sie nicht bewegen konnte, aber die Hände blieben ihm frei und ein Dolch, den er aus seinem Wammse löste, würde dem Kampfe eine sehr rasche Entscheidung gegeben haben, wäre Villet nicht aufmerksam und gewandt genug gewesen, der Absicht seines Gegners zu begegnen. Im Vortheile über ihn durch die Umarmung, brachte er seinen Kopf an die Brust des Anderen, in welcher Stellung sein Leib für eine kurze Handbewegung unerreichbar ward und drängte den Feind mit unwiderstehlicher Kraft auf die Brücke und an deren Brüstung.

„Verdammter Ketzer!" schrie der Bedrohte. „Denkst Du, ich renne Dir nach, um mich erst noch zu überzeugen, daß es Frau van der Noot mit ihrer Tochter war,

die ich vorhin so deutlich, wie Dich selbst, im Lichte der Laterne erkannte?"

„Falsch gesehen, elender Späher, und damit Du keine Unschuldigen verdirbst, hinab mit Dir in die Senne."

„O, ich kann schwimmen," höhnte der Eingepreßte, dessen Rücken bereits auf der Einfassung der Brücke lag, während die Kniee in mörderischen Stößen gegen den Feind rangen. Aber der Versicherung, daß er das Wasser nicht zu fürchten habe, ohnerachtet, rief er im Namen der Religion, des Königs und der Gesetze um Hilfe.

„Von wem erwartest Du Beistand an diesem einsamen Orte, und bei einem Wetter, selbst für die Nachtwächter zu schlecht? Bereite Dich vor, Deine Kunst im Schwimmen zu probiren." Dabei rückte Villet den ausgestreckten Körper so weit über das Geländer hinüber, daß er bis zur Hälfte über dem Wasser schwebte.

„Hilfe, Ihr braven Leute von Brüssel! Hilfe einem Freunde Sr. Eminenz!"

„Sr. Eminenz! Jetzt bist Du gewiß verloren. Du schreist Dir vergebens die Kehle heiser. Vorwärts in das kalte Bad."

Die Verzweiflung und die nicht gewöhnliche Stärke des Mannes verzögerten jedoch den äußersten Fall von Augenblick zu Augenblick. Obschon Armand offenbar nicht

allein das Uebergewicht der Stärke und Geübtheit besaß, so klammerten sich die Fäuste des Kundschafters doch viel zu fest in den Gürtel des Ersteren, als daß nicht die Gefahr des Sturzes für beide Kämpfer beinahe gleich gewesen wäre. Indessen war es gar nicht unwahrscheinlich, daß der Hilferuf in den nächsten Häusern vernommen ward und Armand bot alle seine Kräfte auf, um sich des Gegners rasch zu entledigen, indem er ihm die Hände aus dem Gürtel zu reißen und den Körper in den angeschwollenen Fluß zu schleudern suchte.

Ohne die Dazwischenkunft eines Dritten, der plötzlich an dem Kampfe Theil nahm, würde das grausame Vorhaben vielleicht nimmermehr gelungen sein. Aber die unvermuthete Unterstützung, die dem Kriegsmanne geleistet ward, förderte seinen Plan so wirksam, daß der Gegner, mit dem ganzen Gewichte seines Leibes über die Brüstung gehoben, den Widerstand freiwillig aufgab und sich mehr selbst in das Wasser hinabsenkte, als hineingeworfen ward.

„Er schwimmt wahrhaftig wie eine Wasserratte davon, wenn mich das Plätschern des Flusses nicht täuscht," sagte Armand Villet, in den Strom blickend und beinahe mit einem Ausdrucke, als ob er seinem Feinde die Rettung gönne.

„Versunken ist er, so tief, daß ich nur wünschen

kann, der Kardinal, sein Gebieter, wäre an des Ersäuften Platze," entgegnete der Bundesgenosse.

„Wem hab' ich den Dienst zu verdanken, der mir so eben geleistet ward?" fragte Villet, sich artig an den Fremden wendend.

„Dem Hasse gegen Granvella," versetzte der Andere kurz und schickte sich an, seinen Weg weiter zu verfolgen.

„Seid nicht so stolz, Herr. Nennt mir Euern Namen, damit ich weiß, wem ich verpflichtet bin."

„Der Rauferei wegen, die nicht so lange währte, als man ein Vaterunser spricht? Gute Nacht. Einer Heldenthat: zu Zwei einen Einzigen überwältigt und ihn in's Wasser gestürzt zu haben, rühm' ich wenigstens mich nicht."

„Herr, ich thu' Euch, wie Jenem, der in der Senne liegt, wenn Ihr mir nicht Rede steht," rief Armand beschämt, erzürnt, gedemüthigt und hochfahrend zugleich. Aber der Theilnehmer an dem Kampfe würdigte ihn keiner Antwort, und die Dunkelheit verschlang seine Gestalt, wie das Toben des Sturms, der immer heftiger ward, das Geräusch seiner Schritte.

Armand Villet war so verletzt durch dies Betragen, daß er dem Manne lieber nachgeeilt wäre und ernste Händel mit ihm angezeddelt hätte. Nur ein Magnet, so stark als Katharina's Bitte, konnte ihn in die entgegengesetzte Richtung ziehen. Unzufrieden mit der Ersäufung, nach-

dem sie geschehen, und entrüstet durch den schroffen Hochmuth des Unbekannten lief der Kriegsmann um die St. Gerykirche, die Damen zu ereilen, bei denen er athemlos anlangte.

„Engelbert mag jetzt die Deckel der Laterne öffnen," sprach er. „Wir brauchen nicht mehr über jeden Stein zu stolpern, der sich etwas quer über die Bahn wirft. Der Spion ist aufgehoben, wo er Niemanden weiter belauscht."

„Ihr wärt doch nicht im Stande gewesen, den Menschen auf eine bloße Vermuthung hin zu —" Katharina bebte vor dem Worte »Ermorden« zurück und getraute sich nicht, den dargebotenen Arm anzunehmen.

„Auf eine Vermuthung hin hab' ich ihn nicht in die Senne gestürzt, sondern — nachdem er im Namen des Kardinals um Hilfe rief," versetzte Villet, wobei er absichtlich verschwieg, was der Hauptgrund seines Verfahrens, daß der Ertränkte Frau van der Noot erkannt hatte.

„Armand — Ihr verläumdet Euch," widerlegte das erschrockene Mädchen.

„Soll ich Euch vor die Gerichte schleppen sehen, Euch abschwören hören oder Zeuge Eurer Hinrichtung sein?"

„Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun," nahm Frau van der Noot das Wort.

„Das ist ein schwächlicher, ein häßlicher Spruch, den

ich nimmermehr anerkenne. Die Edicte Karls V. gegen die Ketzer sind von Philipp II. erneut und verschärft worden, die Inquisitoren im Lande. Es gilt unser Blut oder das ihre. Und eher wollt' ich mit hunderttausend Todtschlägen beladen zur Hölle fahren, als eine Nothwehr versäumen, die meine liebe Katharina und Euch, gute Mutter, vor Anfechtung sicher stellt. Uebrigens weiß ich nicht, wie's noch mit dem Sturz in's Wasser geworden wäre, so lang' ich's allein mit dem Spione zu thun hatte. Aber es mengte sich ein Dritter in die Sache und der Kerl war unten bei den Fischen, ehe ich eigentlich recht erkannte, was geschah."

Katharina weigerte sich nicht länger, Armand's Händedruck zu erwiedern. Hunderttausend Todtschläge scheute er nicht, ihre Person zu schützen und die jähe That war weniger sein, als eines Andern Werk. Wäre man nicht eben auf dem Rückwege in die Stadt über eine weiter unterwärts gelegene Brücke der Senne gegangen, hätte sich das Wasser nicht mit so grauenvollem Rauschen, als wälze jede schwarze Welle eine Leiche daher, durch den Bogen gedrängt, das Fräulein hätte vielleicht schon jetzt eine zärtliche Schmeichelei für den Geliebten gehabt. Statt dessen hütete sie sich nur, auf den Fluß zu blicken, um nicht einem verzerrten Todtenantlitze in demselben zu begegnen und Engelbert hielt seine Laterne überdies so ge-

schickt, daß sie gerade nur den Weg über die Brücke selbst beleuchtete.

„Eine Anklage auf Ketzerei, ein Verdacht schon würde hinreichen, mich und mein Kind der Gewalt unserer boshaftesten Widersacher Preis zu geben," sagte Frau van der Noot, „abgesehen davon, daß dann jede Hoffnung auf die endliche Erstattung unseres Vermögens vernichtet wäre."

„Was könnte der Kutte, die das Land beherrscht, willkommener sein, als ein Vorwand, Euch für immer mit Euren gerechten Ansprüchen zu beseitigen! Wie lang' ist's her, daß Ihr den Schatz um Rechnungsablage, um Ueberantwortung der Güter Eures Gemahls, des wohlseligen Kanzlers von Brabant, angeht? Irr' ich mich nicht, so ist Eure Forderung so alt als Katharina? Und noch immer hat man Ausflüchte gefunden, die Rückerstattung dessen, was Herr Adolph van der Noot dem Kaiser, seinem Herrn, in bedrängter Kriegszeit darlieh, zu verschieben."

„Man sollte schon aus Klugheit spanischer Seits etwas gerechter mit den Witwen und Waisen verdienter Beamteten des Landes umspringen," seufzte die Mutter.

„Und Katharina's Vormund, Herr von Hachicourt, rührt er sich nur, Eure Sache durchzusetzen?"

„Er hält zu dem Kardinal und ist uns eher abgeneigt,

als zugethan. Wenn nicht die Herren vom Staatsrathe: Oranien, Egmont, Stavele und Glaion durch ihren Einfluß auf die Statthalterin einen Beschluß zu unseren Gunsten herbeiführen, dann müssen ein Paar verlassene Frauen daran verzweifeln, zu ihrem Rechte zu gelangen."

„Noch nicht, Frau van der Noot, noch nicht. Katharina's Gemahl, wenn sie einen Mann nimmt, der den Muth dazu hat, den Großen dieses Landes den Daumen auf's Auge zu setzen, wird die Ansprüche seiner Frau geltend zu machen wissen. Es kommt nur darauf an, daß es ein Gesell ist, der sich nicht scheut, den Personen so nahe an den Leib zu rücken, daß ihnen kein Mäusewinkel als Ausweg bleibt. Zwar sind die Leute selten, die weder vor dem Hermelin einer Herzogin, noch vor dem Purpur des Kardinals feig zusammenschrumpfen. Aber Katharina hat sich, denk' ich, einen Gefährten für's Leben erkiest, der ihr Erbgut selbst vom Monde herabholte, wenn's dort aufgehangen wäre." Dabei richtete sich die Gestalt des Kriegsmanns straffer empor und sein Selbstvertrauen war viel zu stark, als daß er etwas Unbescheidenes gesagt zu haben glaubte.

„Herr von Hachicourt wird nie in Eure Verbindung mit Katharinen willigen," sprach Frau van der Noot.

„Ich brauche seine Genehmigung nicht, wenn ich die

Eure und Katharina's habe," versetzte Armand Villet. „Was ist der Groll eines Vormunds, der nie das Mindeste für Euch gethan, gegen die Liebe, die Ihr zu mir hegt, Katharina? Sprecht es aus, was kann er ausrichten gegen Eure edle und starke Neigung?"

„Nichts, Armand, nichts soll mich von Euch trennen!" betheuerte das Mädchen mit dem innigsten Ausdrucke.

„Was also unsere Vermählung angeht, so würde Niemand im Stande sein, uns Schwierigkeiten von einigem Belang in den Weg zu legen. Nur um Euer Vermögen handelt es sich, welches ich keineswegs im Stiche zu lassen gedenke. Nicht meinetwegen, denn ich habe niemals Vermögen besessen, würde daher auch den Reichthum nicht vermissen. Aber um Euret- und noch mehr um des Rechtes willen. Nicht eine halbe Krone soll man dem Weibe Armand Villet's schuldig bleiben."

„Sprecht nicht so laut, Ritter!" mahnte Frau van der Noot.

„Am liebsten schrie ich's auf dem Markte aus — und hier hat's keine Gefahr mehr. Der Spion schwimmt mit der Senne der Deele zu und das Plätschern des Regens läßt kein verrätherisches Wort bis an die dunkeln Fenster der Gasse dringen."

„Gott sei Dank, daß wir endlich unser Haus erreichen. Das war ein böser Umweg!“ unterbrach die Mutter das Flüstern der beiden jungen Leute, als sich der Diener mit der Laterne nach einiger Zeit um eine Straßenecke wendete. „Aber um unserer Sicherheit willen ist's gut, daß wir die Beschwerde nicht scheuten.“

„Gute Nacht, Katharina,“ sagte Villet und küßte die Hand des Fräuleins. Während aber die Mutter den Schlüssel der Hausthür eifrig in ihren Taschen suchte, um ihn an den Diener zu übergeben, benutzte Armand den unbeachteten Augenblick, umarmte die Geliebte und drückte sie um so herzhafter an seine Brust, je kürzer er sich dabei fassen mußte. Dann verabschiedete er sich von der Mutter und die Damen traten durch die geöffnete Thür. Engelbert folgte. Indem dies geschah, drang noch ein letzter Lichtstrahl durch die Laterne auf die Straße und Villet unterdrückte mit Mühe einen Ausruf schreckhaften Erstaunens. Um die Damen nicht zu beunruhigen, wartete er bis die Thüre verschlossen war, ehe er nach der von Wasser triefenden Gestalt haschte, welche er auf der anderen Seite der Gasse deutlich in's Auge gefaßt hatte. Allein mit dem Verschwinden des Lichts war auch die Person entflohen, die nämliche, die Armand vorhin in den Sennefluß stürzte. Vergebens strengte er Auge und Ohr an, den gefährlichen Begleiter zu entdecken.

Um einen Mord fühlte sich das Gewissen des Kriegsmanns leichter, als er das Haus der Frau van der Root zögernd verließ, dafür aber um eine Besorgniß reicher, die viel schwerer auf sein Gemüth fiel.

2.

Wäre es nicht zu spät in der Nacht gewesen, um noch irgend einen Besuch wagen zu dürfen, so würde Armand Villet sogleich zu Herrn Simon Renard und sodann zu Herrn von Hachicourt gegangen sein. Zu dem Ersteren, trotz der Warnung der Frau van der Noot, aus mehr als einer überwiegenden Ursache. Zu dem Letzteren, um ihn einfach davon zu benachrichtigen, daß er im Begriffe sei, Katharina zu heirathen. Nach den Vorfällen des Abends hielt Villet die Freiheit und das Leben beider Frauen in Brüssel für gefährdet. Er glaubte am besten für sie zu sorgen, wenn er sich sogleich mit Katharina vermählte, seine Frau und Schwiegermutter nach Frankreich abreisen ließ und sodann ihre Forderungen an die Regierung in Person geltend machte. Für sein eignes Loos kannte er keine Furcht. War er der Gemahl des Fräulein van der Noot geworden, so hatte er alle ihre Rechte erworben und er zweifelte nicht, durch eiserne Beharrlichkeit zu seinem Ziele zu gelangen.

Aber wie spät auch der Morgen nach einer Winternacht aufgeht, die Ungeduld Armand's mußte sich darein ergeben, den Tag zu erwarten. Die Gastfreiheit des Grafen Lamoral von Egmont, den er von den letzten Feldzügen her kannte und später als einen der drei Friedensbürgen in Paris wiedersah, hatte ihm eine Wohnung in dem weitläufigen Palaste der Egmont's eröffnet. Hierher kehrte der Ritter zurück, nach dem langen Aufenthalte im Freien beinahe eben so durchnäßt, als ob er selbst die Senne hinabgeschwommen. Die Dienerschaft des Hauses Egmont war jedoch darin geübt, Fremde zu bewirthen, und ihren Aufenthalt mit allen Bequemlichkeiten des Lebens auszustatten. Armand fand nicht blos bei seiner späten Heimkehr das Zimmer erwärmt, sondern auch den Mann, der ihm zur Aufwartung gegeben war, wachend und zu jeder Hilfsleistung bereit. Ein Schlaftrunk war Alles, was er von ihm forderte, worauf er sich entkleidete und auf's Lager streckte. Die Unruhe Villet's war jedoch zu groß, um ihm einen gesunden Schlummer zu gönnen. Mit allerlei Plänen beschäftigt, welche die düstern Bilder seiner Seele verscheuchen sollten, verbrachte er die Stunden bis zum Morgen.

Simon Renard war kaum aufgestanden und hatte sich an seinen Arbeitstisch zu den Acten gesetzt, die ihm als einem Mitgliede des geheimen Raths zugeschickt wor=

den waren, als seine Arbeit durch die Anmeldung eines Besuches unterbrochen ward. Er schob die Schriften zurück und ertheilte dem Diener die Erlaubniß, den Fremden einzuführen.

Ein junger Mann trat ein, von hohem Wuchse und kriegerischer Haltung. Seine festliche Tracht war französischen Geschmacks: ein grünes Sammetwamms, die Aufschlitze mit weißer Seide ausgelegt, die Stickerei in Silber. Darüber ein Mantel gleichfalls von grüner Farbe und mit Silberfranzen besetzt. Die Halskrause von Spitzen, die Beinkleider von weißer Farbe und in einem Paare zierlicher Stiefeln mit Stulpen und Sporen auslaufend. Der Kopf war von dem Barette entblöst und unter dem schwarzgelockten Haare ward eine Hiebnarbe ersichtlich, die sich über die Stirn bis in die linke Wange herab erstreckte. Ein dunkler, wohl beschnittener Kinn- und Schnurrbart stach angenehm von den lebhaften Farben des Gesichts ab und entsprach den starken Augenbrauen, die sich über einem Paar großer und leuchtender Augen emporwölbten. Die Miene war frei und stolz, das Benehmen des Besuchers, so höflich es auch dem Staatsmanne gegenüber erschien, war nur das Ergebniß jugendlicher Ehrerbietung gegen das reifere Alter, und weit entfernt das Zugeständniß einer Unterordnung zu enthalten.

„Ich bin der Letzte, wie es den Anschein hat, den der

Ritter Armand Villet in Brüssel aufsucht," sagte Herr Renard mit dem Ausdrucke gekränkten Gefühls, nachdem er die Verneigung des Kriegsmanns erwiedert und ihm einen Platz auf einem Sessel neben sich angeboten hatte.

„Die Schuld ist nicht abzuleugnen, aber verzeihlich und der Nachtheil trifft mich allein," entschuldigte sich der Andere ziemlich flüchtig. „Da sind die Briefe aus Hochburgund, unserer Heimath, die ich Euch zu überbringen habe. Die Gastereien in Egmont's Hause haben mich zerstreut und meine Liebe für ein schönes Mädchen dieser Stadt hat mich so ganz in Anspruch genommen, daß ich meine Pflicht darüber eine Weile versäumte. Auch hoffte ich Euch bei den Festen Egmont's zu treffen, Herr Renard, und dies um so zuversichtlicher, als Ihr der Freund meines Freundes seid und sonst täglich in dessen Palaste erscheint."

Renard's kluges Auge musterte das Antlitz des jungen Ritters: „Ihr Ebenbild, Adelen's Ebenbild! Auch an Entschlossenheit mangelt es ihm nicht. Er ist so stolz und kühn, wie er es als Knabe zu werden versprach," sagte der Staatsmann zu sich und fügte laut und in einem väterlichen Tone hinzu: „Wann war's doch, als wir uns zuletzt sahen, Armand?"

„Nachdem Ihr den Waffenstillstand von Vaurelles

geschlossen, kurz bevor ich zu den Fahnen Coligny's abging."

Bei der Erinnerung an einen Vertrag, durch dessen Zustandebringen sich Simon Renard kein geringes Verdienst um den Kaiser Karl und dessen Sohn Philipp erworben zu haben glaubte, während ihm derselbe Vertrag, und wie er ebenfalls glaubte, auf Anstiften des Kardinals, später zum Fehler angerechnet ward, erglühte das Gesicht des älteren Herrn. Er erhob sich von seinem Sessel, that einige Schritte durch's Zimmer und rief heftig:

„Hütet Euch, Armand, jemals auf den Dank der Großen dieser Erde zu rechnen und wenn Ihr ihnen Eure besten Kräfte, Euer Blut zum Opfer gebracht hättet! Sind sie nicht von Natur falsch, so werden sie von ihren heimtückischen Rathgebern dazu gemacht werden. Vaurelles — ich zersprengte mit diesem Vertrage das Bündniß wider den altersschwachen Kaiser und — die Unzufriedenheit Philipp's mit meinen Unterhandlungen war der Lohn, den ich für meinen Dienst davontrug. Anton Perenott Granvella — wenn ich Dir das jemals vergesse! Du bist längst überreif für meine Rache."

Armand hatte über Dinge mit Herrn Renard zu reden, die ihn mehr interessirten, als Staatsangelegenheiten. Er war so rücksichtslos, das Gespräch zu ergreifen

und es ohne allen Uebergang auf einen anderen Gegenstand zu lenken:

„Herr Renard, ich setze voraus, daß Ihr den Personen in Burgund, die ich meine Familie nannte, und mir selber das alte Wohlwollen bewahrt habt und daß die Briefe, die ich Euch überreicht habe, geeignet sind, es zu befestigen und meine Bitte an Euch zu unterstützen. Nachdem ich ohne Vater, ja sogar ohne Mutter, so weit heraufgewachsen, hätte ich nimmermehr geglaubt, daß mich der Mangel an Aeltern jetzt noch in Verlegenheit bringen würde. Dennoch brauch' ich gegenwärtig sehr nothwendig einen Vater — wenigstens den Namen eines solchen. Denn ich will heirathen."

„Renard war indessen seines aufflammenden Zornes Meister geworden. Wenn nicht auf den Anfang, so hatte er doch auf den Schluß des Satzes geachtet und mit der Ironie, die seinem Wesen eigenthümlich, entgegnete er:

„Ich denke Ihr liebt, Armand?"

„Allerdings, und eben das Mädchen, welches ich liebe, wünsche ich in meine Gemahlin verwandelt zu sehen."

„Ihr seid nicht bei Sinnen. Heirathen — nicht deshalb gab ich meine Einwilligung dazu, daß Ihr nach Brüssel kämt. Ein Mann, wie Ihr, muß sich nicht muthwillig den Weg zu Glück und Auszeichnungen versperren. Eben weil Ihr keine Familie habt, dürft Ihr auch keine

begründen wollen, oder wenigstens erst dann, wenn Ihr alle Würden erreicht habt, die Eurem Ehrgeize gnügen."

„Ich bin Euch für Euren guten Rath verbunden, aber er kommt zu spät, ebenso wie ich mit Erstaunen höre, daß es Eurer Einwilligung bedurfte, um mir die Reise nach Brüssel zu gestatten. Ich besinne mich gar nicht, Jemanden in der Heimath gefragt zu haben, außer da, wo ich um etwas Geld und um einige empfehlende Zeilen an Euch bat. Aber wie es auch sei — ich ging nach Brüssel, um ein Mädchen, Katharina van der Noot, die hinterlassene Tochter des brabantischen Kanzlers Adolph van der Noot, wiederzusehen, die ich in Sedan kennen lernte, wo sie sich vorigen Sommer aufhielt. Zugleich hatte ich einen Auftrag in Antwerpen zu bestellen. Ihr seid in Euerm Herzen so gut hugenottisch gesinnt, als ich selbst, daher lauf' ich keine Gefahr, Euch die lautre Wahrheit zu sagen. Gestern Abend hielten die Protestanten einen heimlichen Gottesdienst in einer Zwickelgasse nach der St. Gerykirche hin. Die Wittwe van der Noot und ihre Tochter wohnten ihm bei. Ein Kundschafter des Kardinals hatte die Frauen erkannt, war ihnen nachgeschlichen —"

„Und ist von Euch in dem Senneflusse ersäuft worden, — ich weiß," unterbrach Renard den Ritter.

„So war't Ihr der Mann, der mir auf der Brücke

zu Hilfe sprang?" fragte Armand verwundert aufhorchend.

„Was fragt Ihr? Ich sage nur, daß ich weiß, der Spion, der die Versammlung vor dem Thore des Hofes belauschte, wurde von meinem Landsmann Armand in's Wasser geworfen."

„Herr, löst mir das Räthsel — der Fremde blieb mir seinen Namen schuldig — und nur Euch möcht' ich den rücksichtslosen Stolz vergeben, mit dem er sich nach der That von mir verabschiedete."

„Laßt es gewesen sein, wer will! Fahrt fort, mir zu eröffnen, was Ihr von mir begehrt."

„Den Namen eines Vaters, Eure Bürgschaft, wenn sie verlangt wird, damit ich bei dem Vormunde Katharina's, Herrn von Hachicourt, um meine Braut werbe, wär's auch nur, um der Form zu genügen. Als mich Coligny im Namen des Königs auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug, fragte mich Niemand nach meiner Herkunft. Aber Katharina's Vormund wird diesen Nachweis verlangen."

„Katharina hat keinen Vormund mehr. Eure Thorheit und die ihrige ist jetzt ausreichend, die Ehe zu schließen."

Armand sah den Redner groß an. Dieser fuhr ruhig lächelnd fort:

„Wozu wär' ich Mitglied des geheimen Rathscollegiums, wenn mir nicht manche Verhältnisse früher offenbar würden, als gewöhnlichen Leuten? Der Mann, der gestern Nacht zweien Damen und meinem Landsmanne nachfolgte, um sich ihrer Geheimnisse zu bemächtigen, war der Herr von Hachicourt, Beisitzer des Staatsraths, Granvella's eifriger Anhänger und Vertrauter. Das Letztere hauptsächlich könnte vielleicht die unbekannte Person, von der Ihr erzählt, dazu bestimmt haben, Euch einen gewissen Körper in's Wasser schleudern zu helfen. Aber warum werdet Ihr blaß? Dünkt Euch Eure That schrecklicher, da sie gegen einen vornehmen Spion gerichtet war, als wenn es ein gemeiner gewesen?"

„Mein Gott! mein Gott — ich glaube, daß ich nicht blos erbleicht bin, sondern auch zittere," rief Armand, sich an die Lehne des Stuhls stützend.

„Ihr, ein Gast, ein Ausländer, über den Lamoral von Egmont seinen Arm ausbreitet, was habt Ihr zu besorgen?"

„Was kommt auf mich an!" entgegnete Armand noch immer so bestürzt als vorher. „Aber Katharina und ihre Mutter! Der Mann, den Ihr als den Herrn von Hachicourt bezeichnet, ist nicht ertrunken. Er muß die Senne weiter unterhalb, an der nächsten Brücke vielleicht schon, wohlbehalten wieder verlassen haben, denn als ich Frau

van der Root an ihr Haus gebracht hatte, traf ich zum dritten Male auf dieselbe Gestalt, die zugleich mit uns dort angelangt war."

Anfangs erstaunte auch Simon Renard, dann sagte er: „Sollte ein Hachicourt so zähen Lebens sein, ein Bad im Schneewasser zu überstehen? Stark genug, die Wellen eines hochgehenden Flusses zu überwinden? Eure junge Einbildungskraft hat Euch einen Streich gespielt. Wer weiß, welchen Pfahl Ihr für den auferstandenen Spion angesehen."

„Leider bin ich meiner Beobachtung sicher. Kein Zweifel, es war der Nämliche. Das Unwetter wird sich über dem Haupte zweier hilflosen Frauen entladen — sie sind verloren!" klagte der Ritter.

„Eure Hochzeit wenigstens — und das ist das Vortheilhafte bei der Sache," erwiederte Renard, wieder zu dem Besitze aller seiner Ruhe gelangt. „Hört mich an, Armand. Ihr seid nicht zufällig in Brüssel, nicht Eurer Liebe wegen, wie Ihr glaubt. Was auch die Veranlassung Eurer Reise gewesen, sie geschah nach meinem Plane. Ich will Euch einen Wirkungskreis geben, Eures Geistes, Eurer Kühnheit würdig. Ihr sollt emporsteigen, höher, als ich es vermochte, Ihr sollt das Land von dem Kardinale befreien, der Günstling einer Fürstin, der Beherrscher eines ganzen Staates werden, wenn Ihr meinen

Rathschlägen zu folgen wißt. Wo Weiber regieren, sind die Männer Könige, die ihnen zu gefallen verstehen."

„In meiner Besorgniß über Katharina's Schicksal hör' ich kaum, was Ihr sprecht, Herr Renard," versetzte Armand kopfschüttelnd.

„Wird nicht auch das Geschick dieser Frauen in Euren Händen liegen, wenn Ihr die Stelle einnehmt, auf der Euch meine Hoffnung schon erblickt? Kinder der Liebe, wie Ihr, — denn Ihr werdet nicht erwarten, daß ich Euch ein gesetzmäßiges Ehebündniß als die Quelle Eures geheimnißvollen Ursprungs angeben soll, wenn ich Euch dereinst den Schleier lüfte, der über Eurer Herkunft liegt, — Kinder der Liebe sind für das Außerordentliche und Abenteuerliche geboren. Das Glück ist ihr Begleiter durch's Leben. Es sucht durch nachfolgende Gunst die Ungerechtigkeit auszugleichen, die sie bei ihrer Geburt erfuhren. Versteht Ihr mich, Armand? Durchschaut Eure kurze Laufbahn. Wie bald habt Ihr die Sorgfalt überflüssig gemacht, mit der ich die ersten Jahre Eures Daseins überwachte! Ohne Namen, aber nicht ohne meine Empfehlung, tratet Ihr in die Reihen der Hugenotten. Eine ehrenvolle Narbe, ein Rittermantel waren die Früchte, die Ihr in einem Kriege brachet, in welchem Ihr eigentlich gegen Euer eignes Vaterland fochtet. Sind die goldenen Sporen, die Umarmung eines hübschen Weibes, wel-

ches Euch im glücklichsten Falle eine halbe Tonne Goldes als Heirathsgut zuführt, Alles, was Ihr erstrebt? Ein Mädchen nach Frankreich retten, selbst dahin zurückkehren, als Besitzer eines Landguts, oder Patricier einer kleinen Stadt hindämmern, — das wäre das Endziel Eures Daseins? Hier ist der Boden, wo Ihr Ruhm und Größe erringen könnt, hier, wo Euch ein väterlicher Freund unterstützt, dem Ihr Euch zu lange entzogt, wo Euch Egmont's Ansehen und Gönnerschaft die Brücke zum Hofe der Oberstatthalterin erbaut. Sie haßt den Kardinal, wie ihn alle Niederländer hassen. Bitten, Vorstellungen, Mahnungen und Gesandtschaften an den König, um die Entfernung Granvella's zu bewirken, — Alles blieb bis jetzt vergebens. Der Kardinal allein behauptet sich als Herr und Gebieter der Verhältnisse. Ich vernehme, daß selbst der Geheimschreiber der Herzogin, der verschlagene Armenteros, aus Spanien zurückgekehrt ist, rund heraus gesagt, unverrichteter Sache. Er bringt Briefe Philipp's mit, beschwichtigende Worte, glatte Versprechungen, wie wir sie oft gehört, keinen Abberufungsbefehl. Was glaubt Ihr, welches Dankes ein Mann gewiß wäre, der das Land von diesem Priester losrisse? Die Oberstatthalterin hat Euch bereits bemerkt, als Ihr mit Egmont unter ihrem Jagdgefolge rittet. Sie fragte nach Euerm Namen und Stande. Bewirkt, was Keiner an

ihrem Hofe vermochte, daß sie in That und Wahrheit die Stellvertreterin des Königs werde — und Katharina hat keines Schutzes, keiner Fürsprache ferner nöthig, als der Eurigen."

„Woran die Großen der Niederlande, woran Egmont, Oranien, Hoorne gescheitert, wie sollte mir's gelingen?" fragte Armand. „Die Inquisition ergriffe indeß ihre Opfer — Katharina van der Noot und ihre Mutter wären hingerichtet, ehe wir den gewaltigen Mann gestürzt hätten. Und Katharina soll leben, weil sie mich liebt, weil ich sie liebe. Sie soll leben im Genusse aller der Rechte, welche man ihr vorenthält und sollt' ich, was man ihr schuldet, mit dem Degen in der Hand von Jedem einzeln einfordern, der darüber zu entscheiden hat."

„So sprichst Du wie ein Mann von Hochburgund und wie Adelen's Sohn," rief Renard, nachdem er den Jüngling eine Zeit lang betrachtet. „Erlaube mir, zu Dir zu reden, wie ein Vater, — wenn ich auch dereinst einem Anderen den schönen Platz in Deinem Herzen räumen müßte," fügte er zweideutigen Ausdrucks hinzu.

„Wie? wär't Ihr mein Vater?" fragte Armand mit einem Gemisch eher widerstrebender als hingebender Gefühle.

„Laß Dich vorjetzt als meinen Sohn betrachten; wenn nicht vor der Welt, so doch unter uns. Das Geheimniß

Deiner Abkunft ist noch nicht dahin gediehen, um enthüllt werden zu dürfen."

„Wenn Ihr mein Vater wär't, Herr Renard, — und gewiß solltet Ihr mir so lieb sein, als ein Anderer, denn Ihr habt wenigstens einigen Antheil an meiner Kindheit genommen, seid aus der Ferne her bedacht auf meine Erziehung gewesen, auf mein Fortkommen, — wenn Ihr mein Vater wär't, so würdet Ihr einen Theil der Angst mit mir empfinden, womit mich die heillosen Entdeckungen der letzten zwölf Stunden in Bezug auf Katharina erfüllen. Mich selbst martern lassen, den Kopf dem Beile, den Körper dem Scheiterhaufen bieten, wäre Wollust gegen das Gefühl, welches mich zerfleischen würde, wenn Katharina auch nur ein Haar gekrümmt würde. Ich muß sie in Sicherheit wissen. Erst dann bin ich der Eurige. Leiht mir Eure Einsicht, Eure Gewalt, zwei wehrlose Frauen zu beschirmen — und ich will daran glauben, ich sei Euer Sohn, ich will mich Euern Plänen widmen, ja ich will sogar vergessen, daß Ihr fünfundzwanzig Jahre warten konntet, Euer Kind in mir anzuerkennen."

Renard rieb sich die Stirn mit der rechten Hand; die linke bewegte er, wie in tiefem Nachsinnen, vor sich durch die Luft. Den Vorwurf, der in den letzten Worten Armand's lag, schien er überhört zu haben.

„Hat Dir Adele niemals eine Andeutung über Deinen

Ursprung gegeben?" sagte er, mehr vor sich hin als an den Ritter gewendet. „Niemals? Du schüttelst den Kopf?"

„Nie, außer, daß sie mich mit dieser Frage an Euch wies," versetzte Armand.

„Ganz recht — ich bin daher um so tiefer gekränkt, daß Du acht Tage lang neben mir in Brüssel lebtest, ohne daß Dich das Verlangen der Neugier, oder ein besseres Gefühl, zu mir führte. Aber still davon. Du bist von jeher daran gewöhnt gewesen, auf eignen Füßen zu stehen — mein eigner Wille stellte Dich frühzeitig in's Feldlager der Hugenotten — in die Kämpfe Frankreichs hinein, — ein zärtlicher Sohn wirst Du niemals werden, aber ein muthiger scheinst Du und Du würdest hoffentlich ein dankbarer sein."

„Das heißt, Herr Renard, wenn Ihr mir Ursache verschafftet, Euch dankbar zu sein. Für eine weggeworfene und versäumte Vaterschaft, für so viel Wohlwollen, als man auch einem entfernten Verwandten widmet, über welchen man einige Mal im Leben stolpert, fühl' ich mich noch keineswegs zu großen kindlichen Opfern gedrungen."

„Du bist über Gebühr aufrichtig, aber Du hast Recht, denn was weißt Du, was ich für Dich gethan und wer gestand Dir ein, ich sei Dein Vater? Noch hast Du keine Pflicht gegen mich. Aber ich will sie Dir auferlegen."

„Wirklich, Herr Renard? Wollt Ihr Katharina's Beschützer sein? Sie gegen die Anklage ihres Vormunds, gegen die Macht des Kardinals und wider die Inquisition selbst vertheidigen?"

„So weit ich's vermag, wenn Du denn einmal von einem Paar armseliger Frauen abhängig bleiben, ihnen Deine Größe, Deine Zukunft preisgeben willst," entgegnete Renard, noch immer, wie es schien, mit sich kämpfend, oder mit seinen eignen Plänen nicht im Reinen. „Aber ich bedarf Deiner Hülfe dabei."

„Für Katharina? Gebietet über mich. Jeder Posten, auch der gefährlichste, auf den Ihr mich stellt, ist mir recht."

„Auch der gefährlichste," wiederholte Renard nachsinnend. „Deine Arbeit wird schwierig sein. Es kann kommen, daß ich eine gewaltsame That von Dir fordern muß."

„Jede, nur keine ungerechte," fiel Armand ein und stand auf. „Ein Wort nur und — ich gehe jetzt, um die zu sehen, für die ich bebe, — unser Vertrag ist in Ordnung, wenn Ihr mir fest und auf Manneseh̄r versprecht, die Schritte, die gegen die van der Noots unternommen werden könnten, zu betrachten, als wären sie gegen das Haupt Eurer Mutter gerichtet."

„Alles will ich für sie wagen, wie ein Vater für Weib und Kind,“ betheuerte Renard.

„Eure Stellung zum Hofe, zur Regierung sind einflußreich genug, daß nichts geschehen kann, ohne Euer Vorwissen. Wo Ihr nicht retten könnt, warnt wenigstens in Zeiten.“

„Und wenn es zur Förderung unserer Pläne eines Arms bedarf? Was die Klugheit angesponnen, dazu braucht's einer kräftigen Ausführung, eines männlichen Muths, eines unerschrocknen Auges und einer sichern Faust,“ forschte der Staatsmann und sein Auge blitzte.

„Sagt mir, daß Katharina van der Noot sicher bleibt und Ihr seid meiner sicher.“

Damit trennte sich der Ritter von dem Staatsmanne. Denn es war Armand Villet, als müsse er sich vor Allem überzeugen, daß die Geliebte jetzt noch wohlbehalten, frei und die Seine sei, bevor er hoffen könnte, sie auch für die Zukunft geschützt zu sehen.

Renard blickte dem Scheidenden mit einer Miene der Zärtlichkeit nach, die sich nicht lange auf seinem Antlitze erhielt:

„Er muß es vollenden — er muß! Mag er die That für eine gerechte halten, oder nicht. Die Umstände werden seinen Entschluß bilden, nicht seine Vernunft, oder das, was man Gewissen nennt. Der Glanz des Hofs,

die Gunst einer Fürstin, die Aussicht auf die höchste Macht außer der, welche nur die Geburt verleiht, — alles das gäbe diesen lodernden Feuerbrand nicht so gewiß in meine Hand, als seine thörigte Leidenschaft. Was liegt mir an den Beweggründen — die That, die That allein ist's, die ich verlange. Und die Fackel ist angezündet, mit der ich das stolze Gebäude der Kardinalsherrschaft in Asche verwandle. Die Fackel meiner halbhundertjährigen Rache!"

3.

Der Ritter ging so flink durch die Straßen Brüssels, dem Hause Katharina's zu, als wär' er der Ueberbringer der fröhlichsten Botschaft. Den Klopfer an der Thüre rührte er wie Einer, der wohl befugt ist, über die Schwelle zu treten und dabei auf den besten Empfang rechnen kann. Der Diener that ihm hurtig auf und mit der freundlichsten Miene.

„Sie ist wohl auf, Engelbert, und es hat sich seit der Nacht nichts zugetragen?" fragte Armand.

„Nichts, als daß meine gnädige Herrschaft heute eine Stunde später als gewöhnlich aufgestanden ist."

Die Antwort Engelbert's traf den Ritter schon auf halber Treppe. Mit jedem Schritte drei Stufen überhüpfend, war er im ersten Stockwerke und vor dem Wohnzimmer der Damen, ehe ihm Engelbert nachfolgen konnte. Auch hier besann er sich nicht darauf, daß die frühe Vor=

mittagsstunde eine Anmeldung nothwendiger machen könne als je, sondern trat ohne Aufenthalt in das Gemach.

Die Wittwe saß an einem kunstreich gearbeiteten Schranke von Nußbaumholz, in dessen Feldern Figuren in Elfenbein ausgeführt waren; Katharina war mit einer Stickerei beschäftigt. Der würzige Geruch, der das Zimmer erfüllte, zeigte an, daß die Morgensuppe noch nicht lange vorüber und reichlich mit Ingwer angemacht gewesen. Der Teppich der Stube, der das Geräusch der Fußtritte fast ganz verschwinden ließ, die Lehnsessel in den Ecken, der schwere Tisch in der Mitte, der alterthümliche Schrank, in dessen Schubfächern Alles untergebracht war, was die beiden Frauen an wichtigen Papieren und kostbarem Schmucke besaßen, endlich die Vorhänge, von denen die Fenster umzogen wurden, gaben dem Wohnzimmer einen eben so friedlichen als einladenden Anstrich.

Die Wittwe erwiederte kurz, aber nicht ohne Herzlichkeit den Gruß des Ritters, ohne ihr Geschäft bei seiner Ankunft zu unterbrechen. Armand ging in die Ecke am Fenster, wo Katharina saß und nahm den Sessel, dessen er sich zu bedienen gedachte, gleich unterwegs mit.

Die Augen des Fräuleins, die sich auf ihn richteten, waren so klar, die Miene des Mädchens strahlte in dem Wiederscheine eines so reichen inneren Glückes, daß der Ritter alle Gefahren vergaß, die seine Liebe bedrohten.

Mit einem Blicke der Bewunderung maß er die Gestalt, deren tadellose Verhältnisse auch den eigensinnigsten Künstler entzückt haben würden, ergriff die Hand des Mädchens und drückte sie an Lippen und Brust, dann ließ er sich neben ihr auf dem Stuhle nieder, welchen er so nah als möglich zu ihrem Platze gerückt hatte.

„Ihr seht wahrhaftig aus, wie ein Mann, der sich um ein Hofamt bewirbt," sprach Katharina lächelnd, auf den festlichen Anzug des Geliebten deutend.

„Um etwas mehr bewerbe ich mich, um Euern Besitz," entgegnete Armand und gedachte dabei der ehrgeizigen Vorschläge Renard's. Was war Macht, Ansehen und Reichthum im Vergleich mit der Seligkeit, die ihm die Liebe eines so guten und reizenden Mädchens zu schenken versprach! Aber mit der Erinnerung an Renard kehrte ihm auch der Gedanke an gerechte Besorgnisse zurück. Sein Antlitz verfinsterte sich und wie schnell sich auch die vorige Heiterkeit wieder auf seiner Miene ausprägte, so war der düstere Zug dem Mädchen doch nicht entgangen:

„Was für ein Schatten strich an Eurer Seele vorüber?" fragte Katharina, deren Hand Armand noch in der seinigen hielt.

„Die Ungeduld. Ich möchte um Alles in der Welt nicht länger auf den Augenblick warten, wo ich Euch

meine Frau nennen kann," sagte Armand, denn er konnte es nicht über sich gewinnen, den Frieden eines Herzens, welches ihm so theuer war, durch die Mittheilung verstörender Nachrichten zu trüben. Und das, was er sagte, war keine Unwahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit, die man wissen wollte.

Katharina erröthete; aber nicht aus Unwillen: „War't Ihr vielleicht bei Herrn von Hachicourt?"

„Wozu brauchen wir ihn? Eure Genehmigung und die Eurer Mutter ist es, worauf es mir ankommt. Laßt uns Brüssel in aller Stille verlassen, folgt mir in meine Heimath, daß wir das Bündniß schließen, welches das Glück unseres Lebens befestigen soll."

„Ehe unsere Forderungen an den Staatsschatz erfüllt sind, können wir Brabant nicht verlassen," mischte sich Frau van der Noot in das Gespräch. „Ich bin eben dabei, einige kleine Rechnungen in Ordnung zu bringen und ehe Ihr eintratet, Herr Villet, klagte ich meiner Tochter unsere Armuth. Es bedarf meiner ganzen Sparsamkeit, um das bescheidene Hauswesen zu erhalten. Trennte ich mich von Brüssel, ohne daß meinen Ansprüchen genügt wäre, so wüßte ich nicht, wovon wir in Zukunft auch nur die dringendsten Bedürfnisse bestreiten sollten."

„Und ich bin so arm, daß ich nicht sagen kann: kommt nur, kommt, ich werde Euch reichlich ersetzen,

was Ihr hier aufgebt!“ rief der Ritter, unmuthig mit dem Degen gegen den Fußboden stoßend. „Wenn die Feinde, die ich erschlagen, silbernes Fleisch und goldene Knochen gehabt hätten! Aber ich werde Euch wenigstens zu dem Eurigen verhelfen. Hätt' ich nur erst Vollmacht dazu, — keinen Groschen sollte man Euch vorenthalten. Gebt mir Katharina zur Frau und laßt mich alsdann vor dem Staatsrath treten. Ich will eine Sprache mit ihm reden, über deren Unbestimmtheit wenigstens man sich nicht beklagen soll.“

„Ein Besuch, wenn ich recht höre —“ unterbrach Katharina den Ritter und blickte durch's Fenster auf die Gasse hinab. „Der Klopfer ist gerührt worden — und Herr von Hachicourt steht unten am Hause.“

„Endlich einmal ein Lebenszeichen von ihm und diesmal sogar ein freiwilliges,“ sprach Frau van der Noot mit einer gewissen Hoffnung. „Engelbert wird doch auf dem Platze sein, den Herrn nicht warten zu lassen?“

„Vielleicht wär' es besser, ich entfernte mich,“ bemerkte Armand, unruhig auf seinen Sessel hin- und herrückend. „Das Zusammentreffen könnte ein sehr feindliches sein. Aber es ist auch wohlgethan, ich bleibe — denn um so schneller erfahr' ich, mit welchem Unglück uns der Herr von Hachicourt bedroht,“ fügte der Ritter in seinen Gedanken hinzu.

Weder die Wittwe noch ihre Tochter begriffen den Zusammenhang dieser Worte. Doch war keine Zeit, Erklärungen zu fordern, denn Katharina's Vormund befand sich schon an der Thüre und man war es seinem Range schuldig, ihn ohne Zögern einzulassen.

Der Staatsrath grüßte mit Förmlichkeit. Seine Geberden waren kühl, um seinen Mund spielte ein artiges Lächeln, hinter welchem, nach Armand's Meinung, viel Böses lauerte. Er trug ein schwarzes Staatskleid und eine goldene Gnadenkette über der Brust. Sein Gesicht hatte etwas Mönchisches. Es war feist und behaglich, wie die ganze gedrungne Gestalt. Wenn er aber sprach, so wurden die runden Formen seines Mundes spitzig.

Frau van der Noot stellte die Herren einander vor. „Fast sollte ich Euch auch sagen, daß dies Katharina, Eure Mündel ist," setzte sie hinzu, „so selten seht Ihr meine Tochter und mich, Herr von Hachicourt."

„Katharina ist so schön, daß man sie nicht vergißt, hätte man sie auch nur einmal im Leben gesehen," entgegnete der Staatsrath, nachdem er sich kurz und gleichgiltig gegen den Ritter verneigt hatte, und sein Ton war nicht der Ton bloßer Höflichkeit.

„Eure Gegenwart läßt mich eine Hoffnung fassen, auf die ich fast schon verzichten zu müssen glaubte," fuhr Frau van der Noot fort. „Hättet Ihr Euch meiner Angelegen-

heit wärmer im Staatsrathe angenommen, als ich, Euerem früheren Verfahren gemäß, erwarten durfte? Wär' es Euch gelungen, die Gewährung meiner Ansprüche durchzusetzen? Herr Johann Schyf, der jetzige Nachfolger meines Gemahls in der Kanzlei, versprach mir seine Hilfe, auch Herr Viglius schien nicht abgeneigt, mein gutes Recht zu vertheidigen. Es muß eine angenehme Kunde sein, die Ihr Euch herablaßt, mir selbst zu überbringen."

Die Blicke Hachicourts hatten bis dahin zwischen Katharina und Villet gewechselt. Der Vormund betrachtete seine Mündel mit einem Wohlgefallen, welches Armand's Eifersucht in Feuer gesetzt hätte, wäre nicht das Mädchen ganz unempfänglich dabei geblieben. Den Ritter hingegen maß er mit einem Ausdrucke von Geringschätzung, der auch einem minder stolzen Manne unerträglich gewesen sein würde. Dennoch war die Spannung auf die Antwort Hachicourt's, durch die sich der Zweck seines Besuchs enthüllen mußte, mächtiger als jedes andere Gefühl. Armand Villet bezähmte sich, und auf seinen Degen gestützt, den Kopf emporgeworfen, sah er der Erwiederung des Staatsraths entgegen.

„Die Auszahlung der Summe, die Ihr, Frau van der Noot, von dem Schatze erwartet, ist jetzt in Eure Hand gelegt. Gestern gelang es mir, Seine Eminenz,

den Herrn Kardinal, für meine Meinung zu gewinnen. Heute gelangt die Sache zum Vortrage. Ich kam her, um Euch zu fragen, ob Ihr den Bedingungen entsprechen könnt und wollt, unter denen die Rückzahlung verfügt werden wird. Aber laßt uns bei unserer Verhandlung auf die Anwesenheit fremder Personen verzichten."

„Ich bin der Verlobte Katharina's, Herr von Hachicourt," brach Armand los, „und was Ihr der Mutter meiner Braut zu eröffnen habt, wird in kein fremdes Ohr fallen, wenn es das meinige vernimmt."

„Ich bin der Vormund des Fräuleins van der Noot und weiß nichts von der Verlobung," erwiederte der Staatsrath und wendete sich von dem Ritter ab, nachdem er ihm, wie zum Abschiede, eine Handbewegung gemacht hatte.

Frau van der Noot befand sich in der peinlichsten Verlegenheit.

„Allerdings — die jungen Leute lieben sich und gedenken sich zu vermählen," sagte sie. „Armand Villet ist daher nicht mehr ein Fremder in unserem Hause zu nennen, obschon ich noch nicht Gelegenheit hatte, Euch, Herr von Hachicourt, von diesem erfreulichen Ereignisse zu unterrichten."

„Und wer ist dieser — Armand Villet," sprach der Staatsrath, noch immer abgekehrt von dem Ritter und

sich ausschließlich an die Wittwe wendend, „der um eines der schönsten Mädchen von Brabant, um die Tochter eines Kanzlers und die Erbin eines bedeutenden Vermögens wirbt?“

„Laßt mich auf diese Frage antworten, Mutter!“ rief Villet vordringend und sich dem Staatsrathe gegenüberstellend. „Wer ich sei, fragt Ihr? Ein Ritter, der sich seine Würde auf dem Schlachtfelde verdient hat, ein Mann, der den Muth hat, aller Welt offenes Visir zu zeigen. Ein Herz, welches es verschmähen würde, sich hinter die Jacke eines Bedienten zu stecken, um das verächtliche Handwerk der Kundschafterei zu treiben —“

„Wer zweifelt an alle Dem, mein lieber, junger Herr?“ fragte Herr von Hachicourt mit souverainer Ruhe. „Ihr ereifert Euch ohne Noth und Klugheit. Nicht um die Meinung, die Ihr von Euch hegt, obschon sie nicht die schlechteste zu sein scheint, handelt es sich, sondern um Eure Herkunft, Euern Besitz, um die Stellung, die Ihr dem Fräulein in der Welt geben könntet. Der Krieg hat so viel Ritter hervorgebracht, daß man glauben sollte, der junge Adel sei etwas verlegen um die Schlösser, in die er sich im Frieden zurückziehen soll. Aber nicht mit Euch, sondern mit Frau van der Noot zu sprechen, kam ich her und ich denke, Ihr werdet so viel Höflichkeit haben, die Verhandlung nicht zu stören.“

Die Wittwe begleitete die Worte Hachicourt's mit einem bittenden Blicke.

„Wenn es die Hauswirthin wünscht, werde ich mich entfernen,“ sagte Armand. „Aber ich behalte mir vor, Euch, Herr von Hachicourt, die genügendste Auskunft zu geben, die Ihr über mich verlangt.“

„Wird mir sehr angenehm sein, sobald nach der Unterredung mit Frau van der Noot noch einiges Gewicht darauf zu legen wäre,“ erwiederte der Staatsrath.

Wenn auch das Zimmer, so verließ der Ritter Armand Villet doch keineswegs das Haus. Vielmehr entfernte er sich nicht weiter, als in die Stube Engelbert's, wo er in einer unbeschreiblichen Mißstimmung, verbunden mit der peinlichsten Spannung, den Weggang des Herrn von Hachicourt erwartete.

Der Weggang verzögerte sich jedoch ziemlich lange und als der Staatsrath endlich seinen Platz geräumt hatte, fand Armand die Damen in Thränen und grenzenloser Bestürzung.

„Welches sind die Bedingungen, die man Euch auferlegt,“ fragte er, bald die Wittwe, bald ihre Tochter mit einer Miene betrachtend, die beinahe eben so traurig war, als die Züge, denen er begegnete.

„Daß ich Dich und meinen Gott verleugne!“ rief

Katharina, in leidenschaftlichem Schmerze an die Brust des Ritters sinkend.

„Ich verstehe Dich nicht, mein theures, liebes Herz. Komme zu Dir, fasse Muth, Du liegst in meinen Armen und wo ist die Gewalt, Dich mir zu entreißen?“

„Ach, Villet, Ihr seid zu einer heillosen Stunde nach Brüssel gekommen. Hütet Euch, daß Ihr unser Verderben nicht theilt. Katharina und ich sind dazu bestimmt, als Blutzeugen für den geläuterten Glauben zu sterben, oder ich muß in Herrn von Hachicourt meinen Eidam, Katharina ihren Gemahl erkennen,“ erklärte die Wittwe, sich mit dem Rücken an den Schrank lehnend, an welchem sie vorhin gearbeitet hatte.

„Das wäre der Preis, wofür er Euch sein erstohlenes Geheimniß verkaufen will?“ entgegnete Armand. „Hätt' ich ihm doch den Stahl in die Brust gestoßen, anstatt dem trügerischen Elemente seine Bestrafung zu überlassen!“

„Ihr wißt also, daß es der Herr von Hachicourt war —“

„Seit heute Morgen, und eben darum verzweifelt nicht. Ich habe einen Bundesgenossen geworben — Ihr steht nicht allein gegen die Niederträchtigkeit des Elenden. Verzeiht, daß ich Euch vorhin verschwieg, was Euch nur Schrecken, keinen Trost bringen konnte. Simon Renard ist mindestens eben so mächtig in diesem Lande, als Ha-

chicourt, und ich glaube, er ist schlauer, verschlagener, kühner als jener. Seine Hilfe ist mir fest verbürgt — der Himmel wird uns einen Rettungsweg zeigen. Und noch jetzt: Fliehen aus Brüssel, Fliehen! Was hält Euch ab, die Straße nach Frankreich einzuschlagen, so lange sie noch offen steht?"

„Sie ist uns versperrt — die Spione Hachicourt's lassen uns nicht aus den Augen. Auf den Abend gelangt unsere Einwilligung in die Vorschläge des Herrn von Hachicourt an den Kardinal — gradezu an den Kardinal — oder morgen früh vertauschen wir unser Haus mit dem Kerker der Inquisition."

„Der Schurke versteht sein Handwerk! Und hat er nicht recht? Wenn ich den Schatz betrachte, den ich an meine Brust drücke, so erscheint mir keine That zu groß oder zu schwer, sie für Katharina's Besitz zu wagen! Was ist zu verwundern, daß es der Teufel versucht, durch einen Kunstgriff der Hölle um ein Stück Himmel zu werben? Aber laßt uns besonnen sein — vielleicht ist Hachicourt's Begehrlichkeit nur auf Katharina's Vermögen gerichtet —"

„Ich hoffte es und bot ihm die Abtretung alles dessen an, worauf wir unsere Ansprüche jemals erstrecken können! Vergebens. Die Werbung um Katharina ist ein lange vorbereiteter Plan, dessen Reife Euere Erschei=

nung in Brüssel nur beschleunigt hat. Daher die Weigerung, meine Forderungen zu unterstützen, die heuchlerische Verstellung, das Belauern unserer Schritte."

„Simon Renard muß Rath schaffen. Ich eile zu ihm."

„Fast wäre das Uebel nicht schrecklicher, als dieser Helfer," sprach die Wittwe, als Armand des Namens seines Freundes erwähnte.

„Ihr thut Renard Unrecht — er ist der Freund des Volks —"

„Dessen er sich nur in satyrischen Darstellungen und in Schmähschriften gegen den Kardinal annimmt."

„Leider gestattet ihm Granvella's Uebermacht keine anderen Mittel. Aber er haßt den Kardinal —"

„Während er ihm und Granvella's Vater die Aemter und Würden verdankt, mit denen er bekleidet ist."

„Simon Renard mag von zweifelhaftem Charakter sein der ganzen Welt gegenüber. Ich kann auf ihn bauen, gegen mich ist er aufrichtig, wahr und treu!" versicherte Villet.

„Was kann er ausrichten gegen den Kardinal, der mit der Macht der Kirche die Gewalt des königlichen Statthalters vereint? An ihm haben sich schon stärkere Wellen fruchtlos gebrochen. Mein Kind — mein armes Kind! Ich glaube, der Anfang dieses Unglücks hat ihr

schon die Besinnung geraubt, und doch ist es nur der Anfang. Aber Ihr hättet Herrn von Hachicourt sehen sollen, wie er uns mit derselben grinzenden Freundlichkeit, mit welcher er eintrat, seinen Anschlag enthüllte und die Mittel, ihn durchzusetzen. Wie er uns meldete, daß der Staatsrath endlich seinem unablässigen Anliegen Gehör geben, unsere Forderungen anerkennen, ja sogar das Kapital durch die zugezählten Zinsen verdoppeln wolle. Nur könne es einer so loyalen Behörde nicht gleichgiltig sein, wer dereinst in den Genuß dieses Vermögens kommen solle, da das Gerücht gehe, ein Hugenott, ein Feind des Königs erfreue sich der Gunst meiner Tochter. Noch herber sei ihm die Anklage auf die Brust gefallen, meine Tochter und ich neigten uns zur Ketzerei, zu der neuen Lehre hin, die noch immer wie ein schleichendes Gift in den Eingeweiden des Landes sitze, heimlich gepredigt und verbreitet werde. Mit Unwillen habe er der Aeußerung eines solchen Verdachts widersprochen, aber leider habe ihn die eigne Anschauung überzeugt, daß das eine Thatsache sei, was er als eine unwürdige Verläumdung seiner Schutzbefohlenen zurückgewiesen. Jetzt dulde sein Gewissen nur dann ein Verschweigen unserer beklagenswerthen Verirrung, wenn ihm die Verbindung mit Katharina die Gewißheit gäbe —"

„Haltet ein, gute Dame, haltet ein, wenn Ihr mich

nicht selber in einen Wahnsinnigen verwandeln wollt. Das Gespenst des Inquisitionsgerichts soll ihm sein Opfer zum Altare schleifen. Daß ich ihn nicht tödtete, als er sich röchelnd und überwunden unter meinen Fäusten wand! Der Wurm, den mein Fußtritt vernichten konnte, ist zum Scorpion geworden. Nicht nur die Brunst der Leidenschaft oder die Gier nach Eurer Habe treibt ihn — es ist zugleich die Wollust der Rache, einen Gegner in mir zu zerschmettern, der ihn züchtigte. Aber noch trennt mich kein Kerker, kein Gelübde von Katharina. Laßt mich aufbrechen, daß ich von dem neuen Bubenstück erzähle. Egmont ist mein Gastfreund, alle Provinzen sind ihm zugethan, die Edelsten des Landes befreundet, und Renard, entweder um seiner Liebe zu mir, oder um seines Hasses willen gegen den Kardinal, wird uns Rath und Beistand leisten."

„Ihr glaubt an Luftschlösser, Armand. Ihr arbeitet der Inquisition in die Hände, wenn Ihr dem Gerüchte einen Brosamen von Wahrheit zuschleudert. Was Ihr Egmont und seinen Tafelgenossen anvertraut, das wird in ganz Brüssel auskommen, die Ohren der Inquisition werden es vernehmen und sie wird keines Hachicourt's bedürfen, ihren Arm nach uns auszustrecken."

„Was sagst Du, Katharina?" fragte Armand, auf

das schöne, leblose Bild herabblickend, welches er noch immer umfaßt hielt.

„Ich, Armand? Ich? „antwortete das Mädchen, wie aus einem Traume erwachend, als sie ihren Namen aus dem Munde des Geliebten erschallen hörte. „Die Mutter will eine Märtyrerin werden, antwortete sie meinem Vormund. Aber ich liebe das Leben, ich liebe es tausendfach, seit ich Dich kenne. Ich fürchte mich vor dem Tode. Ich könnte meinen Glauben verrathen, wenn Du der Preis davon wärst.“

„Gott behüte Deine arme Seele, Mädchen,“ unterbrach die Mutter die Rede Katharina's. „Das sind lästerliche Worte, die ich von Dir vernehme. Gott verzeihe Dir und gebe Dir Kraft und Standhaftigkeit im Leiden. Wohin Billet?“

„Zu Renard. Er muß Euch retten — um jeden Preis!“ antwortete der Ritter und stürzte aus dem Zimmer.

4.

Aus dem Kabinete des Kardinals Granvella drangen heftige Worte. „Es ist der Wunsch und Befehl Ihrer Hoheit der Frau Oberstatthalterin —" rief eine kräftige und tiefe Stimme im Tone des empörtesten Gefühls; — „Eure Eminenz darf mir die Unterschrift nicht verweigern! Die Regierung bringt das ganze Land wider sich auf, durch die überharten, ja, ich muß sagen, ungerechten Maßregeln."

„„Der König, mein Herr, allein hat zu entscheiden, ob ich nach seinem Gesetze, oder gegen dasselbe verfahre,"" entgegnete ein anderes Organ eben so laut, aber ohne Aufregung. „„Wenn aber Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin von Parma Wunsch und Befehl hinreichend ist, die Maßregel, der ich beipflichten soll, in Kraft zu setzen, wozu verlangt man dann meinen Beitritt?""

„Daß nur die Saite nicht springt, die Eure Eminenz

so hoch hinaufwirbelt, als ob der Staatsrath nur Einen Willen zu befolgen habe, den Eurigen."

„„Fast scheint es, als müsse ich endlich allein den Staatsrath bilden, denn meine Widersacher halten sich seit geraumer Zeit von seinen Sitzungen fern.""

„Die Stände murren. In einigen Städten droht man mit Aufruhr und offener Empörung."

„„Wenigstens thut Ihr, meine Herren, Alles, um die Zustände dahin zu bringen.""

„Also Eure Eminenz versagen mir die Genehmigung zu einem Gnadenacte, den ich von der Frau Herzogin erbeten?"

„„Mein Gewissen und meine Pflicht verbieten mir die Zustimmung. Der König will, daß die Ketzerei in seinen Staaten ausgerottet werde. Als Diener der Kirche sowohl, wie als Theilhaber der Regentschaft, muß ich Seiner Majestät Meinung sein, denn die Vergehungen wider unsere heilige Religion und die Verbrechen wider den Staat sind sich verwandter als Zwillingsbrüder.""

Nach einer Weile ward die Thüre aufgerissen und Herr Florenz von Montigni ging rasch und mit erhitzten Wangen durch das Vorzimmer, ein Papier in der Hand tragend, welches er jetzt als unbrauchbar zerknitterte.

„Mein lieber Herr von Hachicourt, ich habe Eure Geduld mißbrauchen müssen. Tretet ein," ertönte die

Stimme des Kardinals durch die halbgeöffnete Thür' und Granvella's hohe Gestalt zeigte sich auf der Schwelle. „Herr von Montigni schied sehr aufgeregt von mir. Dieser Baron hat wenig Ruhe unter den Spaniern erlernt. Wenn er wieder nach Madrid kommt, werde ich sorgen, daß sich seine Schulzeit daselbst verlängere."

„Euer Eminenz Feinde sind außer sich vor Wuth —" sagte Hachicourt, als er sich im Kabinete befand. „Sie zeddeln ärgere Dinge unter einander an, als jemals. Die Buchläden wimmeln von Schmähschriften und nicht mit satyrischen Kupferstichen zufrieden, prägt man sogar Medaillen, die —"

„Die mich verspotten. Sagt es nur heraus, Hachicourt," fiel der Kardinal ein, als jener stockte. „Hat man mir doch sogar auf dem Wege aus der Kirche ein Bild in die Hand gedrückt, worin ich über einem Haufen von Eiern brütend dargestellt war, aus welchem Bischöfe hervorkrochen. Darüber schwebte ein Teufel, der mich als seinen lieben Sohn begrüßte. Nun, ich denke, das Bild ist weniger eine Beleidigung für mich, als für die Herren Bischöfe, die ihre Ernennung der Gnade des Königs verdanken. Uebrigens wünsche ich, daß die Statthalter, Ritter vom Vließe, Stände und Barone fortfahren, mir ferner ähnliche Zeichen ihrer Ohnmacht zu geben. Nur wen man fürchtet, verspottet man aus dem Dunkeln hervor."

Herr von Hachicourt begleitete die Worte seines Meisters mit der Geberde des vollkommensten Beifalls. Seine Miene sprach die höchste Bewunderung für die Seelengröße des Kardinals aus, und erst nachdem dieser längere Zeit geschwiegen und unterdeß mit seinen feingeformten Händen einige Papiere geordnet hatte, die auf dem Tische lagen, vor welchem er in einem Armstuhle saß, erlaubte sich der Staatsrath eine Fortsetzung des Gesprächs:

„Die Wittwe van der Noot ist von mir bedeutet, Ew. Eminenz bis heute Abend ihren Entschluß anzuzeigen.“

„Das heißt, mir den Heirathsvertrag ihrer Tochter mit Herrn von Hachicourt vorzulegen. Das Mädchen muß außerordentlich bezaubernd sein, daß sie Euch Euern Grundsätzen untreu macht.“

„In der That, Eminenz, Katharina ist schön. Allein weniger ihre Reize, als das Mitleiden bestimmen mich zu diesem Schritte. Was könnte die Wittwe des Kanzlers und ihre Tochter vor dem Blutgerichte schützen, welches über die heimlichen Zusammenkünfte der Ketzer ergehen muß, wenn nicht mein Name und meine Gewährleistung — durch die Huld, die mir Ew. Eminenz schenkt?“

Der Kardinal richtete einen Blick auf den Redner, welcher einen mehr als leisen Zweifel an dem angegebenen Beweggrunde verrieth. Aber die Lippen des Kirchenfür-

sten waren so verschwiegen und seine Mienen so gehorsam, daß das Antlitz des Kardinals den unbeweglichsten Ernst zeigte, als er antwortete:

„Ihr habt ein Recht darauf, Eure Mündel von der Verfolgung auszunehmen, denn Euch wird die Inquisition die Entdeckung der jüngsten Umtriebe des bösen Feindes in Brüssel verdanken. Auch wird Niemand an der Rechtgläubigkeit einer Dame zweifeln, die Herrn von Hachicourt's Gemahlin wird.“

„Ich hoffe einige Beweise meiner Ergebenheit gegen die katholische Kirche und Se. Majestät den König geliefert zu haben,“ erwiederte Hachicourt mit hochfahrender Demuth. „Zu den hauptsächlichsten rechne ich die Anhänglichkeit gegen Ew. Eminenz, die sich in keiner meiner Handlungen jemals verleugnet hat —“

„Und die Regierung ist Euch dankbar dafür,“ fiel der Kardinal kurz ein und mit einer Betonung des Wortes „Regierung“, als ob er seinen eigenen Namen ausspreche. „Auf die Mittheilung, daß Ihr gesonnen, Eure Mündel zu heirathen, habe ich nicht allein die langwierige Streitfrage über den Nachlaß Adolph van der Noot's zu Ende gebracht, sondern sogar die Zinsen zum Kapital geschlagen. Wir werden die Sache sodann vom Staatsrathe gutheißen lassen, doch ist die Urkunde vorläufig schon ausgefertigt.“

Der Herr von Hachicourt antwortete mit einer tiefen Verneigung.

„Es ist eine reine Form, den Staatsrath hinzuzuziehen,“ sagte er darauf, „mehr eine Artigkeit von Seiten Ew. Eminenz gegen das Kollegium, als eine verfassungsmäßige Nothwendigkeit. Dennoch fürchte ich —“

Der Staatsrath senkte das Auge und die Zunge erlahmte ihm vor dem Blicke des Kardinals.

„Was fürchtet Ihr? Fahrt fort, Herr von Hachicourt,“ befahl dieser mit aller Strenge, die er seinem Wesen zu verleihen wußte. „Glaubt Ihr etwa, Armenteros habe meinen Widersachern frischen Muth aus Spanien zugeführt? Da liegt die Antwort des Königs auf die neuesten Anklagen, welche die herrschsüchtige Eitelkeit der Regentin in Verbindung mit dem Oberhäuptern der Zwietracht wider mich an Philipp gelangen ließen. Daß Egmont, Oranien, Hoorne, Hoogstraten, Megen und wie die Ränkeschmiede alle heißen, mich hassen, ist kein Grund des Mißtrauens für Karl's des V. Sohn gegen einen bewährten Diener seiner Krone. Oranien hatte es versucht, die Ritter des goldenen Vließes wider mich aufzuwiegeln. Ihre Klagschrift ist widerlegt worden. Durch kleine und große Angriffe hat man meine Stellung zu erschüttern gestrebt, ist sie dadurch einen Augenblick unsicher gewesen? Zuletzt hat meine erlauchte Nachbarin“ — und

dabei deutete der Kardinal auf den Flügel des königlichen Schlosses, den Margaretha von Parma bewohnte, während sein Stolz die andere Hälfte des Palastes mit ihr theilte — „ihren Geheimschreiber nach Madrid gesandt, einen so erfahrenen Minengräber, als jemals einer die unterirdischen Gänge eines Hofes zu öffnen wußte. Fragt nach dem Erfolge seiner Botschaft. Dies königliche Schreiben, welches mir Armenteros zugestellt, mag Euch zur Erklärung dienen. Daß es jenem verschmitztesten „Volksfreunde," wie er sich gern schelten hört, Wilhelm von Oranien, kein Geheimniß geblieben ist — denn welches Siegel wäre fest genug für seine geübte Hand — dafür sind Zeugen die neuen Gerüchte, die man wider mich ausstreut und die Kardinalsmaske, die ein Popanz vor sich hertrieb bei dem öffentlichen Karnevalsballe. Solchergestalt verkündet sich die getäuschte Erwartung. Aber Ihr fürchtetet etwas, Herr von Hachicourt. Laßt hören."

„Bei der Aufmerksamkeit, mit der ich Ew. Eminenz Worten folgte, hab' ich vergessen, was ich sagen wollte. Doch mir fällt eben ein, jener Satan, der sich auf der Maskerade zeigte und den Kardinal verfolgte, war mit einem Fuchsschwanze versehen. Die Menge wollte Herrn Simon Renard damit angedeutet finden und seine Kunst, Schmähschriften und Spottbilder zu entwerfen."

„Von Simon Renard also fürchtet Ihr?"

„Meine Meinung ist, Ew. Eminenz Langmuth geht zu weit gegen ihn. Er ist unerschöpflich in Bosheiten und der Palast Egmont's gilt als der Herd, wo die Funken zusammengetragen, die Flammen geschürt werden.“

„Ein gefährliches Haus, in welchem man mit dem Feuer spielt! Hütet Euch, es zu betreten. Das Element, an dem man frevelt, kann sich über kurz oder lang dafür rächen,“ warnte Granvella.

„Es dient allerlei verdächtigem Gesindel zum Zufluchtsorte. Da ist ein Parteigänger aus dem Burgundischen, den Egmont's Verschwendung mästet, ein kecker Gesell, übermüthig und gewaltthätig. Armand Villet ist sein Name. Ich habe erfahren, daß er mit Simon Renard verkehrt und gestern stand er gewissermaßen auf Posten vor dem Hofe, wo der Gottesdienst der Abtrünnigen gehalten ward.“

„Aus Burgund? Schon darum, weil er aus meiner Heimath stammt, will ich warten, bis Egmont's Gast nicht blos verdächtig, sondern auch schuldig erscheint,“ entgegnete der Kardinal.

„Herr Simon Renard,“ meldete der Lakai des Kardinals, „bittet um die Erlaubniß, Ew. Eminenz aufzuwarten.“

„Lupus in fabula. Er soll von mir empfangen werden. Auf Wiedersehen, Herr von Hachicourt. Ein schö-

nes Mädchen, eine Mitgift von hunderttausend Kronen! Laßt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich meinen Feinden nicht blos zu trotzen, sondern meine Freunde auch zu belohnen weiß. Die Einwilligung des Fräuleins und der Wittwe ist bis heute Abend in meinen Händen, so gewiß die heiße Umarmung eines Bräutigams erträglicher ist, als die feurige Zärtlichkeit des Scheiterhaufens."

Eine Minute später trat Simon Renard in's Zimmer.

Der Kardinal, der dem Herrn von Hachicourt gegenüber nichts weiter gewesen war, als der Gönner eines unterwürfigen Günstlings, nahm vor Simon Renard eine andere Miene an. Sein Stolz verwandelte sich in das höhere Gefühl des Selbstbewußtseins, die Würde des Amts und der Macht ward persönlicher, die Haltung energischer. Es war ein Gegner, ein erbitterter Feind, den Anton Perrenot Granvella vor sich sah, und mit um so größerer Klugheit mußte er behandelt werden.

„Was verschafft mir das Vergnügen, Herrn Renard zu sprechen, der mein Zimmer sonst nur als Schriftsteller und in Werken betritt, die nicht eben darauf berechnet sind, mich zu erheitern?" fragte der Kardinal beinahe scherzhaften Ausdrucks. Wenigstens suchte er eine versöhnende Vertraulichkeit in seine Worte zu legen.

Renard ging jedoch nicht auf einen Ton ein, der geeignet gewesen wäre, der Unterhandlung ihre kalte Förm-

lichkeit zu nehmen: „Aus dem Antlitze, welchem ich begegnete, als ich in das Kabinet Ew. Eminenz eingelassen ward, schließe ich, daß ich zu spät komme mit meinem Gewerbe," sagte er mit finsterer Miene. „Die Stadt ist, wie ich weiß, von einem größeren Unheile bedroht, als die gegenwärtige Regierung jemals über sie verhängte. Die Ketzerverfolgungen, welche die Provinzen aufsässig machen, sollen nach Brüssel übertragen werden."

„Davon ist mir noch nichts bekannt," entgegnete der Kardinal, sich in alle Würde seiner Herrschaft hüllend.

„Ew. Eminenz Antwort belehrt mich, daß die Maßregel schon fest beschlossen ist."

„Und wenn sie es wäre, Herr Renard? Sollte in Brüssel geduldet werden, was wir in Mecheln, in Antwerpen, in Brügge mit Feuer und Schwert verfolgen?"

„Der Prozeß, den man einzuleiten im Begriffe ist, könnte leicht aus der Vertheidigung in einen Angriff umspringen. Die Personen, über welche sich das Gericht erstrecken müßte, sind zahlreicher, mächtiger und entschlossener, als man ahnt."

„Dann kann dem Uebel die Axt nicht früh genug an die Wurzel gelegt werden."

„An die Wurzel! Glaubt Ew. Eminenz, daß sie Euch, oder irgend einem Menschen erreichbar sei?"

„Blickt auf mein Gewand, Herr Renard, und beantwortet Euch die Frage selbst. Es ist mir nicht bekannt, sage ich, daß die Ketzerei auch in Brüssel Anhänger hat. Wird es mir bekannt, dann werde ich im Sinne des allerkatholischsten Königs handeln, der mich der Regentin zur Seite setzte."

„Das heißt das Beil gegen den Nacken des Volkes schwingen. Der alte Glaube hat seinen Boden nicht mehr in diesem Lande. Die besten, die stolzesten Köpfe neigen sich der neuen Lehre zu."

„So müßte in jedem Falle die Form und Herrschaft der römisch-katholischen Kirche gerettet werden und es ihrer Kraft überlassen bleiben, auch den Geist mit dem Leibe wieder an sich zu fesseln."

„Das Regiment der Kirche retten, heißt zugleich die eigne Herrschaft befestigen," rief Renard mit rohem Vorwurfe.

„Sollte ich deshalb säumiger sein, Herr Renard?" entgegnete Granvella mit einer großartigen Offenheit, welche zeigte, daß der Kardinal selbst diese ehrgeizigste Deutung nicht einen Augenblick verschmähte. „Worauf das Bestreben der Niederländer gerichtet ist, das hab' ich durchschaut und durch mich der König. Der spanischen Soldaten sind die drängenden Stände ledig, jetzt möchte man auch der spanischen Regierung quitt und ledig sein.

Die Barone haben die Provinzen längst unter sich vertheilt, um sie dereinst als Herzöge, nicht als Statthalter, zu verwalten. Erst der Umsturz der Kirche, dann der der Regierung. Das ist ihr Plan. Und so fern sie sich mit Aussicht auf Erfolg schmeicheln, mag ich's den Egmont's, den Brederode's, den Bergen, die sich für geborne Fürsten des Landes halten, von ihrem Standpunkte aus gar nicht verübeln, wenn sie nach unumschränkter Gewalt streben. Mein Gewissen und mein Standpunkt sind jedoch anderer Art, und eigentlich geht Euer Interesse mit dem meinigen, Herr Renard. Wer möchte nicht Herr oder Oberster eines Staates sein, an dessen ersten Platz er sich durch seine Abkunft berufen glaubt? Wir aber sind Fremdlinge, Ihr wie ich. All' unsere Gewalt stammt von königlichen Aemtern. Die Gnade Philipp's allein stattete uns mit Würden und Macht aus. Wie es Euch gelüsten kann, Partei mit der Anmaßung der Barone zu machen, begreife ich nicht."

„Und eben diese königliche Gewalt hast Du in vollem Griffe in Deiner Hand zusammengefaßt, und mich voll tückischen Neides um Philipp's Vertrauen betrogen —" dachte Renard und sein galliges Blut drängte sich heiß und empört gegen Herz und Kopf. Dem Kardinal entging diese Bewegung nicht. Aber er mißverstand sie, denn er fuhr mit wärmerem Ausdrucke fort:

„Was hat den Landsmann mit dem Landsmanne entzweit? Den Jugendgenossen vom Jugendgenossen entfernt? War es nicht mein Vater und später ich selbst, die Euch aus Eurer Dunkelheit hervorzogen und auf einen Posten brachten, wie er Euern Wünschen vor der Hand wohl genügen kann?“

Simon Renard mußte alle Stärke seines Willens aufbieten, um seinen mörderischen Haß nicht durchbrechen zu lassen bei diesen Erinnerungen. Die Dankbarkeit grade, die Granvella für sich in Anspruch nahm, war nicht der letzte Grund der Feindschaft Renard's gegen einen Mann, dessen größtes Verbrechen für jenen darin bestand, einen Nebenbuhler, einen Jugendgefährten und Landsmann, der sich in jeder Hinsicht mit ihm für gleich berechtigt hielt, unendlich überflügelt zu haben. Hätte er den Kardinal mit einem Worte vergiften können, er würde es ausgesprochen und sich an den Todeszuckungen seines Feindes geweidet haben. Aber ein solches Wort war nicht vorhanden und die Verhältnisse geboten die eisernste Verstellung, wenn Renard jemals die Genugthuung erleben wollte, Granvella erniedrigt und für sich die Stufe zur Macht geräumt zu sehen.

„Denkt Ihr nicht manchmal an Vesoul in Hochburgund zurück? An Besançon? An unsere Kindheit und an die Gespielen derselben?“ Noch immer hielt Granvella

den niedergeschlagenen Blick, die Röthe in Renard's Gesichte, seinen hochgehenden Athem für einen Kampf von Reue und Stolz. „Ihr habt mir mein Vertrauen durch tausend Dolchstiche vergolten — und dennoch wollt' ich Euch verzeihen, kämt Ihr mir offen entgegen. Denn nicht die Spottbilder und Schmähschriften, die Euch die öffentliche Meinung zuschreibt, haben mich so tief gekränkt, als Euere Härte gegen Euern alten Freund, welchem Ihr sogar das Kind entzogt, worauf ihm die Natur die heiligsten Rechte verliehen."

„Damit glaubt Ihr die weicheren Gefühle meines Herzens aufzulockern, daß Ihr mich an die Schmach einer theuern Anverwandten, an die unheilbare Wunde erinnert, die Ihr meiner Brust geschlagen, als Ihr das Mädchen berücktet, welches das Heiligthum meiner Wünsche und Hoffnungen war?" sprach Renard und bedeckte seine zuckenden Augen mit der Hand.

„Klagt das Mädchen an, nicht mich. Die Liebe siegt nur, wo sie Erwiederung findet. Adele gebar mir einen Sohn. Ich war fern von ihr. Die Weihen der Kirche, die man auf mein Jünglingshaupt gelegt hatte, hinderten mich, meinen und ihren Fehltritt durch die Ehe zu sühnen. Ihr übernahmt es, für meinen Sohn zu sorgen. Warum habt Ihr ihn und seine Mutter in eine so tiefe Verborgenheit versteckt, daß nicht einmal eine Kunde

ihres Daseins zu mir bringen konnte? Was die Sitte gebot, vor der Welt zu verhehlen, das war dem Geliebten, dem Vater zu wissen erlaubt. Euer Verfahren hat mich des theuersten Bandes beraubt, durch welches ich mit der Menschheit zusammenhing."

„Ich that nicht mehr, als was mir die Ehre meiner Familie befahl und das Bedürfniß, mit ihrer Schmach zugleich mein zertretenes Glück zu verhüllen," antwortete Renard mit bleichen Lippen.

„Und noch heute, gebt mir meinen Sohn heraus! Brecht Euer hartnäckiges Schweigen. Ihr habt endlich genug auf den Besitz meines Geheimnisses getrotzt. Lebt er? Laßt mich ihn sehen, Simon. Er soll unsere Versöhnung besiegeln, wenn Ihr mich nicht blos hassen könnt. Welches auch die Gründe Eures Verfahrens gewesen sein mögen, sie sind nicht mehr vorhanden nach einem Vierteljahrhundert. Gebt mir meinen Sohn —. Habt Ihr ihm das Räthsel seiner Abkunft verheimlicht, so soll es ihm auch von mir selber nimmermehr gelöst werden. Ich werde ihn umarmen, ihm eine Zukunft begründen, mich an dem Anblicke seiner Jugend verjüngen. Lebt Adelen's Kind, Renard? Wo befindet es sich? In welchen Verhältnissen?"

Der Gefragte war im Begriffe zu antworten, als dem Kardinal angedeutet ward, der Staatsrath sei versam-

melt, die Herzogin selbst dabei erschienen und man erwarte seine Ankunft, um die Sitzung zu eröffnen.

Mehr noch als der Besitz der Macht reizen die Zeichen derselben. Ein Staatsrath von siebzehn blühenden Provinzen, eine fürstliche Regentin an seiner Spitze — und hier der Spielgenosse Renard's, ohne dessen Gegenwart die Geschäfte nicht aufgenommen werden können, der den versammelten höchsten Personen zurückmelden läßt, eine dringende Angelegenheit halte ihn für einige Augenblicke ab, seiner Pflicht zu genügen! Hätten die Rachepläne Renard's nicht schon den festesten Grund gefaßt gehabt, so würde sie der Neid jetzt zu Stein erhärtet haben.

„Mein Sohn also — lebt er?" forschte der Kardinal, als er den Diener fortgeschickt hatte.

„Er lebt — er lebt sogar in Brüssel, unter Euern Augen, Eminenz."

„Seit welcher Zeit? Welchen Namen gabt Ihr ihn? Wann werd' ich ihn sehen?"

„Er heißt Armand Villet und diente unter den hugenottischen Fahnen Frankreichs."

„Meine Liebe zu Adelen's Kinde kennt keine Glaubensunterschiede, keine politische Partei. Simon, ich erwarte Euch diesen Nachmittag in dem nämlichen Kabinet. Wir müssen uns besprechen über die Vereinigung eines Vaters mit seinem Sohne. Werdet Ihr mir zu Willen sein?"

„Ich werde kommen," versicherte der Geheimrath.

„Und jetzt darf ich die Nachsicht der Frau Herzogin nicht länger auf die Probe stellen." — Mit dem stolzesten Schritte ging der Kardinal zur Versammlung des Staatsraths. Die Freude, die aus seinen Augen leuchtete, hätte allen Haß wider seine Macht von Neuem angefacht, wäre sie in den Herzen seiner Feinde je erloschen gewesen. Denn der Triumph, der auf Granvella's Miene schwebte, galt seinen Gegnern als der beleidigendste Hohn über ihre abermalige Niederlage. Armenteros' Botschaft an den König schien das Vertrauen Philipp's zu dem Minister nur gesteigert, nicht vermindert zu haben. Die Handlungsweise des Kardinals bestätigte diese Vermuthung. Seine Entscheidungen im Staatsrathe waren willkührlicher und schroffer als je zuvor.

5.

Als Simon Renard von der Zusammenkunft mit Granvella in sein Haus zurückkehrte, fand er Armand Villet, welcher ihn dort erwartet hatte.

„Eure Fürsprache war nutzlos. Ich seh' es an dem unheimlichen Zuge um Euern Mund. Das Verderben Katharina's ist unwiderruflich beschlossen," rief ihm der junge Mann entgegen.

„Wär' es nur auf die beiden Frauen abgesehen! So tief mich ihr Schicksal um Deinetwillen ergreift — es ist doch immer nur das Unglück Einer Familie. Aber, wie ich Dir sagte, es handelt sich um alle Theilnehmer jener protestantischen Versammlungen. Wessen Gesicht Hachicourt nicht erspäht, wessen Namen er nicht erlauscht hat, den wird die Folter verrathen."

„Und kein Freibrief für Katharina und ihre Mutter? Nicht einmal Verbannung, indem sie Verzicht leisten auf ihr Habe?" fragte Armand.

„Hachicourt will nicht das Vermögen der Braut allein, er verlangt auch die Braut selbst. Und er hält die Frauen zu fest umgarnt, als daß sie durch ein Thor von Brüssel gehen dürften, ohne daß es ihnen seine Unterschrift eröffnet. So lange Granvella in diesen Landen gebietet, heißt die Loosung Derer, auf die er sein Auge richtet: Gehorchen oder Zerschmetterwerden."

„So ist jede Hoffnung dahin. Alles was ich thun kann ist: das Haus der Geliebten gegen die Schergen der Inquisition vertheidigen, bis mich ihre Spieße durchbohrt haben."

„Ein kläglicher, weil ein durchaus nutzloser Tod! Ich denke, Du sollst einen besseren Gebrauch von Deinen Armen machen und nicht blos Katharina, das ganze Land gegen den Kardinal vertheidigen. Ob Dir die That „ungererecht" erscheinen wird, das weiß ich freilich nicht. Mir kam der Gedanke dazu, als ich Granvella unter der heißen Thränen eines Vaters beschwor, Barmherzigkeit zu üben."

Armand Villet horchte gespannt auf. Dann rief er:

„Das Land vom Kardinale erlösen! Katharina retten! Gäb's einen heiligeren Beruf für mich? Aber der Erzengel selbst, der den Teufel überwand, würde sein Flammenschwert vergebens gegen Granvella erheben und stiege

er vom Thurme des Rathhauses herab, den Kampf wider den neuen Höllenfürsten zu beginnen."

„Du hast Recht. Er ist ein neuer Fürst der Hölle. Aber ihn zu überwinden, bedarf es keines heiligen Michael, nur eines muthigen Mannes," fiel Renard ein.

„Reichten die Kräfte Eines Menschen aus, dann wäre der Mann gefunden," versetzte der Ritter.

„Ich hoff' es, daß er gefunden ist und schätze mich glücklich, den Plan entworfen zu haben, den Du ausführen wirst."

„Ein Plan — auf Tage, auf Wochen und Monate vielleicht hinaus berechnet, während morgen schon der eine Henker oder der andere sein Opfer ergreift!" wendete Armand ein und rang die Hände.

„Heute noch, wenn Du Dir die Kraft dazu zutraust, fällt Granvella von Deinem Stahle," sprach Renard in feierlichem Tone.

Armand bebte zurück. Dann fragte er:

„Heute noch? — Aber wo find' ich ihn außer am Altare oder hinter den Trabanten der Hofburg?"

„Er selbst eröffnet Dir, getäuscht durch meine Vorspiegelungen, sein geheimes Kabinet. Du stehst ihm gegenüber ein Mann wider den anderen. Kein Scherge wird Dich belauern, kein Diener Deine Faust zurückzuhalten vermögen. Nur vor Deiner Schwäche zittere ich."

„Vor meiner Schwäche! Eine Welt würd' ich zu erwürgen die Kraft haben, verwandelte sie sich in einen Mann, der mit mir um Katharina ringen möchte," versicherte Villet.

„Du wirst vor der That zurückbeben, ehe Du begonnen. Glatte Worte, freundliche Blicke, heuchlerische Thränen im Auge des Feindes werden Deinen Entschluß fesseln. Denn wisse — ich habe den Kardinal glauben gemacht, Du seist seiner Schwester Sohn."

„Ihr erschreckt mich durch die Farbe des Blutkleides, die Ihr gewählt, mehr als durch das Kleid selbst," sprach Armand zurückschaudernd. „Den Mörder unter der Maske eines Blutsverwandten einführen! Das ist ein satanischer Gedanke!"

„Des Feindes würdig, den wir bekämpfen."

„Aber auch unserer selbst?"

„So suche Dir ein ritterliches Mittel — wirb ein Heer — biete Granvella auf offenem Markte Fehde. Der Sandplatz, auf welchem Du Deine Streiter versammelst, wird indeß von Katharina's Blute befeuchtet oder mit den Blumen geschmückt sein, die man Hachicourt's Hochzeit zu Ehren streute."

„Ihr blast in eine Flamme, die schon zu wild lodert. Auch als der Neffe, für den er mich hält, stoß' ich ihm den Degen in die grausame Brust," entschied sich Armand.

„Es kommt nur darauf an, daß Du ihn nicht auch für Deinen Oheim ansiehst, daß Du seine Täuschung keinen Augenblick theilst. Daß Adele Deine Mutter ist, weißt Du.“

„Ihr Mund verrieth es nie. Aber ihre Miene, ihr Blick, die Liebe, die sie mir widmete, verriethen es mehr als die Aehnlichkeit ihrer Züge mit den meinigen.“

„Der Kardinal hatte eine Schwester gleichen Namens mit Deiner Mutter, Adele. Als wir noch Freunde waren, leistete ich ihm den Dienst, Adele Granvella aus einem Kreise zu entfernen, in welchem ein Bündniß unbekannt bleiben sollte, welches ohne den Segen der Kirche geschlossen worden war. Diese Schwester des Kardinals ist längst verschollen. Denn sie verließ heimlich später auch den Zufluchtsort, den ich ihr bestimmt hatte, und ist vermuthlich schon seit Jahren todt und begraben. Um Dir jedoch die Thüre zum Kabinete Granvella's zu entriegeln, habe ich jene Adele auferweckt und Dich, Armand Villet, ihr zum Sohne gegeben.“

„Das ist ein Netz von Lügen, worin ich mich verwirre, ohne den Ausgang zu erblicken.“

„Du hast wenig von dem Geiste Deines Vaters, mein Sohn,“ sprach Renard mit beinahe verächtlichem Ausdrucke. „Aber es liegt in Deiner Hand, die Verhandlung mit dem Kardinale abzukürzen, sobald sie Dir lästig wird,“

fuhr er mit einer Geberde fort, die keinen Zweifel darüber ließ, welche Art der Abkürzung verstand. „Zunächst habe ich Alles so vorbereitet, daß Du nur die Verhältnisse Deiner Mutter, Deiner Erziehung und Umgebung anzuführen brauchst und der Kardinal wird in jedem Zuge seiner Schwester Kind in Dir erkennen."

„Gott sei Dank, daß Eure Lüge keine Wahrheit, daß Adele de Montremy nimmermehr eine Granvella gewesen, daß vielmehr unter allen Villet's, deren Namen ich trage, Anton Perrenot Granvella nicht minder verhaßt ist, als in Brüssel selbst."

„Und jetzt vor einem Schritte, so wichtig, daß damit eine Epoche der niederländischen Geschichte abschließt, vor einer That, welche Dir, wenn sie gelingt, den Namen des Wilhelm Tell von Belgien verleiht, muß das Geheimniß zwischen uns verschwinden," ergriff Renard das Wort. „Armand, an mein Herz — ich bin Dein Vater, Adele von Montremy ist mir nicht blos verwandt — sie war dazu bestimmt, mein Weib zu werden. Schon als Kinder waren wir einander verlobt — und wie innig liebt' ich Adelen, die mir dennoch vor der Welt niemals angehören sollte! Dir jene Handlung der Bosheit darzulegen, welche Simon Renard von Adelen trennte, dazu fehlt es in diesem Augenblicke an Zeit. Aber ich schwöre Dir, daß Du zugleich Deine Mutter und mich an Granvella rächst,

wenn Du ihm Deinen Dolch in das falsche Herz bohrst — das schwör' ich Dir bei Gott, dem Allgegenwärtigen, ich schwöre Dir's bei meiner Hoffnung auf die Auferstehung und wenn Dein Vorsatz einer Erleichterung, Dein Gewissen eines Trostes bedarf, so wirf alle Schuld des Mordes auf mich. Auf meine Seele jede Verantwortung und Rechenschaft Deiner That."

Armand gab sich der Umarmung Renard's mehr hin, als daß er sie erwiederte: „Mein Entschluß braucht der Unterstützung nicht. Granvella hat seine Person durch die Gewalt über das Recht hinausgestellt. Was bleibt dem Bedrängten, den der Schutz der Gesetze verläßt, als die Gewalt?"

„Für heute Abend nach der Vesper melde ich Dich beim Kardinale an. Du wirst ihn allein und auf eine zärtliche Familienscene gefaßt finden."

Armand nickte dazu.

„Laß ihn nicht zu langen Reden kommen," mahnte Renard. „Seine Zunge ist geschmeidiger, als der Leib einer Schlange. Selbst die Täuschung über Deine Person könnte Dir gefährlich werden. Stoß zu, ehe er das Mitleid Deines Herzens erregt, Dich mit unverdienten Liebesworten berückt. Nicht für Dich allein stehst Du, Du sollst Dein Messer an eine Giftbeule des Landes setzen. Ist das Werk vollbracht, hast Du den Verhaßten in's

Leben getroffen, so fliehe nicht eher, bis Du sein letztes Röcheln gehört. Der Palast Egmont's nimmt Dich auf. Und wenn nicht schon in derselben Nacht eine Umwälzung aller öffentlichen Ordnung jede Verfolgung und Untersuchung der That und ihres Urhebers unmöglich macht, so magst Du weiter fliehen oder Dich verborgen halten, bis das Geschick der Niederlande entschieden ist."

„Nicht ohne Katharina werde ich die Stadt verlassen," entgegnete Armand.

„Ueber der Leiche Granvella's bist Du der Gebieter Brüssels. Also mit oder ohne Katharina — nach Deinem Gutdünken!"

„Und jetzt laßt mich gehen, damit ich mich vorbereite auf das Unternehmen," sagte Armand.

„Die beste Vorbereitung ist Einsamkeit. Ich wünschte, Du verbrächtest den Tag in stillem Nachdenken."

„Nein, nein, Herr Renard. Ich muß Luft, Bewegung, Zerstreuung haben! Vor Allem — ich muß Katharina noch einmal sehen!" erwiederte der Ritter.

„Mit der Dämmerung aber erwart' ich Dich hier. — Schweige gegen Jedermann — am ängstlichsten gegen die Frauen —. Thaten, wie die Deinige, wollen aus dem „Nachher" betrachtet sein, nicht nach dem Vorsatze. Die Zusammenkunft dieses Nachmittags, die ich mit Granvella habe, bringt Alles in Ordnung, was Deinen Em-

pfang bei ihm betrifft. Und wenn Dir das Herz schlägt bei dem Gedanken an den Mord, so ermanne Dich bei der Erinnerung an den, welcher Dir dazu räth, an Deinen Vater.“

„Lebt wohl, Herr Renard. Mit der Dämmerung bin ich bei Euch.“

„Lebe wohl und sei standhaft, mein Sohn. Willst Du mir den Namen eines Vaters versagen?“

„Noch ist er mir nicht geläufig. Vielleicht nach dem Werke, welches ich unter Eurer Anleitung vollbringe.“

„Du beleidigst mein Herz durch Deine Kälte.“

„Ist eine Mordberathung das Mittel, die Liebe zu erwecken oder zu verdrängen?“

„Eigensinniger Thor! Um wessentwillen biet' ich Dir die Hand zu dem Unternehmen? Geschieht's für mich, oder für Dich?“

„Ich meine, für eine gerechte Sache! Lebt wohl.“ Armand ging, ohne die Erwiederung zu erwarten. Renard sah sich allein.

„Woher diese Scheu? dies Mißtrauen? Hätte die Natur eine Sprache, die sich nicht verfälschen läßt? Und fände vielleicht Granvella den Ton, der in Armand's Herzen wiederklingt? Worauf darf ich rechnen, wenn nicht auf den jähen Zorn des jungen Herzens? Er hat seine Mutter erkannt, sollte er eben so auch seinen Vater erkennen

und an diesem plötzlichen Gefühle mein feingeschliffener Racheplan zersplittern? Ihr Dämonen des Hasses steht mir bei, daß ich nicht zum Stümper werde an der Entscheidung eines fünfundzwanzigjährigen Strebens. Den Vater ermorden lassen durch seinen Sohn — wäre die Genugthuung zu groß für mich? Zu groß? Nachdem Granvella mit gleicher Frechheit meine Liebe, wie meinen Ehrgeiz zertreten — zu groß? Und Adele, wenn sie einst erfährt, welchen Gebrauch ich von ihrem Vertrauen machte, wenn die Heuchelei meines Lebens entdeckt vor ihrem Auge liegt, wenn sie ihren Sohn entweichen sieht von der Leiche seines Vaters, so wird sie mir fluchen. Unter welchen Höllenschmerzen verfluchen wir! Ich habe die ganze Qual des Fluches empfunden, den ich Dir zuschleuderte, Adele, als Du mich verworfen hattest um des Priesters willen! Dir soll sie nicht erspart sein und Du sollst es mit Entsetzen erkennen lernen, welche Freundschaften das sind, die aus verrathener Liebe emporwachsen."

Während Renard sodann mit der nüchternsten Selbstbeherrschung die Anstalten traf, welche seinem Zwecke dienen konnte, irrte Armand wie von einem betäubenden Gifte berauscht durch Brüssel. Er klopfte an das Haus Katharina's. Ein fremdes Gesicht erschien an der Thüre, die für ihn verschlossen blieb. Schon hielt Hachicourt die Wohnung der Geliebten wie eine eroberte Festung besetzt.

Durch die Stadt selbst ging eine unbestimmte Ahnung des neuen Unheils, welches über ihr heraufzog. Die Bürger verbargen ihren Kummer in einem düsteren Schweigen oder ihre Schadenfreude unter erwartungsvollem Lächeln. Die keckeren Edelleute wagten laut zu drohen. Der Hof Margarethen's, durch den letzten verfehlten Versuch zur Entfernung Granvella's, weniger niedergeschlagen, als erbittert, nahm Partei für den murrenden Adel. Die älteren Würdenträger der Kirche, durch die Einsetzung der neuen Bischöfe in ihren Rechten verletzt, standen feindselig wider die Besitzer der ihnen entrissenen Pfründen, von denen sich der Kardinal selbst nicht die magersten zugeeignet hatte. Endlich spiegelte sich sogar unter den Beamten der Regierung die unheilbare Spaltung des Landes ab.

Renard's Voraussicht täuschte nicht. Ein Funke, der in den aufgehäuften Zündstoff flog — und alle siebzehn Provinzen erhoben sich zum Umsturze der gegenwärtigen Verwaltung. Aber Granvellas Tod war mehr als der Funke, dessen es bedurfte. An seiner Leichenfackel hätte sich ein Brand entzündet von unermeßlicher Ausdehnung und Gewalt.

6.

„Er läßt auf sich warten!“ sagte der Kardinal, mit ungleichen Schritten sein Zimmer durchmessend. Die Uhr über dem Kamine, dessen Feuer Granvella selbst unterhielt, um jeden Zeugen für die Zusammenkunft mit seinem Sohne zu entfernen, zeigte das Herannahen der achten Abendstunde. Die frisch aufgesteckten Kerzen auf dem silbernen Armleuchter waren schon um einige Linien niedergebrannt. „Sollte mich Renard getäuscht, sollte er mit meinem väterlichen Verlangen gespielt haben? Sein Antlitz zwang sich in freundliche Falten, während sein Auge von verborgenem Grimme blitzte — muthete ich ihm nicht zu viel zu, als ich von ihm verlangte, daß er mir Adelen's Sohn ausliefern solle?“ fragte sich Granvella nach einer Weile.

„Warum, wenn er Armand nicht mit seinem Vater vereinigen wollte, hätte er ihn hierher nach Brüssel gerufen? Er soll ihm nur als Mittel dienen, damit er,

Renard, mir desto ungestrafter trotzen könnte. Denn er haßt mich — und wenn ich irgend einen Haß verdiene, womit man mich so freigebig behandelt, so ist's der seine. Nur wir Beiden können ermessen, was ich ihm in Adelen entrissen. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß Renard's Eifersucht längst der Leidenschaft des Ehrgeizes Platz machte. Mit der letzteren kaufe ich ihm die erstere ab, und er schenkt mir einen — Neffen!"

„Grausames Verhängniß, welches mir nur einen Neffen zu begrüßen erlaubt, mir, in meinem Alter, meiner einsamen Stellung, die der Liebe so bedürftig wäre! Aber Renard hat Recht, selbst Armand darf in mir den Vater nur ahnen, nicht wissen. Seine jugendliche Uebereilung würde meinen Feinden einen neuen Bundesgenossen in einem neuen Gegenstande des Spottes und der Anklage zuführen. Und diese Widersacher mehren sich täglich. Die Briefe des Königs selbst warnen mich mehr noch vor meuchlerischen Angriffen, als vor dem Zorne der Städte und Barone, die es fühlen, daß Spanien in mir mit ihnen einen Kampf um die Alleinherrschaft der Niederlande begonnen hat. Nicht blos in Madrid legt man mir Schlingen und Hinterhalte. In Brüssel werde ich erst sicher sein, wenn mich ein Paar so treuer Augen, als die Armand's, bewachen."

„Noch immer kommt er nicht. Die Erwartung ver-

leidet mir die Lust zu den Geschäften. Da ein Brief Hachicourt's — Katharina van der Noot hat in der That mit ihrer Erklärung bis jetzt gezaudert — und ihr Freier ist schon ungeduldig worden. Eine Beschwerdeschrift mit Egmont's Siegel —. Ich weiß es wohl, weshalb seine Statthalterschaft so schwierig ist in der Befolgung meiner Maßregeln. Sie muß sich an mir rächen, der Abtei wegen, die ich Egmont's Anverwandtem verweigerte, weil mir ihre Einkünfte bedeutend genug erschienen, den Titel und dessen Rechte selbst zu behalten. Ein Billet der Herzogin — wenn sie etwa eine neue Meute von Jagdhunden fordert, so sollen sie ihr um jeden Preis geschafft werden. Sie herrsche als Diana unbeschränkt über die Thiere des Waldes, aber die Staatsgeschäfte wünscht Philipp durch mich verwaltet zu sehen."

Der Diener schlüpfte durch die Thüre:

„Ein junger Mann, Armand Villet, der mich zu sprechen wünscht," fragte Granvella. „Führ' ihn ein und ziehe Dich in's zweite Vorzimmer zurück. Ich werde die Schelle rühren, wenn ich Deiner bedarf."

„Nein, Eminenz. Frau van der Noot und Katharina, ihre Tochter, bitten um gnädiges Gehör," antwortete der Lakai.

Die Wittwe hätte keine unpassendere Zeit zu ihrem Gesuche wählen können. Der Kardinal wollte ungestört

bleiben, um der Zusammenkunft mit Armand auch nicht eine Minute zu entziehen:

„Sie haben nur schriftlich mit mir zu verhandeln," bedeutete er den Diener. „Eine bestimmte Erklärung, nichts weiter, wird von mir angenommen werden. Sage ihnen, es sei Gnade genug, daß ihnen ein Ausweg gezeigt wird, dem Uebel, welches sie bedroht, durch eine ehrenvolle Verbindung zu entgehen."

Der Kardinal blickte auf die Uhr. Die Stunde war überschritten, zu welcher ihm Renard Armand's Besuch angesagt hatte.

Auf der Treppe des Palastes begegneten zwei Frauen, die gebeugten Nackens über die Stufen hinabschwankten, einem Manne, der dieselbe Treppe hastig emporstieg.

„Ihr kommt von ihm?" fragte der Mann.

„Vom Kardinal — und wurden ungehört zurückgewiesen."

„Wie ich von Deiner Thüre, Katharina!" entgegnete der Mann mit einer von Schmerz oder Entrüstung halb erstickten Stimme.

Das Mädchen deutete wortlos auf eine Gestalt, die unten am Geländer der Treppe lehnte und auf die Damen wie ein Wächter zu achten schien.

„Lebe wohl, Armand!" flüsterte Katharina. „Nur dies Lebewohl habe ich noch für Dich!"

„Das gebe Gott, daß auch Du wohl leben mögest,“ versetzte der Ritter, seinen Blick von dem bleichen Angesichte des Mädchens mit Gewalt abwendend.

„Und wohin gehst Du?“ fragte das Fräulein.

„Zu Granvella — um für Dich zu bitten. Und ich finde breiten Eingang!“ Ohne eine Antwort zu erwarten, führte Armand Katharina's Hand an seinen Mund, dann eilte er die Treppe empor und verschwand oberhalb derselben.

„Mutter, Mutter,“ raunte das Fräulein der Wittwe zu. „Hörtest Du, was er sprach? Zu Granvella geht er, für uns zu bitten. Wenn er etwas Schlimmeres mit ihm —“

„Still, mein Kind, still. Dies sind die Mauern der Hofburg. Aber Du hast recht. Er war jäh und erhitzt, wie damals, als er an der Brücke bei St. Gery zurückblieb.“

Der Diener geleitete Armand an's Zimmer des Kardinals und ließ ihn ungemeldet durch die Thür eintreten.

Nach der Scene auf der Treppe, so kurz sie gewesen, hatte Armand geglaubt, seine Wuth würde rasend genug sein, daß er sogleich und ohne heuchlerischen Wortwechsel auf Granvella würde losstürzen können, um ihn zu ermorden. Aber so leicht, daß er sie wie im Rausche beging, sollte ihm die That nicht werden. Die Erscheinung der hohen Gestalt Granvella's im Hintergrunde des Zimmers,

die Würde, mit welcher sie ihm entgegentrat, das erste Wort, mit welchem er angeredet ward, fesselte seine Glieder und lähmte den entschlossen vorgesetzten Fuß:

„Armand, mein Landsmann und Neffe! Ihr seid mir willkommen — so willkommen, wie wenn ich einen Sohn in Euch empfinge."

Das Herz des Kardinals dehnte sich aus im Gefühle väterlichen Entzückens. Die Brust Armand's ward zusammengepreßt von dem Gedanken an den Zweck seines Hierseins. Dabei streckte sich ihm Granvella's Hand entgegen. Er erfaßte sie mechanisch. Aber er vermochte es nicht, einen Judaskuß darauf zu drücken.

„Ihr seid schüchterner, als ich es einem Sprößlinge Hochburgunds verzeihen kann. Wißt Ihr nicht, daß Ihr mein Verwandter seid — der nächste Verwandte, den ein Priester anerkennen darf? Hat Euch Adele meinen Namen niemals genannt? Hat sie Euer Geschick niemals an mich — an ihren Bruder gewiesen?"

„Niemals, Eminenz," stammelte Armand, unbeweglich in seiner Stellung verharrend.

„Oft sind es grade die theuersten Erinnerungen, die wir am seltensten über unsere Lippen gehen lassen," fuhr Granvella fort und sein geistreiches Gesicht verschönerte sich unter dem Bestreben, die Liebe eines Jünglings zu gewinnen, dem alle seine Gefühle entgegenflogen. „Eure

Mutter, Armand, hat meinem Herzen näher gestanden, als jemals ein Weib. Näher, als irgend ein Mensch. Eure Mutter! Erzählt mir von ihr. Macht mir es nicht so schwer, Eure Befangenheit zu überwinden. Wie würdet Ihr daheim neben ihr sitzen, an einem Tage, stürmisch und kalt wie der heutige? Am Kamine, die Füße der Flamme entgegengekehrt, Sessel an Sessel gestellt — nicht wahr? Und so wollen wir jetzt thun, Armand, und Ihr sollt mit mir plaudern, wie mit Eurer Mutter. Ist sie noch fröhlich wie sonst — hörtet Ihr die lateinischen Lieder von ihr, die sie einst sang — ein Student von Dole lehrte sie ihr — oder die italienischen Canzonen, die ich ihr aus Padua heimbrachte? Hier auf diesem Lehnstuhle nehmt Platz, ich in dem anderen und nun sprecht zu mir, nicht wie zu einer Eminenz, die Euer Oheim ist, sondern zu Euerm Oheim, der zufällig Kardinal und Minister geworden, woran Ihr nur zu denken braucht, wenn er Euch einen Dienst leisten kann."

Während Granvella die Sessel an's Feuer rückte, einen lächelnden Blick in den Spiegel aus Krystallglas, einen noch viel freundlicheren Blick aber auf Armand warf, der ihm ein verjüngtes und schmeichelhaftes Spiegelbild zeigte, rang der Ritter einen furchtbaren Kampf mit sich. Auch als Selbsttäuschung war dies Benehmen des Kardinals unwiderstehlich. Zögerte Armand, an sein Mord-

werk zu schreiten, so hatte Renard Recht, als er seinen Abgesandten der Schwäche bezüchtigte. Allen seinen Zorn, seine Angst um Katharina's Loos in einen glühenden Athemzug zusammenfassend, trat er hinter den Stuhl, in welchen sich Granvella bereits gesetzt hatte, und zog den Dolch aus dem Busen.

„Warum zaudert Ihr, meine Bitte zu erfüllen?" erinnerte der Kardinal nach einer Pause und klopfte mit der Hand auf den leeren Sessel. „Hierher, mein Sohn, hierher."

„Weil ich's nicht über mein Herz gewinnen kann, Euch rücklings niederzustoßen."

Die Antwort ward mit einem so dumpfen und verworrenen Ausdrucke ertheilt, sie lag so weit außer dem Ideenkreise, in welchen sich der Kardinal versenkt hatte, daß sie den Fragenden nicht erschreckte, daß er sie kaum verstand. Granvella wendete sich ruhig um, ohne seinen Sitz zu verlassen, und schaute in Armand's Gesicht. Der Ritter, der hochaufgerichtet hinter dem Stuhle stand, den Stahl in der Rechten erhoben, die Augen zusammendrückend, als wolle er sich blindlings auf seine Beute werfen — diese Umstände erklärten jedoch die Worte. Granvella starrte entsetzt empor. Sein Mund war sprachlos, seine Kehle ohne Odem. Aber seine Miene, in der sich ein furchtbarer Schmerz ausprägte, war beredt und eine

noch furchtbarere Anklage enthielt der Blick, der nicht von Armand's Antlitze abließ.

„Dennoch müßt Ihr sterben!" rief der Ritter, den Dolch fallen lassend und das Schwert entblößend. „Ich bin ein ungeschickter Mörder, Wehrlosen gegenüber. Erhebt, bewaffnet, vertheidigt Euch. Euer Leben oder das meinige! Eine Bewegung zum Widerstande, damit ich den Muth erhalte, Euch zu tödten!"

Der Kardinal veränderte seine Stellung im Sessel nicht. Er war mit dem Rücken an die Lehne zurückgesunken und saß, als sei er gefeit durch einen undurchdringlichen Zauber. Die Hände auf die Armpolster gestützt, das Haupt emporgerichtet, erwiederte er dem Ritter, der mit gezogenem Degen auf ihn eindrang:

„Stoß zu — Vatermörder."

Armand schauderte zusammen. Wie unsinnig auch jede Zögerung erscheinen mußte, nachdem er seine blutige Absicht einmal kund gethan, so war der Vorwurf, den ihm Granvella entgegenschleuderte, doch zu furchtbar. Armand konnte sein Opfer nicht vernichten, ohne sich vorher von dem scheußlichsten Verbrechen, welches die Menschheit kennt, gereinigt zu haben.

„Renard hat Euch betrogen. Ich bin nicht Eurer Schwester, bin Adelen's von Montremy und Renard's

Sohn. Mein Blut und das Eurige haben so wenig Verwandtes, als das Blut des Löwen und des Wolfes."

„Nein. Nicht meiner Schwester, aber mein Sohn!" sprach der Kardinal mit einer Stimme, die wie die eines Geistes klang. „Die Heiligen mögen Dir Deine Schuld verzeihen. Du hast das Eisen gezückt wider den, welcher Dir das Leben gab."

„Beweist, was Ihr sprecht, damit ich verzweifle!" stöhnte Armand. Seine Glieder zitterten in Fieberfrost. „Ihr, mein Vater? Ich nach Euch ausgeschickt als Euer Mörder?"

Granvella stand auf und that einige Schritte durch's Zimmer. Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, daß Armand sein Sohn war, so konnte sie nicht deutlicher gegeben werden, als durch das Benehmen des Kardinals. Er ging an ihm vorüber, als sei das Schwert in Jenes Hand ein Knabenspielzeug. Anstatt Wachen zu seinem Schutze, oder auch nur Zeugen herbeizurufen, machte er eine Handbewegung gegen Armand, daß er seine Stimme und Bewegung mäßigen möge! „Mach' unsere Schmach nicht offenkundig" flüsterte er. Nichts veränderte sich, außer der Haltung des Mannes, der über die Niederlande gebot. Sie war gebrochen. Aus einem Stolzen war ein Gedemüthigter geworden.

„Renard hatte eine Braut und diese Braut gebar dem

Bischofe von Arras einen Sohn. Dort liegt das Pathengeschenk Renard's auf dem Teppiche," sprach er, den Dolch mit dem Fuße fortstoßend. „Es ist etwas spät gekommen, aber es entspricht wenigstens dem Geber. Aller Stolz der Erde, wenn ich ihn in meiner Brust vereinigte, wiegt die Erschütterung eines solchen Augenblicks nicht auf. Sage mir, Armand, um wie viel hat sich mein Haar seit der letzten Minute verfärbt?"

„Nicht von den Heiligen — von Euch, mein Vater, erflehe ich mir Verzeihung!" brach Armand aus, auf die Kniee sinkend vor Granvella.

„War es nur Renard, der Dich zu dieser Unthat trieb?" fragte Granvella. „Was gab Dir die Mordwaffe in die Hand?" — und der Kardinal setzte sich wieder in den Stuhl, den er dem Knieenden zukehrte.

„Die Liebe, mein Vater, und der Haß zu gleichen Theilen! Katharina van der Noot, mit deren Hand Ihr Hachicourt's Dienste belohnen wollt, ist vor Gott und ihrer Mutter meine Verlobte, mein Glaube der protestantische und die Empörung des Landes wider Eure Herrschaft war das Schild, womit ich meine That adelte."

„Du redest von Empörung, als ständen die Provinzen schon in Waffen gegen mich."

„Eines Sohnes Mund muß wahr sein — wenn nicht heute oder morgen, so wird die Sturmglocke an einem

anderen Tage wider Euch erschallen. Ganz Niederland zieht den Strang dazu."

„Die Masse des Volkes? Nicht blos ihre selbstsüchtigen Parteiführer? Die Masse? Auch die kleinen Leute, deren Ehrgeiz nichts zu gewinnen, deren Beutel nur zu verlieren hat, mag der Wille eines Königs oder die Anmaßung der Barone die Steuer ausschreiben? — Du sagst ja?"

„Und der Widerwille gegen die Verfolgungen der neuen Kirche," fügte Armand hinzu.

Der Kardinal schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„So hätte der König diesmal schärfer aus der Ferne gesehen, als ich aus der Nähe? Es bedürfte doch einer stärkeren Hand, als der meinigen in diesen Reichen? Wohlan — wo der Haß die Faust des Sohnes gegen den Vater bewaffnet, räum' ich das Feld. Es wird Einer nach mir kommen, der das Feld gleichfalls räumt, aber von den Feinden."

Nachdem Granvella diese Worte mehr zu sich selbst, als zu Armand gesprochen, blickte er auf den Knieenden:

„Das war die Begegnung eines Vaters mit seinem Kinde, die erste Begegnung! Sie hat meine Kraft so sehr erschöpft, daß ich mich nach Ruhe sehne. Mein armer Armand, nach solchem Wiederfinden können unsere Lebensbahnen kaum neben einander laufen. Was nur eine

Sünde meines Lebens war, ist zur Schuld geworden durch den niederträchtigen Mißbrauch, den man mit Deinen Leidenschaften trieb. Am Ziele eines riesengroßen Strebens muß ich vielleicht am Ende noch erkennen, daß ich meine Aufgabe verfehlte. Du hast um meine Verzeihung gebeten, ich gebe Dir mehr: meinen Segen. Erzähle Adelen von unserem Zusammentreffen und sie wird Wünsche hinzufügen, die aus einem milderen Herzen kommen, als aus dem meinigen. Wer die Natur verleugnet, an dem rächt sich die Natur. — Würdest Du mich geliebt haben, Armand, wärst Du nicht durch diesen Renard zu mir gelangt?"

„Mein Vater!" schluchzte der Ritter und ließ den Thränen freien Lauf, die aus seinen Augen strömten. „Erst jetzt fühl' ich die Größe meines Verbrechens! Jetzt, da sich all' mein Haß gegen Euch in eine Liebe umschmilzt, für die der Verstand vergebens nach einer Quelle forscht."

„Verlangst Du eine andere, eine heiligere Quelle, als die des Blutes? Führe mich an den Kamin. Es ist so süß, sich auf den Arm seines Kindes zu stützen."

„Aber den elenden Gaukler Renard, laßt mich uns an ihm rächen."

„Du würdest nur einer langsamen und sicheren Nemesis zuvoreilen. Der Ehrgeiz bringt ihn um. Auch wenn ich nicht mehr in Brüssel gebiete, wird er machtlos

bleiben. Und was mich anlangt, so ist meine Rache früher über ihn gekommen, als seinerseits die Veranlassung dazu."

Der Lakai des Kardinals erschien und verlangte in des Herrn von Hachicourt Namen Antwort auf den Brief vom heutigen Abend.

„Laß ihn wissen, der Ritter Armand Villet werde ihm diese Antwort in das Haus der Frau van der Noot überbringen," befahl Granvella.

„Ihr steht ab von dem grausamen Unternehmen, die Anhänger der neuen Religionslehre zu verfolgen?" rief Armand, in freudiger Hoffnung die Hände des Kardinals an seine Brust pressend.

„Ich stehe ab davon. Nicht weil ich das Unternehmen für grausam halte, sondern weil mir keine Zeit bleibt, es zu vollenden. Denn merke Dir, eine Flamme, die jetzt noch durch Blutstropfen zu löschen wäre, wird einst über Blutbächen emporschlagen, und nur der wäre grausam, der das kleinere Uebel scheute, um ein viel größeres zu verhindern."

Armand blickte mit anderen Augen in die Zukunft. Die Inquisition gehemmt, Katharina van der Noot von Hachicourt's Werbung befreit — darin gingen seine Gedanken und beinahe auch die Erinnerung unter an die furchtbare Einleitung zu dem versöhnenden Schlusse. Nur

Granvella's Gefühle, einmal zu Boden geschlagen, erhoben sich nicht wieder zu gesunder Blüthe. Die Feier, mit welcher er die Vereinigung mit seinem Sohne beging, blieb schwer verdüstert.

Noch zeigte Katharina's Haus ein matt erleuchtetes Fenster, als Armand, den Palast der Regentin verlassend, dorthin eilte. Auch blieb die Thüre dem Boten des Kardinals nicht verschlossen: „Freiheit, Freiheit," rief er, Granvella's Verordnung hoch in der Hand haltend. „Nur was zu Euren Gunsten im Staatsrathe verfügt ward, behält Geltung. Kein geistliches oder weltliches Gericht soll dem Abzuge Eurer Personen und Eures Vermögens ein Hinderniß in den Weg legen."

Der Mutter entfiel das Gebetbuch, darin sie gelesen. Mechanisch griff sie nach der Urkunde, die ihr Armand reichte. Aber Katharina las in einem lebendigen Buche, eifriger als die Wittwe auf dem Pergamente. In der Umarmung, unter den Küssen Armand's empfand sie eine Seligkeit, die ihr selbst für Kümmernisse, wie die des letzten Tages, nicht zu theuer erkauft schien.

In Herrn von Hachicourt verließ ein neuer Feind des Kardinals das Zimmer.

Als der Hof von Brüssel längst an dem Erfolge von Armentero's Sendung nach Madrid verzweifelt war, kündigte der Kardinal Granvella der Herzogin eines Tages an, daß er eine Reise in seine Heimath unternehmen wolle, um in Burgund seine alte kranke Mutter zu besuchen. Die Freude, nicht allein der Regentin, sondern des ganzen Landes über den Rücktritt des Kardinals war so groß, daß man seine Abreise kaum erwarten konnte. Sie verzögerte sich noch einige Zeit. Am 10. März 1564 verließ jedoch der Kardinal Brüssel. Wie laut sich aber auch der Jubel über seine Entfernung äußerte, zwei Personen, die Granvella nach Besançon begleiteten, suchten ihn durch ihre kindliche Liebe für den allgemeinen Haß zu entschädigen: Armand und Katharina. Sie blieben in seiner Nähe, bis Granvella zur Papstwahl nach Rom ging, von wo er später als spanischer Vicekönig nach Neapel gerufen ward.

Armand verehrte in Granvella den Vater, ohne jemals die Grundsätze des Staatsmanns und Kirchenfürsten von ihm anzunehmen. Als in den Niederlanden der offne Kampf gegen Spanien ausbrach, begab er sich unter Oraniens Fahnen. Nach der Einnahme von Harlem starb ein Mann den Heldentod unter dem Stahle der Spanier, der sich durch ein Wort hätte retten können, durch die Angabe des Namens seines Vaters. Armand Villet ver-

schmähte es, dies Wort auszusprechen und theilte das Schicksal der Vertheidiger jener heldenmüthigen Stadt, über die Alba sein Strafgericht verhängte. Denn Herzog Alba war, im vierten Jahre nach der Entfernung des Kardinals, Granvella's Nachfolger in den Niederlanden.

Die Wunderblumen.

Märchen.

In der Nähe der Questenburg auf dem Harze wächst eine Wunderblume. Sie hat einen schneeweißen Kelch, der mit goldnen Fäden gefüllt ist. Nur in der Osternacht blüht sie, und nur in der Osternacht ist sie zu finden. Aber da sie grade an den steilsten Abhängen sproßt, so ist es gefährlich, nach ihr zu suchen. Dazu müssen die, so sie finden wollen, immer zu zwei nach ihr ausgehen, und dürfen kein Wort dabei mit einander sprechen, was manchen Leuten ebenfalls schwer fällt.

Wer die Blume entdeckt und gebrochen hat, darf sie auch nicht wieder aus der Hand legen, bis sie ihre Zauberkraft bewährte, sonst verliert sie die Wundereigenschaft. Behält er sie aber treu und kommt er mit ihr Nachts in den Wald zurück, so erschließt sich auf sein Geheiß jedes Geheimniß des Gebirges, welches er zu erblicken verlangt. Die Höhlen, worin die Zwerge ihre Schätze bewahren, thun sich auf nach seinem Gebote, und er mag davon nehmen, was er will. Die Geister und Gnomen müssen ihm Red' und Antwort stehen, wenn er es auf die Macht der

Blume hin fordert, und wo irgend eine Truhe mit Goldstücken vergraben ward, da klafft die Erde empor und bietet dem Besitzer der Zauberblüte ihren Reichthum. Was er forträgt, ist sein.

Dereinst trafen unmittelbar vor einer Osternacht in einer einsamen Waldschenke des Harzes zwei junge Gesellen zusammen. Von Müdigkeit erschöpft, ein Bündel mit allerlei Hausirkram auf dem Rücken tragend, erschien der Eine, der Anselm hieß. Auch nachdem er seine Last auf die Bank abgesetzt hatte, blieb seine Haltung gebückt. Aber voll kluger Berechnung blickte ihm das schwarze Auge unter den fest zusammengezogenen Brauen hervor, und die scharf gebogne Nase verkündete kühnen Unternehmungsgeist. Der zweite Reisende, der ohne Gepäck eintrat, war jünger als der erste, rothwangig, blond, von schlanker Gestalt und freiem, edlem Wesen. Anselm wollte in ein Wechselhaus nach Hannover gehen, der andre, dessen Name Wolfgang, war auf dem Wege zur Leipziger Hochschule begriffen und hatte nur die thüringer Hauptstraße verlassen, um dem Frühlinge des Harzgebirges etwas näher in's liebliche Auge zu schauen. Beide stammten aus Frankfurt, der alten Kaiserkrönungsstadt am Mainstrom, aber sie hatten sich früher kaum gesehen,

und kennen lernten sie sich erst, als sie jetzt in der Harzherberge beisammen saßen.

Anselm lehnte sich an die Wand, und es fehlte nicht viel, so schlief er ein vor Ermattung. Wolfgang blickte hell um sich und horchte auf die Worte des alten Bauers hin, der am Ofen saß und den Kindern Märchen erzählte. Duftige Harzsagen waren es, von denen der Greis meldete. Auch von der weißgoldnen Blume auf der Questenburg sprach er, deren Besitz die Geister beschwört und die unterirdischen Schatzkammern eröffnet.

„Landsmann“, sagte Wolfgang zu seinem Herbergsgenossen, „es ist heute grade der Abend vor Ostern, wir sind zu zwei, und wenn wir auszögen, die Wunderblume fänden — —“

„So ständen uns alle Schätze der Erde zu Gebote,“ fiel Anselm ein. Er war plötzlich ganz munter geworden und schaute so straff und rührig aus, als hätt' er jede Anstrengung der Reise verschlafen.

Die beiden Jünglinge ließen sich darauf die Richtung zeigen, in welcher die Questenburg liegt, und brachen dahin auf. Beide von großer Bestimmung, von glücklichem Auge und glücklicher Hand, fand ein Jeder eine der ersehnten Wunderblumen, und kein Wort störte den Zauber. Auch hüteten sie sich, die Blume wegzulegen; nicht um die Welt hätten sie ihren Fund aus der Hand gelassen.

Am folgenden Tage trennten sie sich. Ein Jeder hatte im Stillen seinen Entschluß darüber gefaßt, wie er in nächstkommender Nacht seine Blume gebrauchen wollte. Anselm suchte die Burg Falkenstein zu erreichen, von der ein unterirdischer Gang nach der verschütteten Tidianshöhle führt. Wem der Eintritt zu ihr zu Gebote steht — so viel ist im ganzen Harz bekannt — der hat die Wahl unter Tausenden von kostbaren Kleinoden. Fässer voll goldner Kaisermünzen, nach der Jahreszahl ihres Gepräges geordnet, bilden in jener Höhle eine lange Reihe, die nur von den Tafeln unterbrochen wird, von denen die diamantnen Gefäße der Berggeister herabschimmern, und ihre Perlengehänge und Halsgeschmeide von Rubinen. Wenn Anselm das Gold liebte und die Edelsteine, so war er auf dem besten Wege dazu.

Wolfgang hingegen wendete sich gegen den Ilsenstein. Nicht auf den Besitz von Goldstücken und Diamanten war sein Sinn gerichtet, sondern ihm sollte die Wunderblume dazu dienen, daß sich ihm die holde Zauberjungfrau Ilse zeigen müsse, die seit Jahrtausenden im Ilsenstein wohnt. Frühmorgens verläßt sie ihr Felsenschloß und tritt heraus an die Strahlen der purpurnen Morgensonne. In deren Scheine kämmt sie ihr goldgelbes Haar, welches der geschmeidigen Gestalt bis über den Rücken hinabfällt. Ist die Sonne höher gestiegen, geht Schönilse in den ein-

samen, von Waldbüschen verhängten Thalkessel hinab, in's Ilsenbad, und taucht ihren weißen Körper in die kühle Flut. Den Frechen, der sie dabei belauschen wollte, zieht sie in die brausenden Wellen hinab, die ihn dem Tageslichte für immer entrücken. Dem Bescheidenen aber, der vor ihrem Bade zurückweicht, ohne es zu stören, thut sie wohl einmal in stiller Mondnacht ihren Zauberpalast auf. Seidne Fahnen wehen dann von allen Zinnen, jubelnde Musik erschallt aus dem Schlosse, in welchem tausend Kerzen flammen, und das Fräulein Ilse führt den Auserwählten von Prachtgemach zu Prachtgemach, ihm so viel Herrlichkeit zu zeigen, daß er sein Lebelang davon zu erzählen und zu lobpreisen hat.

Der Abend war der Nacht gewichen, als Wolfgang vor den Ilsenstein trat. Die Büsche rauschten umher, und das Wasser murmelte, wie wenn der Bach dem Walde ein leises Schlummerlied sänge. Da klopfte der Jüngling an den Stein und begehrte im Namen der Zauberblume, daß er sich ihm aufthäte.

Die Jungfrau Ilse rief mißgelaunt durch die Felsenpforte, ohne sie zu öffnen: „Was willst Du Menschenkind? Gold und Schätze — mußt Du mich darum in meiner nächtlichen Ruhe stören? Geh' in die Tidianshöhle, wo schon Dein Gefährte das rothe Metall gierig durchwühlt — dort liegt weit mehr, als Du und er hin=

wegschleppen könnt, wenn Ihr nicht etwa die Kräfte meines afrikanischen Riesenvetters, des Atlas, besitzt. Oder wenn Dich der Gang dahin verdrießt, so nenne mir die Summe, die ich Dir hinausreichen soll, die Anzahl der Perlen, Smaragden und Saphire, die Du verlangst, damit ich der Blume ihr Recht widerfahren lasse. Den Preis gib an, rasch den Preis, damit ich Dich abfertige."

„Dein Anblick, holde Ilse, ist der Preis. Nichts weiter fordere ich, als Dich zu sehen in den Wundern Deines Palastes, und mich einen Augenblick mit Dir Deiner Unsterblichkeit zu freuen."

„Das ist der erste Mensch, der nicht nach meinen Schätzen trachtet," dachte Ilse und sie lächelte dabei, „denn goldhungrig fand ich bisher alle. Wohlan," rief sie, „für die Wunderblume sollst Du mein Gast sein die Nacht in meinem Schlosse, keines seiner Geheimnisse soll sich Dir verbergen." Und sie öffnete die kyklopischen Thore ihrer Burg.

Geblendet von dem Glanze, der ihm entgegenleuchtete, trat Wolfgang einige Schritte zurück, geblendet vielleicht noch mehr von dem Liebreize der anmuthigsten Jungfrau, die ihm ihre Lilienhand zum Gruße entgegenstreckte. Aber rasch faßte er sich, ergriff die Hand und legte darein die Wunderblume, dann neigte er sich, sie zu küssen. Schönilse umfaßte den Jüngling mit ihren

schwanigen Armen. So führte sie ihn in das Schloß. Die Felsenthore fielen zu hinter dem Paare, das Licht, welches aus der Grotte gedrungen, erlosch. Aber zu dem Rauschen des Wassers und der Bäume erklang's die ganze Nacht hindurch aus dem Ilsenstein wie selige Musik.

Am nächsten Morgen ging Wolfgang auf dem Waldwege dahin, als ihm sein Gefährte begegnete. Dieser keuchte unter einem schweren Bündel daher, aber er schien die ungeheure Last mit mehr Lust als Mühseligkeit zu tragen. Verwundert jedoch stand er still, als er Wolfgang mit leeren Händen daherschreiten sah.

„Euer Antlitz ist das eines Verklärten," rief ihm Anselm zu. „Habt also Eure Schätze schon in Sicherheit gebracht?"

Wolfgang nickte.

„Was habt Ihr hinweggerafft?" fuhr Anselm fort und rastete eine Weile, indem er seine Last an den Boden setzte. „In der Tidianshöhle hatt' ich's nicht schlecht getroffen. Ich denke, ich habe mir die ältesten Heckegoldgulden herausgesucht." — Bestätigend klirrten dazu die Münzen im angestoßenen Säckel. — „Wärt Ihr noch besser angekommen? Erzählt mir, wie erging's Euch die Nacht?"

„In hundert Liedern werd' ich davon erzählen. Lebt wohl, jetzt muß ich auf den Brocken, wo ein Theil des

erhabnen Faustmärchens spielt, das mir Schönilse in die Brust gelegt.“ Und Wolfgang eilte hinweg.

„Märchen — Lieder — ich begreife meinen Landsmann nicht, wenn er etwa dafür Perlen und Edelsteine verschmähte und wohlgeränderte Dukaten. In diesem Bündel sitzt der Zauber, mit dem ich mir Frankfurt, Deutschland, Europa erobern werde, ich der Anselm Mayer Rothschild.“

Der andre Frankfurter, der so eben hinter dem Tannengehege verschwand, war der junge Wolfgang Goethe. Anselm hat Wort gehalten — seine Zaubergulden unterwarfen ihm Europa. Er starb, die goldne Herrscherkrone der Börsen auf dem Haupte. Hatte aber der Gefährte schlechter gewählt? Auf Goethe's Sarg legte die bewundernde Welt einen Lorbeerkranz, der frisch sein und grünen wird, so lange die Jungfrau Ilse im Ilsensteine webt und wohnt. Denn sie selbst hat seine Blätter mit dem stärksten Zauber ihrer Liebe gefeit.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Heller, Robert,

Sieben Winterabende

Bd.: 1

Leipzig 1847

P.o.germ. 598 gc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110830-6